

IAN BURUMA

'45


**DIE WELT AM
WENDEPUNKT**

HANSER

Mit dem Ende des Krieges ordnete sich die Welt nicht nur in Europa neu. Meisterhaft nimmt Ian Buruma die vielen Schauplätze dieses Epochenjahrs in den Blick, erzählt von den großen politischen Veränderungen genauso wie von Glück und Trauma des alltäglichen Lebens.

»Ian Buruma erweckt die Geburtsstunde des modernen Europa und der gesamten Nachkriegswelt zum Leben. Seine meisterhafte Gesamtschau von Einzelschicksalen und globalen Entwicklungen ermöglicht es, die Welt von 1945 mitzerleben und besser zu verstehen. Ein großartiges Stück Geschichte.«

PHILIPP BLÖM

Auch als  -Book / www.hanser-literaturverlage.de

€ 26,- [D] € 26,80 [A] WG 943

ISBN 978-3-446-24734-5



Das Ende des Weltkriegs setzte 1945 die bis heute letzte globale Zäsur. Dass eine neue Epoche beginnen würde, konnten die Menschen damals nur ahnen. Das Grauen der Vernichtungslager kam ans Licht, Millionen Menschen waren auf der Flucht, der Schwarzmarkt blühte, Militärgerichte verfolgten Kriegsverbrecher, Kollaborateure fielen der Lynchjustiz zum Opfer, Feinde verwandelten sich in Befreier. Der Sommer 1945 zerfällt in unzählige Bilder und Geschichten, die auf der ganzen Welt spielen. Ian Buruma hat Hunderte persönlicher Erinnerungen und Geschichten aus Europa und Asien zu einer großen Geschichte der Welt zur Stunde null zusammengefügt. Er erzählt von Tätern und Opfern, von Siegern und Besiegten, von der Trauer, von der Angst und von der grenzenlosen Freude. So anschaulich und vielstimmig war noch nie über diese dramatischen Monate zu lesen, während deren das Fundament für unsere Gegenwart gelegt wurde.



Ian Buruma, 1951 in Den Haag geboren, lehrt als Henry R. Luce Professor am Bard College und lebt in New York. Er veröffentlicht u. a. in der *New York Review of Books*, im *Times Literary Supplement*, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und in der *Süddeutschen Zeitung*. Bei Hanser erschienen zuletzt: *Chinas Rebellen. Die Dissidenten und der Aufbruch in eine neue Generation* (2004), *Okzidentalismus. Der Westen in den Augen seiner Feinde* (mit A. Margalit, 2005), *Die Grenzen der Toleranz. Der Mord an Theo van Gogh* (2007)

Barbara Schaden, Jahrgang 1959, studierte Romanistik und Turkologie in Wien und München. Nach ein paar Jahren in der Filmbranche und im Verlagslektorat seit 1992 freiberufliche Übersetzerin, u. a. von Patricia Duncker, Margaret Atwood, Jean-Claude Guillebaud, Maurizio Maggiani, Fleur Jaeggy, Kazuo Ishiguro und Eleanor Catton.

Autorenfoto: © Michael Childers
Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München
Foto: *Have You Seen Him?*, 1947, © Ernst Haas/Getty Images

Ian Buruma

1945 Die Welt am Wendepunkt

Aus dem Englischen von Barbara Schaden

Carl Hanser Verlag

Titel der Originalausgabe:

Year Zero. A History 0/1945

First published in the United States in 2013 by

The Penguin Press, a member of Penguin Group (USA) LLC.

First published in Great Britain in 2013 by Atlantic Books,

an imprint of Atlantic Books Ltd.

Bildteil: zwischen S. 198 und 199

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24734-5

Copyright © 2013 by Ian Buruma

All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ZX MIX
V Papier aus verantwortungsvollen Quellen
www.fsc.org FSC® C014889

Eingelesen mit Abby Fine Reader

Für meinen Vater, S.L. Buruma, und Brian Urquhart

Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heisst. Ein Engel ist daraufdargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füsse schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradise her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schliessen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.

Walter Benjamin,
«Über den Begriff der Geschichte», IX.

Inhalt

Prolog 11

Teil 1 Befreiungskomplex

Kapitel 1 Jubel 25

Kapitel 2 Hunger 71

Kapitel 3 Vergeltung 95

Teil 2 Trümmerbeseitigung

Kapitel 4 Heimkehr 157

Kapitel 5 Entgiftung 199

Kapitel 6 Rechtsstaatlichkeit 237

Teil 3 Nie wieder

Kapitel 7 Ein Tag, der strahlend hell beginnt 279

Kapitel 8 Zivilisierung der Unmenschen 317

Kapitel 9 Eine Welt 353

Epilog 383

Anmerkungen 387

Bildnachweis 403

Textnachweis 405

Namenregister 407

Prolog

Es ist etwas an der Geschichte meines Vaters, das mich lange ratlos gemacht hat. Wie er den Zweiten Weltkrieg erlebt hat, ist für einen Mann seines Alters und seiner Herkunft nicht besonders ungewöhnlich. Es gibt viele schlimmere Geschichten; dabei war die seine schlimm genug.

Ich war noch ziemlich jung, als ich zum ersten Mal von seinen Kriegserlebnissen erfuhr. Im Unterschied zu anderen war er gar nicht zugeknöpft, obwohl manche Erinnerungen bestimmt schmerzhaft waren. Und ich hörte sie gern. Es gab sogar gewissermassen Illustrationen dazu, nämlich winzige Schwarzweissfotos in einem Album, das ich mir zu meinem Privatvergnügen aus einer seiner Schreibtischschubladen holte. Dramatische Bilder waren es nicht, aber sie waren befremdlich genug, um mich ins Grübeln zu bringen: Fotos von einem primitiven Arbeitslager in Ostberlin, von meinem Vater, der mit einer grotesken Grimasse einen offiziellen Fototermin sabotiert, von beflissen wirkenden Deutschen mit Naziabzeichen am Revers, von Sonntagsausflügen an einen nahegelegenen See, von blonden ukrainischen Mädchen, die den Fotografen anlächeln.

Das waren die relativ guten Zeiten. Fraternisierung mit Ukrainern war sicher verboten, aber die Erinnerung an die ukrainischen Frauen ruft bei meinem Vater heute noch einen wehmütigen Blick hervor. Es gibt keine Fotos von ihm, als er vor Hunger und Erschöpfung dem Tod nah war, als er von Ungeziefer geplagt wurde, einen wassergefüllten Bombenkrater als Gemeinschaftstoilette ebenso wie als einzig verfügbare Waschgelegenheit nutzte. Was mich ratlos machte, war nichts dergleichen, sondern etwas anderes, das später vorfiel, als er schon wieder zu Hause war.

Zu Hause, das war das weitgehend katholische Nijmegen im Osten

von Holland, der 1944 Schauplatz der Schlacht um Arnhem war. Nijmegen wurde nach schweren Kämpfen von den Alliierten eingenommen, und Arnhem war die Stadt aus *Die Brücke von Arnheim*. Mein Grossvater war in den zwanziger Jahren als protestantischer Geistlicher einer relativ kleinen Gemeinde von Mennoniten* hierher versetzt worden. Vom Elternhaus meines Vaters in Nijmegen kam man zu Fuss nach Deutschland. Und nachdem Deutschland vergleichsweise billig war, wurden die meisten Familienferien jenseits der Grenze verbracht, bis um das Jahr 1937 die Nazipräsenz selbst für Touristen unerträglich geworden war. Mein Vater und seine Eltern und Geschwister wurden Augenzeugen, wie in einem Lager der HJ mehrere Jungen von uniformierten Jugendlichen schwer verprügelt wurden. Während einer Schifffahrt auf dem Rhein brachte mein Grossvater (vielleicht absichtlich) die deutschen Passagiere in Verlegenheit, indem er Heinrich Heines *Lorelei* rezitierte. (Heine war Jude.) Meiner Grossmutter reichte es: Keine Ferien in Deutschland mehr. Drei Jahre später strömten deutsche Truppen über die Grenze.

Das Leben ging weiter, auch unter deutscher Besatzung. Für die meisten Niederländer war es, solange sie keine Juden waren, immer noch merkwürdig normal, jedenfalls in den ersten ein, zwei Jahren. Mein Vater immatrikulierte sich 1941 zum Jurastudium an der Universität von Utrecht. Um eine Zukunft als Anwalt zu haben, war es damals – und ist es in gewissem Mass noch heute – zwingend, Mitglied in einer Verbindung zu werden, dem Studentenkorps, das exklusiv und ziemlich teuer war. Obwohl sozial angesehen, verdiente ein evangelischer Geistlicher nicht genug, um sämtliche Ausgaben meines Vaters zu bestreiten. Daher beschloss ein Onkel von der wohlhabenderen mütterlichen Seite der Familie, die gesellschaftlichen Verpflichtungen meines Vaters zu subventionieren.

* Der Klarheit halber sollte ich erwähnen, dass sich die holländischen Mennoniten von ihren amerikanischen Brüdern sehr unterscheiden. Die mennonitische Kirche der Niederlande ist recht fortschrittlich gesinnt, offen für andere Religionen und in keiner Weise zurückgezogen – sehr im Gegensatz zu den amerikanischen und deutschen Mennoniten, die immer ein verlegenes Unbehagen auslösten, wenn sie bärtige Kirchenvertreter in altmodischen schwarzen Anzügen zu offiziellen Besuchen bei meinem Grossvater in Nijmegen entsandten.

Als mein Vater dem Korps beitrug, waren Studentenverbindungen jedoch bereits verboten, denn bei der deutschen Obrigkeit galten sie als potenzielle Widerstandsnester. Kurz zuvor waren jüdische Professoren von den Universitäten ausgeschlossen worden. In Leiden protestierte der Dekan der juristischen Fakultät, Rudolph Cleveringa, in seiner berühmt gewordenen Rede gegen den Ausschluss jüdischer Kollegen und hatte für den Fall seiner Verhaftung, die tatsächlich nicht auf sich warten liess, schon Zahnbürste und Wäsche zum Wechseln gepackt. Studenten, viele von ihnen aus dem Korps, traten in Streik. Die Leidener Uni wurde geschlossen. In Amsterdam war die Studentenverbindung von den eigenen Mitgliedern aufgelöst worden, nachdem die Deutschen jüdische Studenten entfernt hatten.

Aber in Utrecht blieb die Universität offen, und die Studentenverbindung gab es noch, allerdings im Untergrund. Das bedeutete, dass die recht brutalen Einführungsrituale im Geheimen stattfinden mussten. Erstsemestrige, im Korps «Föten» genannt, wurden nun zwar nicht mehr zur Kopfrasur gezwungen, womit sie sich den Deutschen verraten hätten, aber es war noch immer üblich, die Föten wie Frösche hüpfen zu lassen, ausgedehntem Schlafentzug zu unterwerfen, zu versklaven und sie überhaupt mit einer Vielzahl sadistischer Spiele nach Lust und Laune der Älteren zu demütigen. Mein Vater unterzog sich der Tortur widerspruchslos, wie andere seiner Schicht und seines Bildungsstandes. So war es damals eben (und ist es immer noch). Es war, wie sie es recht pedantisch auf Latein ausdrückten, *mos*, die Sitte.

Anfang 1943 mussten junge Männer eine andere, folgenreichere Prüfung bestehen. Die deutschen Besatzer befahlen allen Studenten, einen Treueeid zu unterschreiben, mit dem sie schworen, sich jeglicher gegen das «Dritte Reich» gerichteter Handlungen zu enthalten. Wer sich weigerte, hiess es, würde nach Deutschland deportiert und Zwangsarbeiter in der NS-Rüstungsindustrie. Wie fünfundachtzig Prozent seiner Kommilitonen weigerte sich mein Vater und tauchte unter.

Später im Jahr erhielt er vom studentischen Widerstand in Utrecht die Aufforderung, in seine Heimatstadt zurückzukehren. Der Grund dafür ist unklar. Vielleicht war es ein dummer Fehler, aus einer momentanen Panik heraus begangen, oder es war einfach ein Fall von Inkompetenz; es

waren schliesslich Studenten, keine abgebrühten Guerillakämpfer. Mein Vater wurde von seinem Vater zum Bahnhof begleitet. Leider hatten sich die Nazis genau diesen Moment ausgesucht, um junge Männer für den Arbeitsdienst in Deutschland einzusammeln. Deutsche Polizisten riegelten auf beiden Seiten den Bahnsteig ab, und es hiess, dass für jeden, der entkam, die Eltern zur Verantwortung gezogen würden. Mein Vater wollte seine Eltern nicht in Verlegenheit bringen und unterschrieb. Es war ein rücksichtsvoller, aber kein besonders heroischer Akt, und er macht ihm gelegentlich noch heute zu schaffen. Zusammen mit anderen Männern kam er in ein scheussliches kleines Konzentrationslager, in dem holländische Verbrecher von der SS in den brutalen Techniken ihres Handwerks ausgebildet wurden. Nach kurzem Aufenthalt dort arbeitete mein Vater bis Kriegsende in einer Berliner Fabrik, wo er Bremsen für Eisenbahnzüge herstellte.

Es war eine zwiespältige Erfahrung, wenigstens am Anfang. Solange sie keinen aktiven Widerstand gegen die Deutschen leisteten, blieb den holländischen Werkstudenten das KZ erspart. Die Ödnis der Fabrikarbeit, die Schande, die es bedeutete, für den Feind zu arbeiten, und das physische Ungemach eiskalter, ungezieferverseuchter Baracken hatten unerwartete Kompensationen: Mein Vater erinnert sich, dass er Konzerte der Berliner Philharmoniker unter Wilhelm Furtwängler besuchte.

Auch in der Fabrik der Knorr-Bremse AG mag nicht alles so gewesen sein, wie es zunächst schien. Ein schweigsamer, dunkelhaariger Mann namens Elisohn pflegte sich diskret zu entfernen, wenn ihn ein holländischer Werkstudent ansprach, und ausser ihm gab es noch andere, die vor zu engem Kontakt zurückschreckten, Männer mit Namen wie Rosenthal. Viel später vermutete mein Vater, dass in der Fabrik wohl Juden versteckt wurden.

Schlimmer wurde es im November 1943, als die Royal Air Force mit dem Luftkrieg gegen die deutsche Hauptstadt begann. 1944 bekamen die Lancaster-Bomber der RAF Unterstützung von amerikanischen B-17. Aber die grossflächige Zerstörung Berlins samt seinen Bewohnern begann eigentlich erst Anfang 1945, als Bomben und Feuerstürme mehr

oder weniger an der Tagesordnung waren. Die Amerikaner griffen bei Tag an, die Briten bei Nacht, und im April nahmen die sowjetischen Katjuschas, die «Stalinorgeln», die Stadt vom Osten her unter Beschuss.

Manchmal gelang es den Studenten, sich in Luftschutzbunker und U-Bahn-Stationen zu drängen – ein Privileg, das KZ-Häftlingen in der Regel nicht zuteilwurde: Manchmal war ein hastig angelegter Graben der einzige Schutz vor Bombenangriffen, die, wie mein Vater sich erinnert, von den Studenten zugleich begrüßt und gefürchtet wurden. Eine der schlimmsten Qualen war der Schlafmangel, denn Bombardierung und Granatfeuer liessen praktisch nie nach. Es herrschte ein Dauerlärm aus Luftschutzsirenen, Explosionen, Schreien, fallenden Trümmern und berstendem Glas. Und doch bejubelten die Studenten die englisch-amerikanischen Bombenflugzeuge, die sie ohne Weiteres hätten umbringen können – wie es manchmal auch der Fall war.

Im April 1945 war das Arbeiterlager unbewohnbar geworden: Wind und Feuer hatten Dächer und Wände hinweggefegt. Über einen Kontakt, den möglicherweise eine der weniger nazifizierten protestantischen Kirchen hergestellt hatte, fand mein Vater Obdach in einer vorstädtischen Villa, deren Eigentümerin, Frau Lehnhard, bereits mehrere Flüchtlinge aus der ausgebombten Berliner Innenstadt aufgenommen hatte; neben anderen das Ehepaar Dr. Rummelin, Anwalt, und seine jüdische Frau. In ständiger Angst, sie könne abgeholt werden, hatte der Mann stets einen Revolver bei sich, denn im Fall ihrer Verhaftung wollten sie zusammen sterben. Frau Lehnhard sang gern, sie pflegte das deutsche Kunstlied, und mein Vater begleitete sie auf dem Klavier: Es war, wie er es ausdrückte, «ein letzter Rest Zivilisation» im Chaos von Berlins letzter Schlacht.

Auf seinem Weg in die Ostberliner Fabrik kam mein Vater durch die zerbombten Strassen, wo sich sowjetische und deutsche Truppen einen Häuserkampf lieferten. Am Potsdamer Platz stand er hinter den Stalinorgeln, die mit ihrem unverwechselbaren beängstigenden Pfeifen Hitlers Reichskanzlei beschossen. Er behielt davon einen lebenslangen Schrecken vor lautem Knallen und Feuerwerksraketen zurück.

Irgendwann Ende April, vielleicht auch Anfang Mai 1945 kamen sowjetische Soldaten auch in Frau Lehnhards Haus. Normalerweise fanden

in solchen Fällen Gruppenvergewaltigungen statt, die keine Rücksicht auf das Alter der Frauen im Haus nahmen. Hier geschah nichts dergleichen. Mein Vater aber wäre beinahe ums Leben gekommen, als Dr. Rummelins Revolver entdeckt wurde. Nachdem keiner der Soldaten ein Wort Englisch oder Deutsch konnte, war jeder Versuch, das Vorhandensein der Waffe zu erklären, sinnlos. Die beiden Männer im Haus, Dr. Rummelin und mein Vater, wurden an die Wand gestellt. Mein Vater nahm es mit Fatalismus. Er hatte inzwischen so viel Tod gesehen, dass ihn sein eigenes bevorstehendes Ende nicht weiter überraschte. Doch ein Zufall der existenziellen Art sorgte dafür, dass in dem Moment ein russischer Offizier auftauchte, der Englisch konnte. Und dieser Offizier glaubte Dr. Rummelins Geschichte: Die Hinrichtung wurde abgeblasen.

Zwischen meinem Vater und einem anderen sowjetischen Offizier, einem Oberschullehrer aus Leningrad, entstand eine gewisse Beziehung. Weil sie keine gemeinsame Sprache hatten, verständigten sie sich mit gesummten Phrasen von Beethoven und Schubert. Dieser Offizier, Walentin hiess er, nahm ihn mit zu einem Treffpunkt irgendwo in der Trümmerlandschaft, die einst eine Arbeitervorstadt in Westberlin gewesen war; von hier aus sollte sich mein Vater zu einem DP-Lager (für *displaced persons*) im Osten der Stadt durchschlagen. Auf seinem Irrweg durch die Ruinen schloss sich ihm ein anderer Holländer an, möglicherweise ein Nazikollaborateur oder ehemaliger SS-Mann. Nachdem mein Vater seit mehreren Wochen weder richtig geschlafen noch gegessen hatte, konnte er vor Schwäche kaum noch gehen.

Und sie waren auch noch nicht sehr weit gekommen, als mein Vater zusammenbrach. Sein zwielichtiger Gefährte schleppte ihn in ein bombenbeschädigtes Haus, in dem seine Freundin, eine deutsche Prostituierte, in einem Zimmer mehrere Stockwerke über der Erde wohnte. Mein Vater erinnert sich nicht, wie er hinaufkam und was danach geschah; wahrscheinlich war er die meiste Zeit bewusstlos. Aber die Prostituierte rettete ihm das Leben, denn sie pöppelte ihn so weit wieder auf, dass er es bis zum DP-Lager schaffte, wo über tausend Menschen aller Nationalitäten, darunter auch KZ-Überlebende, mit einem einzigen Wasserhahn auskommen mussten.

Ein Foto von meinem Vater, das mehr als ein halbes Jahr später in

Holland entstand, zeigt ihn noch immer aufgedunsen vom Hungerödem. Er trägt einen Anzug, der ihm kaum passt; vielleicht ist es der, den er von einer mennonitischen Wohltätigkeitsorganisation in den USA erhielt, die Hose voller Urinflecken, oder es ist ein Erbstück von seinem Vater. Aber, obwohl aufgequollen und bleich, wirkt er auf diesem Foto sehr munter, wie er inmitten lauter Gleichaltriger steht, die alle den Bierkrug heben, den Mund weit geöffnet – vielleicht jubeln sie oder singen ein Studentenlied.

Er war zu seiner Utrechter Verbindung zurückgekehrt. Das muss im September 1945 gewesen sein, mein Vater war zweiundzwanzig. Weil die Aufnahme der Neulinge in Kriegszeiten im Geheimen und entsprechend reduziert stattgefunden hatte, bestanden die Alten Herren jetzt darauf, die schikanösen Rituale zu wiederholen. Mein Vater erinnert sich aber nicht, dass er froschhüpfen musste oder allzu brutal herumgestossen wurde. Diese Art der Behandlung war den Jüngeren vorbehalten, den Neulingen an der Uni, manche von ihnen vielleicht frisch aus Lagern, die noch viel schlimmer gewesen waren als das meines Vaters. Vermutlich waren jüdische Studenten unter ihnen, die jahrelang von mutigen Nichtjuden, die damit den eigenen Hals riskierten, unter den Dielenbrettern versteckt worden waren. Aber mein Vater erinnert sich nicht, dass man sich um derlei gross Gedanken gemacht hätte; an persönlichen Geschichten, jüdischen oder anderen, war niemand interessiert, denn eine persönliche Geschichte hatte jeder, und unerfreulich waren die meisten. Im Rahmen ihrer Aufnahme in die Verbindung mussten sich die neuen «Föten» anschreien, demütigen und in winzige Kellerabteile quetschen lassen (ein Spiel, das in Korpskreisen später «Dachau» hiess).

Und das ist es, was mich ratlos machte. Wie konnte mein Vater nach allem, was er erlebt hatte, ein derart groteskes Verhalten hinnehmen? Gab es niemanden, der das zumindest befremdlich fand?

Nein, versicherte mein Vater wiederholt. Nein, alle fanden es normal. Es war so üblich – *mos* eben: Niemand stellte den Brauch in Frage. Später schränkte er seine Aussage dahingehend ein, dass er sagte, er hätte es ungehörig gefunden, einen jüdischen Überlebenden zu schikanieren; aber er könne nur für sich sprechen.

Ich stand vor einem Rätsel, aber nach und nach, glaube ich, begann

ich zu begreifen. Es war eben *normal*. Die Menschen damals waren so wild entschlossen, die Welt wiederherzustellen, die sie vor der Naziokkupation, vor den Bomben, Lagern und Morden gekannt hatten, dass ihnen die Schikanierung von «Föten» tatsächlich nicht weiter erwähnenswert schien. Es war ein Weg zurück zum früheren Zustand, sozusagen ein Heimweg.

Denkbar ist natürlich auch, dass Männer, die unaussprechliche Gewalt erlebt hatten, solche Studentenspiele als vergleichsweise harmlose Spässe der Jugend betrachteten. Wahrscheinlicher aber ist, dass diejenigen, die mit der grössten Begeisterung die Neulinge im Korps schikanieren, auch jene waren, die im Krieg gar nicht so viel erlebt hatten und hier eine Chance sahen, die harten Burschen zu markieren – ein Vergnügen, das umso stärker empfunden wurde, wenn die Opfer Menschen waren, die sehr viel Schlimmeres durchgemacht hatten.

*

Es war diese Geschichte meines Vaters – die, wie gesagt, nicht so schlimm war wie das, was andere erlebt hatten, aber schlimm genug –, die mich neugierig machte, wie es unmittelbar nach dem verheerendsten Krieg der Menschheitsgeschichte weiterging. Wie stand die Welt aus den Trümmern wieder auf? Was geschieht, wenn Millionen hungern oder auf blutige Rache sinnen? Wie setzen sich Gesellschaften – wie setzt sich «Zivilisation»: ein beliebtes Wort damals – wieder zusammen? Der Wunsch, zur Normalität zurückzukehren, ist eine sehr menschliche Reaktion auf Katastrophen; menschlich und absurd. Denn natürlich war es eine Illusion zu glauben, die Welt, wie sie vor dem Krieg war, liesse sich einfach wiederherstellen, als könnte eine mörderische Dekade, die lang vor 1939 begann, einfach verdrängt werden wie eine böse Erinnerung.

Es war aber eine Illusion, und Regierungen hingen ihr ebenso an wie Individuen. Die französische und die holländische Regierung bildeten sich ein, sie könnten ihre Kolonien wieder in Besitz nehmen, und das Leben ginge weiter wie vor der japanischen Invasion Südostasiens. Sie wurden bald eines Besseren belehrt. Natürlich konnte die Welt nicht mehr dieselbe sein wie vorher. Zu viel war passiert, zu viel hatte sich verändert,

zu viele Menschen, ja ganze Gesellschaften waren entwurzelt worden. Auch wollten gar nicht so wenige, eingeschlossen manche Regierungen, auf keinen Fall den früheren Zustand der Welt zurückhaben. Britische Arbeiter, die für König und Land ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten, sahen nicht ein, weshalb sie sich wieder dem alten Klassensystem unterordnen sollten, und nur zwei Monate nach dem Sieg über Hitler wählten sie Winston Churchill aus dem Amt. Josef Stalin fiel es nicht ein, Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei eine liberale Demokratie wiederherstellen zu lassen. Sogar in Westeuropa sahen viele Intellektuelle den Kommunismus, solange er im kuscheligen Gewand des «Antifaschismus» daherkam, durchaus als brauchbare Alternative zur alten Ordnung.

In Asien war der einsetzende Wandel womöglich noch radikaler. Nachdem Indonesier, Vietnamesen, Malaien, Chinesen, Birmanen, Inder und auch andere erlebt hatten, wie eine asiatische Nation, praktisch ihre Landsleute, die Kolonialherren demütigen konnte, war es mit dem westlichen Allmachtsanspruch unwiederbringlich vorbei, das Verhältnis konnte nie wieder so sein wie zuvor. Gleichzeitig waren die Japaner – nicht anders als die Deutschen, nachdem sie erlebt hatten, wie der Grössenwahn ihrer Machthaber zu Staub zerfiel – sehr empfänglich für die Veränderungen, die ihnen von den alliierten Siegermächten teils vorgelebt, teils aufgezwungen wurden.

Und die Frauen, Britinnen und Amerikanerinnen, die durch den Krieg ins Arbeitsleben katapultiert worden waren, sahen nicht ein, weshalb sie ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit aufgeben und unter das häusliche Joch zurückkehren sollten. Natürlich blieb vielen erst einmal nichts anderes übrig, denn für alle Neuerungen braucht es Zeit – so wie die Kolonien Zeit brauchten, um ihre volle Unabhängigkeit zu erringen. Fortan aber stand das konservative Bedürfnis nach Rückkehr zur «Normalität» in Konkurrenz mit dem Wunsch nach Änderung, nach Neuanfang, nach einer besseren Welt, in der es nie wieder zu derart verheerenden Kriegen käme. Solche Hoffnungen waren von echtem Idealismus getragen. Das Scheitern des Völkerbunds, dem es nicht gelungen war, einen (zweiten) Weltkrieg zu verhindern, war kein Argument gegen den Idealismus jener, die 1945 hofften, die Vereinten Nationen könnten immerwährenden Frieden wahren. Dass solche Ideale sich mit der Zeit als eben-

so illusorisch erwiesen wie die Vorstellung, die Uhr liesse sich zurückdrehen, nimmt ihnen nichts von ihrer Kraft, so wenig, wie es ihre Absicht entwertet.

Die unmittelbare Nachkriegsgeschichte ist in mancher Hinsicht eine sehr alte. Die alten Griechen wussten sehr wohl um die zerstörerische Kraft der menschlichen Rachgier, und ihre Tragödiendichter setzten in Szene, wie sich Blutfehden durch die Herrschaft des Rechts überwinden lassen: Gerichtsverfahren statt Vendetta. Und die Geschichte ist, im Osten nicht weniger als im Westen, voll von Träumen vom Neuanfang, von der Hoffnung, man könnte die Kriegsrüinen als offene Baustelle für Gesellschaften nehmen, die auf neuen Idealen gründen – aber die waren oft nicht so neu, wie die Zeitgenossen glaubten.

Mein persönliches Interesse an der unmittelbaren Nachkriegszeit entzündete sich teilweise durch Ereignisse der Gegenwart: Wir haben in den letzten Jahren ja genügend Beispiele dafür erlebt, mit welchen immensen Hoffnungen Revolutionskriege geführt werden, um Diktatoren zu stürzen und neue Demokratien zu begründen. Noch mehr aber ging es mir darum, durch den Blick zurück die Welt meines Vaters und seiner Generation zu verstehen. Das mag zum Teil an der natürlichen Neugier eines Kindes auf die Erlebnisse der eigenen Eltern liegen, einer Neugier, die zunimmt, wenn das Kind älter ist, als die Eltern zu der Zeit waren. Besonders gross wird die Neugier, wenn der Vater eine Not erlebt hat, die sich der Sohn allenfalls vage vorstellen kann.

Aber es ist noch mehr. Denn die Welt, an der mein Vater mitwirkte, die Welt aus den Trümmern des Krieges, der ihn um ein Haar das Leben gekostet hätte, ist die Welt, in der wir aufgewachsen sind. Meine Generation wurde von den Träumen unserer Väter genährt: dem europäischen Sozialstaat, den Vereinten Nationen, der amerikanischen Demokratie, dem japanischen Pazifismus, der Europäischen Union. Und daneben von der dunklen Seite der Welt, die ebenfalls 1945 entstand: den kommunistischen Diktaturen in Russland und den osteuropäischen Ländern, Maos Aufstieg im chinesischen Bürgerkrieg, dem Kalten Krieg.

Von der Welt unserer Väter wurde vieles bereits wieder demontiert

oder beginnt zu bröckeln. Natürlich ist das Leben heute fast überall weit-
aus besser, als es 1945 war, ganz gewiss in materieller Hinsicht. Manche
unserer schlimmsten Befürchtungen sind nicht wahr geworden. Das So-
wjetreich ist zusammengebrochen. Die letzten Schlachtfelder des Kalten
Kriegs liegen auf der koreanischen Halbinsel und in der Formosastrasse,
der Meerenge zwischen China und Taiwan. Und doch ist, während ich
schreibe, überall die Rede vom Niedergang des Westens, der USA wie
Europas. Gewiss, manche Ängste der unmittelbaren Nachkriegszeit sind
verflogen, aber dasselbe gilt auch für viele Träume. Kaum jemand glaubt
noch, dass eine Weltregierung ewigen Frieden herzustellen vermöchte,
dass die Vereinten Nationen die Welt wenigstens vor Konflikten bewah-
ren könnten. Ideologien und wirtschaftliche Zwänge haben die Hoffnun-
gen auf die Sozialdemokratie und den Sozialstaat – die eigentlichen Grün-
de für Churchills Niederlage 1945 – schwer lädiert oder überhaupt zer-
schlagen.

Ich glaube nicht recht an die Idee, es liesse sich aus der Geschichte
viel lernen, jedenfalls in dem Sinn, dass das Wissen um frühere Verblen-
dungen ähnliche Torheiten in der Zukunft verhindern könnte. Die Ge-
schichte ist doch immer eine Frage der Interpretation; Fehlinterpretati-
onen der Vergangenheit sind aber oft gefährlicher als Nichtwissen. Alte
Kränkungen und alter Hass schüren neue Brände. Dennoch müssen wir
wissen, was war, und versuchen, die Zusammenhänge zu verstehen. Denn
wenn wir von der Vergangenheit nichts wissen, verstehen wir auch unsere
eigene Zeit nicht. Ich wollte wissen, was mein Vater durchgemacht hat,
weil es mir hilft, mich selber zu verstehen – und überhaupt unser aller
Leben im langen dunklen Schatten der früheren Ereignisse.

Teil 1 Befreiungskomplex

Kapitel 1 Jubel

Als die alliierten Truppen Millionen Häftlinge von Hitlers zusammengebrochenem Reich aus Konzentrations-, Zwangsarbeiter-, Kriegsgefangenenlagern befreiten, hatten sie fügsame, angemessen dankbare Menschen erwartet, die bereitwillig auf jede mögliche Weise mit ihren Befreiern kooperierten. In manchen Fällen traf das zweifellos zu. Häufig aber stiessen sie auf den sogenannten «Befreiungskomplex», wie er später definiert wurde, so etwa in der einigermassen bürokratischen Formulierung eines Augenzeugen: «Dazu gehörten Rache, Hunger und Jubel, welche drei Bestandteile im Verein aus den frisch befreiten Displaced Persons (DP) ein Problem in punkto Einstellung und Benehmen machten, aber auch in Sachen Versorgung, Ernährung, Desinfektion und Repatriierung.»¹

Der Befreiungskomplex beschränkte sich nicht auf die Bewohner der DP-Lager; man hätte ganze Länder damit beschreiben können – und nicht nur die frisch befreiten, sondern in mancherlei Hinsicht auch die besiegten Nationen.

Ich wurde zu spät, in einem zu wohlhabenden Land geboren, um noch eine Auswirkung des Hungers zu spüren. Aber von Rachlust und Jubel war nach wie vor ein kleiner Widerhall zu vernehmen. Noch immer rächte man sich an Menschen, die mit dem Feind kollaboriert oder, schlimmer, mit ihm geschlafen hatten; die Rache erfolgte allerdings still und heimlich und vorwiegend auf sehr tiefer Ebene: Man kaufte in einem bestimmten Laden keine Lebensmittel ein, in einem anderen keine Zigaretten, denn «jedermann» wusste, dass die Eigentümer im Krieg auf der «falschen» Seite gewesen waren.

Andererseits war der Jubel in Holland institutionalisiert: Man hatte ein jährliches Ritual daraus gemacht und den Befreiungstag eingeführt, den 5. Mai.

An diesem Tag, erinnere ich mich aus meiner Kindheit, schien immer die Sonne, alle Glocken läuteten, und rot-weiss-blaue Fahnen flatterten im sanften Frühlingswind. Der 5. Dezember, Nikolaus, mag ein grösseres Familienfest sein, der Befreiungstag aber ist die grosse Zurschau-stellung patriotischer Begeisterung – war es jedenfalls in meiner Jugend, den fünfziger und sechziger Jahren. Da die Niederländer am 5. Mai 1945 die deutschen Besatzer nicht aus eigener Kraft vertrieben, sondern von kanadischen, britischen, amerikanischen und polnischen Truppen befreit wurden, ist der alljährliche Ausbruch patriotischen Stolzes zwar ein wenig merkwürdig, aber nachdem sich die Holländer wie auch die Amerikaner und die Briten gern sagen, dass Freiheit ihre nationale Identität ausmacht, ist es ganz logisch, dass im nationalen Bewusstsein die deutsche Niederlage mit der kollektiven Erinnerung an den Sieg über die spanische Krone im Achtzigjährigen Krieg (in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) schwimmt.

Meine Generation, nur sechs Jahre nach dem Krieg geboren, vergiesst gern sentimentale Tränen beim Anblick schottischer Dudelsackpfeifer, die mitten durch Maschinengewehrfeuer einen normannischen Strand entlangmarschieren, oder die «Marseillaise» singender französischer Bürger – natürlich nur noch auf der Leinwand, durch Hollywoodfilme. Einen Eindruck vom alten Jubel bekam ich exakt fünfzig Jahre nach dem 5.5.1945, als zur Feier des Jahrestags der Einzug der kanadischen Soldaten in Amsterdam nachgestellt wurde. Dass die alliierten Truppen in Wahrheit erst am 8. Mai in Amsterdam eintrafen, tut nichts mehr zur Sache. Das Urereignis muss aussergewöhnlich gewesen sein. Im Bericht eines britischen Kriegskorrespondenten, der vom Ort des Geschehens berichtete, heisst es: «Wir wurden geküsst, beweint, umarmt, geboxt, angeschrien und gerufen, bis wir blaue und grüne Flecken hatten und völlig erschöpft waren. Die Niederländer haben ihre Gärten geplündert, so dass der Blumenregen, der auf die Fahrzeuge der Alliierten niedergeht, kein Ende nimmt.»²

Fünfzig Jahre später fuhren ältere Kanadier, die ausgebleichene und inzwischen recht stramm sitzende Uniformbrust von Medaillen strotzend, noch einmal in den alten Jeeps und Panzerwagen durch die Stadt, grüssten die Menge mit tränenfeuchten Augen und entsannen sich der Tage, als sie

Könige waren, einer Zeit, an der sich die Enkel längst satt gehört hatten, Tage des Jubels, ehe die Kriegshelden sich dann in Calgary oder Winnipeg niederliessen, um Zahnärzte oder Buchhalter zu werden.

Was mich mehr beeindruckte als die alten Männer, die ihre Hochzeit nacherlebten, war das Verhalten älterer Holländerinnen. Sie waren gekleidet wie die respektablen Matronen, die sie zweifellos auch waren, aber – sie waren in Ekstase. Ausser sich wie Teenager im Rockkonzert. Kreischend wie junge Mädchen beim Anblick ihres Idols, streckten sie die Arme nach den Männern in den Jeeps aus, griffen nach ihren Uniformen: «Danke! Danke! Danke!» Sie waren machtlos gegen den Gefühlstaumel, der sich ihrer bemächtigt hatte. Auch sie erlebten die Stunden des Jubels noch einmal. Es war eine der sonderbarsten erotischen Szenen, die ich je erlebt habe.

*

In Wahrheit kamen die Kanadier, wie erwähnt, gar nicht am 5. Mai nach Amsterdam, so wenig wie der Krieg an dem Tag offiziell vorbei war. Allerdings waren am 4. Mai Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg und General Eberhard Hans Kinzel zu Feldmarschall Bernard Montgomery («Monty») in dessen Zelt in der Lüneburger Heide gekommen, um die Kapitulation aller deutschen Truppen im Raum Nordwestdeutschland, Niederlande und Dänemark zu unterzeichnen. Ein junger britischer Offizier namens Brian Urquhart sah die Deutschen in ihrem Mercedes-Konvoi über die Landstrasse zu Montys Hauptquartier rasen. Kurz zuvor hatte er als einer der ersten Offiziere der Alliierten das nahe Konzentrationslager Bergen-Belsen betreten, in dem die meisten befreiten Gefangenen «zu artikulierter Rede nicht mehr imstande waren – vorausgesetzt, wir hätten überhaupt eine gemeinsame Sprache gefunden». Was er aus der Ferne für aufgeschichtete Holzscheite gehalten hatte, waren Leichenstapel, «so weit das Auge reichte».³ Als dem Admiral von Friedeburg, noch immer im prächtigen Ledermantel, ein paar Tage später ein amerikanischer Bericht über deutsche Greuelthaten vorgelegt wurde, nahm er es als Beleidigung seines Landes und reagierte mit Zorn.

Am 6. Mai fand in einem halb zerstörten Bauernhaus in der Nähe von Wageningen und Arnhem eine weitere Zeremonie statt. Dort übergab General Johannes Blaskowitz seine Truppen dem kanadischen Generalleutnant Charles Foulkes. Von Arnhem selbst war nicht mehr viel übrig, nachdem es im September 1944, als sich die britischen, amerikanischen und polnischen Truppen den Weg durch die Niederlande hatten erzwingen wollen, in Schutt und Asche gelegt worden war: Diese militärische Katastrophe ging als Operation Market Garden in die Geschichte ein. Eine der Personen, die das Verhängnis hatten kommen sehen, war Brian Urquhart, zu der Zeit Offizier beim militärischen Nachrichtendienst und einem der Chefstrategen der Operation unterstellt, General F.A.M. «Boy» Browning, einem Draufgänger mit viel Blut an den Händen. Als Urquhart seinem Befehlshaber den fotografischen Beweis vorlegte, dass rings um Arnhem deutsche Panzerbrigaden postiert waren und nur darauf warteten, die Truppen der Alliierten zu zersprengen, erhielt er die Aufforderung, sich krank zu melden. Niemand, und ganz bestimmt kein namenloser Nachrichtenoffizier, hatte das Recht, Monty die Party zu verderben.*

Aber der Krieg war noch nicht vorbei, auch in den Niederlanden nicht. Am 7. Mai hatte sich auf dem Dam, dem Hauptplatz im Zentrum von Amsterdam, vor dem königlichen Palast eine jubelnde, tanzende, singende Menschenmenge versammelt, schwenkte Fahnen in Orange, der Farbe des niederländischen Königshauses, und wartete auf die siegreichen britischen und kanadischen Truppen, deren Ankunft unmittelbar bevorstand. Deutsche Marineoffiziere, die das begeisterte Gedränge aus den Fenstern eines Herrenclubs am Rand des Platzes beobachteten, leisteten sich einen Anfall von Groll in letzter Minute und feuerten vom Dach aus mit einem Maschinengewehr in die Menge. Zweiundzwanzig Menschen starben, über hundert wurden schwer verwundet.

Selbst dies war nicht die letzte Gewalttat des Kriegs. Am 13. Mai, mehr als eine Woche nach dem Befreiungstag, wurden zwei Männer hin-

* Tatsächlich wurde die Operation im Planungsstadium häufig als «die Party» bezeichnet. Einer der berühmtesten Offiziere in der Schlacht um Arnhem, Colonel John Frost, hatte sogar vor, seine Golfschläger nach Holland mitzubringen.

gerichtet. Es waren deutsche Nazizeegner, desertierte Wehrmachtsoldaten, die sich unter den Holländern versteckt hatten. Der eine hatte eine jüdische Mutter. Am 5. Mai waren sie aus ihrem Versteck hervorgekommen und hatten sich Mitgliedern des niederländischen Widerstands gestellt, die sie den Kanadiern auslieferten. Und damit fielen sie einer typischen kriegsbedingten Konfusion zum Opfer. Als Montgomery am 4. Mai die Kapitulation der Deutschen entgegennahm, gab es in den ganzen Niederlanden nicht genügend alliierte Truppen, um die Deutschen zu entwaffnen oder die Kriegsgefangenen zu ernähren. Vorläufig behielten die deutschen Offiziere den Befehl über ihre Männer. Die zwei glücklosen Deserteure wurden mit anderen deutschen Soldaten in einem aufgelassenen Ford-Montagewerk ausserhalb von Amsterdam untergebracht. Aus dem Bedürfnis nach einer allerletzten Machtausübung beriefen deutsche Offiziere ein hastig improvisiertes Kriegsgericht ein, und die Männer wurden zum Tod verurteilt. Die Deutschen baten die Kanadier um Waffen, um die «Verräter» hinzurichten, und die Kanadier, die unsicher waren, welche Regeln hier galten, und das vorläufige Arrangement nicht stören wollten, entsprachen der Bitte. Die Deserteure wurden in Windeseile exekutiert. Sie waren offenbar nicht die einzigen, die dieses Schicksal erlitten, bis die Kanadier, leider recht spät, der Praxis ein Ende setzten.⁴

Das offizielle Kriegsende in Europa, der VE-Day (*Victory in Europe*) war tatsächlich der 8. Mai. Zwar war die bedingungslose Kapitulation aller deutschen Truppen am Abend des 6. Mai in einem Schulhaus in Reims unterzeichnet worden, doch die Feiern konnten noch nicht beginnen, denn Stalin tobte vor Wut, dass General Eisenhower sich erdreistet hatte, die deutsche Kapitulation nicht nur für die Westfront, sondern auch für die Ostfront entgegenzunehmen: ein Privileg, das seiner Ansicht nach allein den Sowjets in Berlin zustand. Daher wollte Stalin den Tag des Siegs in Europa auf den 9. Mai verschieben. Dies wiederum verdross Churchill.

In ganz Grossbritannien wurde zur Feier des Tages bereits eifrig Sandwichbrot gebacken; Flaggen und Banner lagen bereit; die Kirchenglocken warteten darauf, geläutet zu werden. Im allseits herrschenden Chaos waren es die Deutschen, die als erste das Ende des Kriegs verkündeten, und zwar mittels einer Radioübertragung aus Flensburg, wo Admi-

ral Dönitz nominell noch für den Rest des in Trümmern liegenden «Deutschen Reichs» zuständig war. Die BBC griff die Meldung sogleich auf. Kurz darauf kamen die Sonderausgaben der französischen, britischen und amerikanischen Zeitungen heraus. In London versammelten sich riesige Menschenmengen am Piccadilly Circus und am Trafalgar Square und erwarteten Churchills Verkündung des Siegs, damit die grösste Feier der Geschichte endlich beginnen konnte. In den Strassen von New York regnete es Konfetti. Aber von der Führung der Alliierten kam noch immer keine offizielle Verlautbarung, dass der Krieg mit Deutschland vorbei sei.

Im sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst, nahe dem ehemaligen Arbeitslager meines Vaters, nahm in der Nacht auf den 9. Mai, kurz vor Mitternacht, Marschall Georgi Schukow, das brutale Militärgenie, endlich die deutsche Kapitulation entgegen. Abermals setzte Admiral von Friedeburg seine Unterschrift unter das Eingeständnis der deutschen Niederlage. Ohne eine Miene zu verziehen, steif, jeder Zoll ein preussischer Soldat, liess Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die Russen wissen, er sei entsetzt über das Ausmass der Zerstörung in der deutschen Hauptstadt. Woraufhin ein russischer Offizier Keitel fragte, ob er ebenso entsetzt gewesen sei, als auf seinen Befehl hin Tausende sowjetische Dörfer und Städte dem Erdboden gleichgemacht und Millionen Menschen, darunter zahlreiche Kinder, unter den Trümmern begraben worden seien. Keitel zuckte die Achseln und schwieg.⁵

Schukow schickte die Deutschen fort, und nun feierten die Russen mit ihren amerikanischen, britischen, französischen Verbündeten das Kriegsende, stilvoll, mit sentimental Reden und Strömen von Wein, Cognac und Wodka. Tags darauf fand im selben Raum ein Bankett statt, bei dem Schukow mit Eisenhower anstiess und ihn als einen der grössten Generäle aller Zeiten pries. Die Trinksprüche nahmen kein Ende, und die russischen Generäle, Schukow eingeschlossen, tanzten, bis sich kaum noch jemand auf den Beinen hielt.

In New York jubelten die Menschen bereits am 8. Mai. Auch in London strömten sie auf die Strassen; dort aber waren sie immer noch eigenartig still, als wagten sie nicht zu feiern, bevor Churchill das Startsignal gegeben hatte. Churchill, dem es nicht einfiel, Stalins Wunsch zu erfüllen

und den VE-Day auf den Neunten zu verschieben, sollte um drei Uhr nachmittags eine Rede halten. Präsident Truman hatte schon früher gesprochen. General Charles de Gaulle, der sich auf keinen Fall von Churchill die Schau stellen lassen wollte, plante seine Ansprache an die Franzosen exakt zum selben Zeitpunkt.

Churchills Rede in der BBC wurde an die Rundfunkstationen weltweit übertragen. Auf dem Parliament Square vor dem Westminster-Palast, wo Lautsprecher aufgestellt waren, hätte keine Stecknadel zu Boden fallen können, so dicht drängte sich die Menge. Die Menschen wurden gegen die Tore von Buckingham Palace gedrückt, und im West End kam kein Wagen mehr durch. Big Ben läutete drei Mal. Endlich verstummte alles, und Churchills Stimme dröhnte durch die Lautsprecher: «Der deutsche Krieg ist also zu Ende ... Fast die gesamte Welt hat sich gegen die Übeltäter zusammengeschlossen, die jetzt vor uns auf dem Boden liegen ... Wir müssen nun alle unsere Kraft und Möglichkeiten aufwenden, um unsere Aufgabe zu Ende zu bringen, im Inland wie im Ausland ...» Und hier brach seine Stimme: «Vorwärts, Britannien! Lang lebe die Freiheit! Gott schütze den König.» Kurz danach machte er vom Balkon des Gesundheitsministeriums aus das Victory-Zeichen. «Gott segne euch alle. Dies ist euer Sieg!» Und die Menge schrie zurück: «Nein, es ist Ihrer!»

Der *Daily Herald* berichtete: «Es kam zu fantastischen Freudenszenen im Herzen der Stadt, als eine jubelnde, tanzende, lachende Menschenmenge ausser Rand und Band Busse umlagerte, auf Autodächer sprang, Plakatwände niederriss, um auf dem Fahrdamm Freudenfeuer zu entfachen, Polizisten küsste und zum Mittanzen nötigte ... Autofahrer machten das Siegeszeichen mit ihren elektrischen Hupen, und draussen vom Fluss kamen Echo und Nachhall der Victory-Sirenen von Schlepfern und Schiffen.»

Irgendwo in dieser Menge waren meine achtzehnjährige Mutter, die von ihrem Internat freibekommen hatte, und ihr jüngerer Bruder. Meine Grossmutter Winifred Schlesinger, Tochter deutsch-jüdischer Einwanderer, hatte jeden Grund, selig zu sein, und ihre Churchill-Verehrung kannte keine Grenzen. Aber sie fürchtete, dass ihre Kinder in der «begeisterten, trunkenen Menge – vor allem Yanks» verlorengingen.

In New York feierten fünfhunderttausend auf den Strassen. Die Ausgangssperre war aufgehoben. Die Clubs – Copacabana, Versailles, Latin Quarter, Diamond Horseshoe, El Morocco – waren brechend voll und hatten die halbe Nacht geöffnet. Lionel Hampton spielte im Zanzibar, Eddie Stone im Hotel Roosevelt Grill, und bei Jack Dempsey's gab es «Jumbo-Portionen» zu essen.

In Paris, auf der Place de la République, beobachtete ein Reporter der *Libération* eine «wogende Menschenmenge, in der es vor Flaggen der Alliierten wimmelte. Auf seinen langen Beinen schwankend und seltsam aus der Balance, versuchte ein amerikanischer Soldat Fotos zu machen, während aus seinen Khaki-Taschen zwei Flaschen Cognac ragten, die eine leer, die andere noch voll.» Ein US-Bomberpilot versetzte die Menge in Begeisterung, weil er seine Mitchell B-25 durch den Bogen unter dem Eiffelturm steuerte. Auf dem Boulevard des Italiens begannen «ein gewaltiger amerikanischer Seemann und ein prächtiger Neger» einen Wettbewerb miteinander. Sie drückten jede Frau an ihren «mächtigen Brustkasten» und zählten anschliessend die Lippenstiftspuren auf ihren Wangen. Es wurde auf den Sieger gewettet. Vor dem Arc de Triomphe hatte sich die grösste Menschenmenge überhaupt versammelt, um General de Gaulle zu danken, in dessen Gesicht ausnahmsweise ein Lächeln stand. Laut sangen die Leute die «Marseillaise» und «La Madelon», die Hymne aus dem Ersten Weltkrieg:

*Pour le repos le plaisir du militaire
Il est là-bas à deux pas de la forêt
Une maison aux murs tous couverts de lierre
Aux Tourlourous cest le nom du cabaret
La servante est jeune et gentille
Légère comme un papillon
Comme son vin son œil pétille
Nous l'appelons la Madelon
Nous en rêvons la nuit, nous y pensons le jour
Ce n'est que Madelon mais pour nous c'est l'amour
Quand Madelon vient nous servir à boire
Sous la tonnelle on frôle son jupon*

*Et chacun lui raconte une histoire
Une histoire à sa façon
La Madelon pour nous n'est pas sévère
Quand on lui prend la taille ou le menton
Elle rit c'est tout l'mal qu'elle sait faire**

Dennoch erlebten in Paris manche den VE-Day sozusagen als Antiklimax. Schliesslich war Frankreich bereits 1944 befreit worden. Simone de Beauvoir schrieb, ihre Erinnerung an diese Nacht sei «vielleicht infolge der Verwirrung meiner Gefühle viel verschwommener als die an unsere früheren Feste. Der Sieg war in grosser Entfernung von uns errungen worden. Wir hatten ihn nicht, wie die Befreiung, fieberhaft und ängstlich erwartet. Er war seit Langem vorauszusehen gewesen und weckte keine neuen Hoffnungen:... In gewisser Hinsicht ähnelte dieses Ende einem Sterben.»⁶

Die Moskowiter hingegen strömten sofort auf die Strassen, kaum war in den ersten Stunden des 9. Mai die Nachricht bekanntgegeben worden. Heerscharen von Menschen, viele noch in Nachthemd und Schlafanzug, tanzten und jubelten und riefen immer wieder «Sieg! Sieg!», bis der Tag anbrach. Einer von Stalins Dolmetschern, Walentin Bereschkow, erinnerte sich in einem Brief an den britischen Historiker Martin Gilbert: «Der Stolz, dass endlich der Sieg über einen schmutzigen, heimtückischen Feind errungen war, die Trauer um die Gefallenen (und damals wussten wir noch nicht, dass fast dreissig Millionen auf den Schlachtfeldern umgekommen waren), die Hoffnung auf anhaltenden Frieden und fortdauernde Zusammenarbeit mit unseren Verbündeten im Krieg – dies alles erzeugte ein ganz besonderes Gefühl von Erleichterung und Hoffnung.»⁷

*»Zur Erholung und Lust des Soldaten / steht dort vor dem Wald / ein efeumranktes Haus / ‚Zum Infanteristen‘ heisst das Lokal / Und die Kellnerin ist reizend und jung / Leicht wie ein Schmetterling / Und ihr Auge funkelt wie ihr Wein / La Madelon nennen wir sie / Träumen bei Nacht von ihr, denken an sie bei Tag / Es ist nur Madelon, aber für uns ist es Liebe / wenn Madelon uns zu trinken aufischt / Unter der Laube streifen wir ihren Rock / und jeder erzählt ihr was / eine Geschichte nach seiner Art / La Madelon ist nie streng mit uns / Fassen wir ihre Taille oder ihr Kinn / Dann lacht sie bloss.»

Die *Libération* vom 8. Mai hatte wohl recht: Es war vor allem eine Party für die Jugend: «Nur die jungen Leute waren voller Überschwang. Nur die jungen Leute sprangen auf die Jeeps, was aussah wie eine Tribüne beim Longchamp-Rennen, und fuhren die Champs-Élysées entlang, Flaggen über den Köpfen und Lieder auf den Lippen. Und so soll es auch sein. Für die Jungen ist die Gefahr vorbei.»

Meine Grossmutter in England verzehrte sich unterdessen nach ihrem Mann, der noch immer in der britischen Armee in Indien diente, und konnte den Überschwang ihrer Kinder nicht teilen. So wie ihr erging es zweifellos vielen, die sich um ferne Männer und Söhne sorgten oder zu viel verloren hatten, um sich zu freuen. Die Reaktion der Einwanderertochter war zugleich eigenartig englisch. «Du fehlst mir zu sehr, als dass ich Lust zu feiern hätte», schrieb sie meinem Grossvater, «daher beserte ich die glückliche Stunde mit ein bisschen Extraarbeit im Garten auf.»

Mein Vater erinnert sich gar nicht an den Tag, an dem der Krieg offiziell beendet wurde. Undeutlich entsinnt er sich der russischen Kanonen, die zu dem Anlass abgefeuert wurden. Marschall Schukow erwähnt es in seinen Memoiren: «Wir verliessen [am 9. Mai] den Bankettsaal begleitet von Geschützfeuer aus allen Rohren ... In sämtlichen Stadtteilen Berlins und in seinen Vorstädten wurde weitergeschossen.»⁸ Mein Vater war Geschützlärm gewohnt und achtete nicht weiter darauf.

Brian Urquhart, der junge britische Nachrichtenoffizier, der in Norddeutschland feststeckte und noch den Schock von Bergen-Belsen verdauete, empfand ebenfalls keine reine Freude: «Ich kann kaum noch rekonstruieren, was ich bei dem überwältigenden Ereignis tatsächlich empfand. Fast sechs Jahre von der Verzweiflung bis zum Sieg, zahlreiche Freunde gefallen, aberwitzige Vergeudung und Zerstörung ... Ich dachte an die vielen namenlosen Gesichter auf Kriegsphotografien, an Flüchtlinge, Gefangene, Zivilisten unter den Bomben. Russen im Schnee und in den Trümmern ihres Landes, Schiffsbesatzungen auf sinkenden Frachtern – wie viele von ihnen sehen ihre Familien nie wieder?»⁹

Die Stimmung der Feiernden in New York, Paris und London liess sich davon nicht dämpfen. Es war nicht nur ein Fest der Jugend, sondern

auch des Lichts: was ganz wörtlich zu verstehen ist. «Stadt hell erleuchtet!», lautete die Schlagzeile der *New York Herald Tribune* am 9. Mai. «Der Nachthimmel über London strahlt wieder», hiess es im Londoner *Daily Herald* am 8. Mai. In Paris erstrahlten die Lichter der Oper zum ersten Mal seit September 1939 in Blau, Weiss und Rot, und dann wurden nach und nach der Arc de Triomphe, die Madeleine und die Place de la Concorde beleuchtet. Und der *Herald Tribune* berichtete stolz von riesigen Fahnen, «Stars and Stripes, Union Jack und Tricolore, hell ausgeleuchtet», die vor seinem Gebäude in der Rue de Berri im Wind flatterten.

New York City war seit der «Teilverdunkelung» im April 1942 und der «Totalverdunkelung» im Oktober 1943 immer finsterner geworden. Nur die Fackel der Freiheitsstatue blieb matt erleuchtet. Am 8. Mai um acht Uhr abends aber, stand in der *New York Daily News*, «funkelten wieder alle Juwelen in Broadways Krone, die mächtigen Menschenmassen schienen im Licht zu schwimmen, und allen wärmte es das Herz.»

Auf die Nelson-Säule am Londoner Trafalgar Square war ein Suchscheinwerfer gerichtet, und die St.-Pauls-Kathedrale, die beinahe allein aus dem zerbombten Finanzbezirk der Innenstadt aufragte, badete im Flutlicht. Kinos beleuchteten den Leicester Square mit grellen Farben. Und dazwischen war der weiche rötliche Widerschein von Zehntausenden Freudenfeuern, die in ganz London und darüber hinaus bis hinauf nach Schottland brannten.

Es war nicht nur die Erleichterung, dass man jetzt, da keine Bomben und «*doodlebugs*» (die deutschen Marschflugkörper V1) zu befürchten waren, wieder Lichter einschalten konnte: Die Rückkehr des Lichts hatte auch in symbolischer Hinsicht etwas Bewegendes. Als ich die ganzen Berichte las, musste ich an eine Geschichte denken, die mir einmal eine russische Wissenschaftlerin in Moskau erzählt hatte; die französische Literatur war ihr Fach und ihre Leidenschaft. Sie hatte ihr Leben lang davon geträumt, Frankreich und andere Teile Westeuropas zu sehen, Orte, die sie nur aus Büchern kannte. 1990, nach dem Fall der Berliner Mauer, wurde ihr Traum endlich wahr; sie konnte mit dem Zug nach Paris fahren. Ich fragte sie, was sie am meisten beeindruckt habe, und sie sagte, es sei

der Moment gewesen, als der Zug nachts von Ost- nach Westberlin kam und auf einmal alles hell erleuchtet war.

*

Lichtfeste, so universal und alt wie die erste Fackel, die der Mensch entzündet hat, sind oft mythischen Ursprungs und haben mit den Jahreszeiten und dem Beginn neuen Lebens zu tun. Manche Erinnerungen aus den ersten Tagen nach der Befreiung haben einen eindeutig religiös-schwärmerischen Ton. Das gilt besonders für den stürmischen Empfang, den die weibliche Bevölkerung den alliierten Soldaten bereitete. Maria Haayen, eine junge Frau aus Den Haag, erinnert sich, wie der erste kanadische Panzer dröhnend auf sie zukam und aus dem Geschützturm der Kopf eines Soldaten spähte: «Mir sackte alles Blut in die Beine, und ich dachte: *Hier kommt unsere Befreiung*. Und als der Panzer näherkam, stockte mir der Atem, und der Soldat erhob sich – er war wie ein Heiliger.»¹⁰

Unter jungen Frauen war dieses Gefühl womöglich verbreiteter, aber auch Männer erlebten es. Ein Holländer berichtete, dass es «ein Privileg [war], wenigstens den Ärmel einer kanadischen Uniform zu berühren. Jeder kanadische Soldat war ein Christus, ein Erlöser ...»¹¹

In einer Hinsicht lässt sich die Erfahrung der alliierten Soldaten in den befreiten Ländern im Sommer 1945 mit den Reaktionen auf die Ankunft der Beatles zwanzig Jahre später vergleichen: Auch dort äusserte sich die Befreiung als Manie, die vor allem erotisch war. 1945 fehlten in Ländern wie Holland, Belgien und Frankreich – und noch viel mehr im besiegten Deutschland und Japan – die Männer, weil sie entweder gefallen oder in Gefangenschaft waren oder arm, unterernährt und demoralisiert. Fremdbesatzung und Niederlage hatten männliche Autorität mehr oder minder zerstört, auf jeden Fall vorläufig. Ein damaliger niederländischer Historiker formulierte es so: «Militärisch wurden die niederländischen Männer 1940 geschlagen; sexuell 1945.»¹² Dasselbe liess sich über Frankreich oder Belgien oder überhaupt jedes Land sagen, das besetzt worden war. Eine der Kriegsfolgen war, dass viele Frauen ihre weibliche Unterwürfigkeit weitgehend aufgegeben hatten. Sie hatten Lohnarbeit verrich-

tet, für den Widerstand gearbeitet oder die Verantwortung für die Familie getragen. Sie waren, um es mit dem zutiefst missbilligenden Ausdruck zu sagen, der in Frankreich damals gebräuchlich war, *hominisées*; sie hatten begonnen, sich wie Männer zu verhalten.

Verglichen mit den ausgemergelten Niederländern oder Franzosen oder Deutschen, die ungewaschen und abgerissen daherkamen, müssen die adretten Kanadier und hochgewachsenen Amerikaner, wohlgenährt und gut bezahlt und sexy in ihren schmucken Erobereruniformen, tatsächlich gottähnlich gewirkt haben. Eine der vielen Holländerinnen, die am Ende einen Kanadier heiratete, formulierte es so: «Machen wir uns doch nichts vor – nach dem, was wir durchgemacht hatten, sahen die Kanadier einfach entzückend aus.»

Nichts drückt die Erotik der Befreiung besser aus als die Musik, die mit den alliierten Truppen kam – Musik, die bei den Nazis verboten war: Swing, Jazz, Glenn Millers «In the Mood», Tommy Dorsey, Stan Kenton, Benny Goodman, Lionel Hampton, «Hey! Ba-Ba-Re-Bop». In Paris tanzte die Jugend zu «Siegesplatten», den Jazzaufnahmen, die es für amerikanische Truppen gab. Und der franko-amerikanische Geist ging sogar ins französische Chanson ein. Der Hit des Jahres 1945, gesungen von Jacques Pilis, ging so:

*Oh ! Làlà !
Bonjour mademoiselle
Oh ! Làlà !
Hello, qu'elle fait comme ça
Oh ! Làlà !
Je pense you are très belle
Oh ! Làlà !
You very beau soldat...*

Fraternisierung mit den Deutschen war den westlichen Alliierten 1945 offiziell noch verboten. In Holland und Frankreich hingegen wurde sie aktiv gefördert, es gab sogar eine sogenannte Operation Fraternisierung. Im Juli wurde unter der Schirmherrschaft von Prinzessin Juliana und Prinz Bernhard das Unterhaltungskomitee der Niederlande gegründet, insbesondere um den mehr als hunderttausend Kanadiern englischsprechende weibliche

Begleitung zu offerieren. Gedacht war, dass die jungen Frauen Soldaten in Ausstellungen, Museen, ins Kino und, unter angemessener Aufsicht, zu Tanzveranstaltungen begleiteten.

Die hoffnungsvolle, gottesfürchtig formulierte Erwartung war, dass die Frauen «die Ehre unserer Nation aufrechterhalten» würden. Meine holländische Grossmutter war als Gattin eines protestantischen Geistlichen aufgefordert, das Tanzen zu beaufsichtigen und dafür zu sorgen, dass zwischen den Kanadiern und ihren holländischen Freundinnen nichts vorfiel, was ein Schandfleck auf der nationalen Ehre gewesen wäre. Ihr Mitstreiter in diesem Bestreben war ein katholischer Priester, Pfarrer Ogtrop, dessen Name von den Tänzern zur Melodie von «Hey! Ba-Ba-Re-Bop» geschrien wurde. Wer weiss, was bei diesen Tanzveranstaltungen alles passierte; ein kanadischer Soldat jedenfalls sagte, er habe nie «eine geneigtere weibliche Bevölkerung angetroffen als in Holland».¹³

Aus der Sicht der alliierten Truppen war das nicht das Schlechteste, denn das Oberkommando war von Prostitution gar nicht erbaut. Rotlichtbezirke waren tabu, sogar in Frankreich, wo die *maisons de tolérance* unter deutscher Besatzung floriert hatten. Manche älteren amerikanischen Veteranen hegten noch immer lieb gewordene Erinnerungen an das Paris von 1918, als nach dem Ersten Weltkrieg die Bordelle von Pigalle (*Pig Alley*, sagten die Amerikaner: «Schweineweg») den Landsern einen überaus herzlichen Empfang bereitet hatten. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Prostitutionsverbot nicht immer eingehalten. In wenigstens einem Fall, dokumentiert in der Stadt Cherbourg, wurden mehrere Bordelle indirekt von der U.S. Army betrieben.¹⁴ Manche waren nur für schwarze GIs, andere nur für weisse, und amerikanische Militärpolizisten sorgten dafür, dass die Leute draussen gesittet Schlange standen. Hauptsächlich aber fand diesmal die Fraternisierung, zum grössten Kummer derer, die sich, sehr zu Recht, wegen der Verbreitung von Geschlechtskrankheiten infolge eines fehlenden organisierten Gunstgewerbes sorgten, auf rein freiberuflicher Ebene statt.

Selbstverständlich waren die Beziehungen zwischen Soldaten und einheimischen Frauen nicht gleichberechtigt. Die Männer hatten das

Geld, die Luxuswaren, die Zigaretten und Seidenstrümpfe und, noch wichtiger, die Lebensmittel, die überlebenswichtige Nahrung. Und die zahlreichen Formen der Verehrung für die Befreier lassen auf ein potenziell demütigendes Ungleichgewicht schliessen. Dennoch wäre es nicht ganz richtig, die Frauen, die so erpicht auf Fraternisierung waren, als naive Heldenverehrerinnen oder machtlose Opfer zu sehen. Simone de Beauvoir erwähnt in ihren Erinnerungen eine junge Pariserin, deren «hauptsächlicher Zeitvertreib» die «Jagd auf Amerikaner» (*chasse à l'Américain*) gewesen sei.

Benoîte Groult, später eine bekannte Romanautorin, verfasste mit ihrer Schwester Flora einen Bericht über die gemeinsame Ausbeute bei der Amerikanerjagd. Sie nannten ihr *Journal à quatre mains* (dt. *Tagebuch vierhändig*) einen Roman, aber es ist eigentlich ein kaum literarisch verbrämter Erlebnisbericht. Groult sprach Englisch und war eine der Französischen, die als ehrenamtliche Mitarbeiterinnen des amerikanischen Roten Kreuzes fraternisierten. Ihr eigentliches Jagdrevier aber war der Gesundheit vielleicht weniger zuträglich: Fast jeden Abend verbrachte sie in Pariser Clubs, die alliierte Soldaten bewirteten und Französischen willkommen hiessen, für französische Männer aber geschlossen waren; Clubs mit harmlosen Namen wie Canadian Club, Independence, Rainbow Corner.

Groults detaillierte physische Beschreibungen amerikanischer und kanadischer Soldaten klingen so hingerissen wie die Schilderungen der Menschen, die Heilige vor sich zu haben glaubten – mit dem Unterschied, dass Groults Worte erstaunlich bodenständig sind und die Männer weit entfernt von jeder Heiligkeit. Sie schreibt über ihre Eroberungen nicht anders, als manche Männer mit Mädchen prahlen, die sie abgeschleppt haben. Die Clubs, die sie frequentiert, bezeichnet sie als «Sklavenmarkt». In dem Fall aber sind die Sklaven die Helden und Eroberer.

Hier Benoîte Groult über Kurt, einen amerikanischen Kampfpiloten: «Eine eher kurze und ein bisschen stupsige Nase, was ihm das unerlässlich Kindliche verleiht, die Uniform des amerikanischen Gesichts; die Haut stratosphärengeläutert; kräftige Hände, Orang-Utan-Schultern, und, wie immer, die besondere Überraschung: makellose, schmale Hüften, die ausgleichen, was ansonsten ein wenig zu massig geraten ist ...» Kurt liest nie

ein Buch und interessiert sich «nur für die Fliegerei und fürs Essen». Aber kümmert sie das? Keineswegs: «Ich sehne mich nach den Armen eines Idioten; nach den Küssen eines Idioten. Er hat ein wunderschönes, sehr markantes Lächeln, er zieht die Mundwinkel sehr hoch und zeigt das phantastische amerikanische Gebiss.»¹⁵

Kurzum, Groult dürfte auf ihre Landsleute entsetzlich *hominisée* gewirkt haben. Sie hatte geheiratet, ihren Mann aber im Krieg verloren, und die Befreiung im Sommer 1944 gab ihr den Freibrief – und das Verlangen –, in den Armen von Männern, die sie nie wiedersehen würde, Lust zu finden: was für eine Freiheit. Kurt war derjenige, der sich eine ernstere Beziehung gewünscht hätte, der ihr Fotos von seinen Eltern zeigte und hoffte, sie als seine Kriegsbraut in die Staaten heimzuführen – völlig undenkbar für Groult, eine junge Pariser Intellektuelle mit literarischen Ambitionen.

Benoîte Groult war vielleicht ungewöhnlich abgebrüht, oder sie gab sich so. Jedenfalls illustriert ihr Bericht ein Argument des französischen Historikers Patrick Buisson über die deutsche Besatzung: Die Anwesenheit so vieler junger deutscher Männer in Frankreich während des Krieges bot vielen jungen Französisinnen eine Gelegenheit aufzubegehren: Frauen, die aus schlechten Ehen oder einem repressiven bürgerlichen Elternhaus ausbrechen wollten, Hausangestellten unter der Fuchtel ihres Dienstherrn, späten Mädchen, Frauen aus allen Schichten, die sich wenigstens für eine Weile von den Zwängen einer konservativen patriarchalischen Gesellschaft freimachen wollten. Dass eine Liaison mit einem Angehörigen der Besatzungsarmee solchen Frauen auch materielle Vorteile brachte und in vielen Fällen ermöglichte, ein besseres Leben zu führen, als andere es hatten, in manchen Fällen sogar ein besseres als das ihrer ehemaligen Dienstherrn – dieser Nebeneffekt versüsste die Rache.¹⁶

Und es waren nicht nur Frauen. Minderheiten aller Couleur gehen oft Bündnisse mit mächtigen Aussenseitern ein, um sich der Unterdrückung durch die Mehrheit zu entziehen. Dies war eine Facette aller Kolonialgesellschaften. Aber die unverhältnismässig hohe Zahl französischer Homosexueller, die entweder mit den Deutschen kollaborierten oder das

besetzte Paris als sexuelle Tummelwiese nutzen, kann auch mit einer allen gemeinsamen Kränkung durch das wohlhabende Bürgertum zu tun gehabt haben. Die Homophobie der Nazi- und der Vichy-Propaganda war an sich kein Hinderungsgrund. Man stand darum ja nicht unbedingt auf der Seite der Besatzer; die Okkupation war einfach eine Gelegenheit.

Die Fraternisierung mit den alliierten Befreierern war jedenfalls verlockender als die Kollaboration mit den Deutschen, denn es haftete ihr nicht der Makel des Verrats an. Über das Ausmass des homosexuellen Fraternisierens lässt sich nicht viel sagen, denn natürlich wurde über die Sache als solche eher Stillschweigen bewahrt. Einen Fall beschreibt sehr schön Rudi van Dantzig, Tänzer, Schriftsteller und Choreograph des Niederländischen Nationalballetts. Er schrieb einen Roman, *Der verlorene Soldat*, basierend auf eigenen Erlebnissen im «Hungerwinter» 1944/45, nachdem er von Amsterdam in ein Dorf im Norden evakuiert worden war. Als die Kanadier sein Dorf erreichten, war er erst zwölf, hatte aber Sehnsüchte, die er selbst kaum verstand. Ein Jeep hält auf der Landstrasse. Eine Hand wird ausgestreckt. Er wird hinaufgezogen. So lernt Jeroen, der Junge, Walt, den kanadischen Soldaten, kennen, der ihn am Ende verführt. Das Buch ist aber alles andere als eine Anklage gegen Pädophilie, im Gegenteil: Es ist als Elegie verfasst: «Der um mich gelegte Arm ist warm und bequem, es ist, als ob ich in einem Sessel sitze, der mich umfängt. Beinahe wohligh lasse ich alles geschehen. ‚Das ist die Befreiung‘, denke ich, ‚so muss es sein, anders als sonst. Ein richtiges Fest.‘»¹⁷

Benoîte Groult ist sich der materiellen Vorteile ihrer Beziehung zu einem Amerikaner durchaus bewusst, und sie stellt die Verbindung zwischen sexuellem Hunger und Hunger nach Nahrung ganz explizit her. Im Bett unter Kurt zu liegen, schreibt sie, sei so, als schliefe sie mit einem ganzen Kontinent: «Gegen einen Kontinent ist man machtlos.» Hinterher assen sie: «Vier Jahre Besatzung und dreiundzwanzig Jahre Keuschheit (oder beinahe so viel) machen gierig. Ich verschlang Eier, die zwei Tage zuvor in Washington gelegt worden waren! In Chicago eingedosten Schinken. Mais, der viertausend Meilen von hier gereift war ... Ja, der Krieg hat's in sich!»

Frühstücksfleisch, Eier, Hershey-Schokolade aus der Feldration der U.S. Army konnte man sofort essen. Strümpfe konnten getragen werden.

Aber Lucky Strikes, Camels, Chesterfields und Caporal-Zigaretten liessen sich auf dem Schwarzmarkt gegen weiteres Essen eintauschen. Die GIs waren mit allem reichlich versorgt – ein unschätzbare Reiz, mindestens so überzeugend wie ihre breiten Schultern und schmalen Hüften, ihr strahlendes Lächeln und die gepflegten Uniformen. Allein der leichte Zugang zu Zigaretten machte sie in sehr armen Ländern zu reichen Männern. Es war einfach, daraus den Schluss zu ziehen, dass die Frauen, die mit ihnen schliefen, in Wahrheit nicht besser seien als Huren.

Denn so dachten die Leute, vor allem die Frauen, die kaum über die Runden kamen, und die Männer, die keinen Zugang zu den Tanzlokalen, Kinos, Freizeiteinrichtungen hatten, weil die den Befreiern und deren einheimischen Freundinnen vorbehalten waren. Dass einige der jungen Frauen, die sich mit alliierten Soldaten zusammentaten, Kopftücher trugen, um ihren noch geschorenen Kopf zu verbergen – die sichtbare Strafe für jene, die zuvor ein Verhältnis mit einem Deutschen gehabt hatten –, entschärfte den Argwohn gegen sie natürlich nicht.

Sicher waren manche Frauen freischaffende Prostituierte, vor allem in den besiegten Ländern, wenn sexuelle Dienste die einzige Möglichkeit boten, sich oder die eigenen Kinder am Leben zu erhalten. Doch auch bei den Frauen, die mit vielleicht ungebührlicher Eile vom deutschen zum britischen oder amerikanischen Liebhaber umschwenkten, waren die Gründe nicht immer eindeutig oder materiell. Eine frisch rasierte «horizontale Kollaborateurin» aus einer französischen Kleinstadt sagte vor einem selbsternannten Säuberungskomitee aus, das ihr mit weiteren Strafen wegen ihres «unmoralischen» Verhaltens drohte: «Es ist mir gleich, wenn Sie mir den Kopf scheren. Ich bin nicht mehr in Verbindung mit meinem Mann [einem ehemaligen Kriegsgefangenen]. Und ich lasse mich dadurch nicht abhalten, mich mit den Amerikanern zu vergnügen, wenn ich es so will.»¹⁸

Wenn man zeitgenössische Berichte und Kommentare in der Presse liest, könnte man den Eindruck gewinnen, der Sommer 45 sei eine einzige lange Orgie gewesen, der sich Besatzungssoldaten und einheimische Frauen hingaben, sei es aus Gier, aus Lust oder aus Einsamkeit. Die Statistik scheint den Eindruck zu bestätigen: In den Pariser Krankenhäusern

wurden 1945 fünfmal so viele Frauen wegen Geschlechtskrankheiten behandelt wie 1939. In Holland wurden 1946 mehr als siebentausend uneheliche Kinder geboren, dreimal so viele wie 1939. Die gestiegene Zahl von Geschlechtskrankheiten lässt sich mit mangelnder ärztlicher Versorgung und Kondomknappheit, mit schlechter Hygiene in armen Gegenden, mit einer Vielzahl weiterer Ursachen erklären; Tatsache ist aber, dass viele Frauen und Männer auch einfach den starken Wunsch nach Wärme, Geborgenheit, Liebe, sogar Ehe hatten. Die ersten Monate nach der Befreiung boten nicht nur eine Gelegenheit, Hemmungen und soziale Zwänge über Bord zu werfen, sie waren auch eine Zeit, in der sich die Leute nichts sehnlicher wünschten als die Rückkehr zur Normalität. Immerhin stellen die zweihundertsiebenundsiebzigtausend ehelichen Kinder, die 1946 in den Niederlanden zur Welt kamen, die höchste Geburtenrate in der aufgezeichneten Geschichte des Landes dar.

*

Bergen-Belsen wurde am 12. April befreit. Britische Truppen unter dem Kommando von Lieutenant Derrick Sington hatten den Befehl, sich so schnell wie möglich ins Lager Belsen zu begeben. Der Krieg war noch nicht vorbei, aber die Lebensbedingungen im KZ waren so entsetzlich, dass die Menschen in der Umgebung eine Ausbreitung der im Lager grassierenden Typhusepidemie befürchteten – derselben, an der wenige Wochen zuvor Anne Frank gestorben war. Die deutschen Behörden konnten oder wollten nichts gegen die Typhusgefahr unternehmen und waren einverstanden, britischen Truppen Zugang zum KZ zu gewähren, obwohl sie noch immer Kriegsgegner waren.

Angesichts der Leichenberge, der nach Exkrementen und Verwesung stinkenden Baracken waren die Soldaten wie vom Donner gerührt. Die Fotos aus dem KZ Bergen-Belsen zählten zu den ersten, die in der westlichen Presse erschienen, und in Grossbritannien wurde dieses Lager zum eigentlichen Symbol der NS-Massenmorde. Brian Urquhart hatte vom Antisemitismus der Nazis zwar gehört: «Dennoch war die ‚Endlösung‘, die tatsächliche Vernichtung von Millionen Menschen, schlicht un-

vorstellbar. Bergen-Belsen traf uns vollkommen unvorbereitet.»¹⁹ Dabei – und das konnten weder er noch die anderen britischen Soldaten begreifen – war dieses KZ ja gar kein Vernichtungslager: Die eigentlichen Mordzentren befanden sich in Polen, und davon waren die meisten von den Deutschen vor dem Rückzug nach Westen evakuiert und zerstört worden.

Lieutenant Sington fuhr durch das Lager und teilte den Überlebenden über Lautsprecher mit, dass sie frei seien. Die meisten waren dem Tod zu nahe, um irgendwie darauf zu reagieren. Das Mikrofon noch in der Hand, kam er zum Hauptlager der Frauen:

*Binnen weniger Sekunden war der Wagen von Hunderten Frauen umringt, die weinten und hysterisch schrien, vollkommen ausser sich; kein Wort aus dem Lautsprecher war zu verstehen. Auf dem Gelände des Lagers wuchsen junge Birken, von denen die Frauen Zweige und kleine Äste abrissen und gegen den Wagen schleuderten.*³⁰

Diese Frauen zählten zu den Glücklichen; sie konnten noch gehen. Ein britischer Medizinstudent, der sich als freiwilliger Helfer gemeldet hatte, berichtet folgende Szene, die er in einer Baracke erlebte:

*Fassungslos stand ich in diesem ganzen Unrat und versuchte mich an den Geruch zu gewöhnen, der eine Mischung aus Verwesung, Kloake, Sch weiss, fauligem Eiter war. In dem Moment vernahm ich ein Scharren auf dem Boden, und als ich im dämmrigen Licht genauer hinsah, erblickte ich eine vor meinen Fü ssen kauern de Frau. Sie hatte schwarzes verfilztes Haar, in dem es wimmelte, und ihre Rippen standen heraus, als wäre zwischen den Knochen nichts ... Sie entleerte ihren Darm, war aber so schwach, dass sie sich nicht vom Boden erheben konnte, und da sie Durchfall hatte, sprudelte der flüssig-gelbe Stuhl über ihre Schenkel.*²¹ ,

Die Ärzte und freiwilligen Helfer bemühten sich verzweifelt, Nahrung, Medikamente, medizinisches Gerät zu beschaffen. Sie waren mit Krankheit und Hunger in einem Ausmass konfrontiert, wie sie es nie erlebt, ja überhaupt für möglich gehalten hatten. Noch immer starben täglich Hun-

derte Menschen, manchmal allein daran, dass die Feldrationen, die man ihnen zu essen gab, für ihren ausgezehnten Körper viel zu nahrhaft waren. Aber das Militär ist nicht in allen Fällen eine effiziente Institution, und die Lage in Deutschland bei Kriegsende war unvorstellbar, auch unvorstellbar chaotisch. Ende April traf eine rätselhafte Lieferung ein, in der sich eine grosse Zahl Lippenstifte befand.

Sie erwies sich als Geschenk des Himmels. Lieutenant Colonel Gonnin, Oberstleutnant und befehlshabender Offizier einer britischen Ambulanz, erinnert sich:

Ich glaube, dass dieser Lippenstift für die KZ-Häftlinge ein echter Segen war. Frauen lagen im Bett, ohne Laken und ohne Hemd, aber mit scharlachroten Lippen; man sah sie durchs Lager wandern, mit nichts als einer Decke um die Schultern, aber mit scharlachroten Lippen ... Endlich hatte jemand etwas unternommen, um sie wieder zu Individuen zu machen, sie waren Individuen, nicht mehr nur die tätowierte Nummer auf ihrem Arm. Endlich konnten sie sich wieder für ihr Aussehen interessieren. Dieser Lippenstift begann sie wieder zu Menschen zu machen.²²

Richard Wollheim, später ein berühmter britischer Philosoph, war zu der Zeit Nachrichtenoffizier. Wie Urquhart wurde auch er für kurze Zeit, im Mai, nach Belsen geschickt, wo die Zustände noch immer entsetzlich waren, aber nicht mehr ganz so verheerend, wie sie davor gewesen waren. Irgendwo in der militärischen Hierarchie war man der Meinung gewesen, es sei doch eine gute Idee, in Belsen eine Tanzparty für die Soldaten und Überlebenden zu veranstalten. Wollheim sollte sie organisieren. Leider wurde ein Fiasko daraus, denn als die Kapelle aus ungarischen Lageraufsehern (die für ihre Brutalität berüchtigt waren) in nationaler Volkstracht mit ihren Konzertinas ein Tanzlied anstimmten, kam es zum Missverständnis. Es gab ja keine gemeinsame Sprache, und als die Frauen ihre Arme entblössten und ihre eintätowierten Nummern zeigten, ergriffen die Männer, im wahrsten Sinn wortlos, die Arme der Frauen und wollten mit ihnen tanzen. Entsetzt wichen die Frauen zurück und begannen auf die Männer einzuschlagen, und die Ungarn spielten schneller und schneller.²³

Solche Pannen waren aber selten. Um dieselbe Zeit fand auf einem Platz zwischen den Baracken eine andere Tanzparty statt, zu der die Band der Royal Air Force aufspielte. Nach dem Bericht eines britischen Soldaten war es ein grandioser Erfolg, obwohl einige der Frauen «kaum gehen konnten», während andere «aussahen, als brächen sie gleich entzwei». Ein sehr grosser kanadischer Offizier hielt ein winziges Mädchen im Arm, das ihm gerade bis zur Taille reichte, und tanzte Walzer mit ihm. «Sie sah so selig aus, dass alle, die sie sahen, nicht anders konnten, als zu lächeln oder zu weinen.»²⁴

Diese Geschichte ist vielleicht bezeichnender als die von Wollheim: Viele, die in den Lagern arbeiteten, vom amerikanischen Rabbiner bis zum humanitären Helfer der Vereinten Nationen, nahmen mit unterschiedlichem Grad der Zustimmung oder Ablehnung zur Kenntnis, wie rasch die Überlebenden eine Renaissance ihrer Sexualität erlebten. Wie der Lippenstift gab auch das sexuelle Verlangen den Menschen, die ihres Menschseins beraubt worden waren, ein Stück Menschlichkeit zurück.

Noch viel höher als die Zahl der Geburten in den Niederlanden war die Geburtenrate in den DP-Lagern im Jahr 1946. Allein in den Lagern der amerikanischen Besatzungszone wurden Monat für Monat 750 Babys geboren. Fast ein Drittel der in der Zone registrierten jüdischen Frauen zwischen achtzehn und fünfundvierzig hatten bereits geboren oder waren schwanger.²⁵ Ehemalige Konzentrationslager, auch Bergen-Belsen, wo so viele unter den schlimmsten denkbaren Umständen umgekommen waren, waren jetzt Stätten fiebriger sexueller Aktivität, als könnten es die Überlebenden nicht erwarten, sich und der Welt zu beweisen, dass sie nicht nur immer noch am Leben, sondern auch in der Lage waren, sich fortzupflanzen.

Humanitäre Helfer waren manchmal schockiert und sagten über DPs, häufig jüdische, sie gäben sich «hemmungsloser Ausschweifung» hin. Manche schoben es auf die Langeweile: Hier gebe es doch nichts als Alkohol und Sex. Andere wiederum waren moralisch entrüstet. Ein französischer Arzt, der für eine Wohlfahrtsorganisation arbeitete, schrieb mit unverhohlener Missbilligung: «Die Sittlichkeit vieler Überlebender aus den Konzentrationslagern ist sehr gering... sexuelle Masslosigkeit hat ein erschreckendes Ausmass erreicht.» Er gestand ihnen jedoch mildernde

Umstände zu. Man könne ihnen ja kaum einen Vorwurf machen, diesen jungen Mädchen, die durch die Hölle gegangen waren «und jetzt von einem unwiderstehlichen Verlangen nach Zuneigung und Vergessen ergriffen sind, das sie mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu befriedigen suchen».²⁶

Wieder andere Beobachter warteten mit ausgefeilten Erklärungen auf. Eine Helferin aus Polen, Marta Korwin, war der Ansicht, KZ-Opfer hätten davon geträumt, wie aus dem Ende ihrer Qualen, so es denn eintrete, eine ganz neue Welt hervorginge: «Alle früheren Schwierigkeiten wären vergessen, die Freiheit brächte sie in eine Welt, in der nichts jemals fehlgegangen war ...» Als sie sich dann aber im Elend der DP-Lager wiedergefunden hätten, ohne Hoffnung und als letzte Überlebende einer einst grossen Familie, hätten sie in Sex und Alkohol Vergessen gesucht.²⁷

Alle Erklärungen sind plausibel. Aber es gab auch noch eine biologische Dimension. Ein Volk in einer so schweren Krise muss sich fortpflanzen, um als Volk zu überleben. Viele Juden in den DP-Lagern waren nicht Überlebende der eigentlichen Todeslager, von denen es wenige gegeben hatte, sondern kamen aus Gegenden der Sowjetunion, in denen sie Zuflucht vor den Nazis gefunden hatten. Aber die meisten hatten Kinder, Eltern, Geschwister und fernere Angehörige verloren. Ältere Menschen hatten keine andere Wahl, als mit den Geistern weiterzuleben. Die Jungen aber sehnten sich inständig nach neuen Familienbanden, nach anderen Menschen, für die sie leben konnten. Und von den Zionisten und anderen jüdischen Organisatoren wurde die biologische Regeneration ganz offiziell gefördert. Ehen wurden binnen Wochen, ja Tagen nach einer ersten Begegnung geschlossen. Verhütungsmittel waren in jüdischen DP-Lagern verpönt. Man fühlte sich verpflichtet, so viele Kinder wie möglich in die Welt zu setzen. Sex war nicht einfach nur Vergnügen; es war Aufbegehren gegen die Vernichtung.

*

1945 Deutscher oder Japaner zu sein war natürlich eine Erfahrung ganz anderer Art, als Franzose, Holländer oder Chinese, geschweige denn Jude zu sein. Das gilt auch für die Begegnung mit ausländischen Truppen. Die

Amis, wie die Deutschen, oder *Ameko*, wie die Japaner sie nannten, aber auch die Kanadier, Australier, Briten und Sowjets kamen nicht als Befreier, sondern als Eroberer. Ähnlich erlebten es auch viele Italiener, vor allem in Süditalien, wo die Invasion der Alliierten ein ohnehin schweres Leben noch schwerer machte. Städte waren zu Ruinen zerbombt, die wirtschaftlichen Aussichten düster. In vielen Fällen war Prostitution schiere Notwendigkeit.

In Berlin hiessen sie «Ruinenmäuschen», die Mädchen und Frauen, die durch die Trümmer ihrer Stadt streiften und für ein bisschen Bargeld, Essen oder Zigaretten einen Soldaten aufzugabeln versuchten. Manche Mädchen, kaum pubertär, übten ihr Gewerbe in improvisierten Bordellen aus, die Schwarzmarkthändler in den Ruinen betrieben. Jungen hatten ihre eigenen «Trümmerbordelle», wo sie sich an amerikanische Soldaten verkauften, von denen einer, «Tante Anna» genannt, eine berühmte Gestalt in der Frankfurter Unterwelt wurde.

Die Notwendigkeit des Überlebens verwischte oft die Klassengrenzen. Norman Lewis war als junger Offizier der britischen Armee in Neapel stationiert. In seinem wunderbaren Bericht *Neapel '44* beschreibt er den Besuch eines grossen italienischen Aristokraten, Eigentümer eines Palazzo irgendwo im Süden, der zusammen mit seiner Schwester zu ihnen ins Hauptquartier kam:

Beide sehen einander bemerkenswert ähnlich: dünn, mit äusserst blasser Haut und kaltem, patrizischem, fast schon unerbittlichem Ausdruck. Der Grund ihres Besuchs war eine Anfrage, ob wir es einrichten könnten, dass die Schwester in einem Armeebordell Aufnahmefände. Wir erklärten, dass es keine solche Einrichtung in der britischen Armee gäbe. «A pity», sagte der Prinz. Beide sprachen hervorragend Englisch, das sie von einer englischen Gouvernante gelernt haben. «Na gut, Luisa, was nicht geht, geht nicht.» Sie dankten uns mit höflicher Gelassenheit und gingen.²⁸

In Japan war die Prostitution von Beginn an institutionalisiert. Das hatte seine Gründe. Die japanischen Behörden hatten die grössten Befürchtungen, die alliierten Soldaten könnten mit den Japanern eben so verfahren

wie die japanischen Soldaten mit den Chinesen und anderen Asiaten. Beim Massaker von Nanking 1937, bei der Zerstörung von Manila in einer letzten verzweifelten Schlacht 1945 wurden Zehntausende Frauen vergewaltigt, verstümmelt und danach meist umgebracht – wenn sie nicht schon vorher an ihrem Martyrium zugrunde gegangen waren. Zwei besonders schlimme Fälle wurden bekannt; es gab aber zahlreiche weitere. In China vergewaltigten Soldaten der Kaiserlichen Japanischen Armee in einem derartigen Ausmass, dass es zum militärischen Problem wurde, weil es den chinesischen Widerstand nur umso erbitterter werden liess. Um dieses Problems Herr zu werden, wurden Mädchen regulär eingezogen, meistens aber entführt, vor allem in Korea und anderen Ländern unter japanischer Herrschaft, und mussten in japanischen Armeebordellen als «Trostfrauen» dienen, das heisst als Zwangsprostituierte.

Staatliche und militärische Propaganda hatten der japanischen Bevölkerung ununterbrochen eingehämmert, dass im Fall einer Niederlage japanische Frauen von ausländischen Soldaten vergewaltigt, gefoltert und ermordet würden. Um diesem grausigen und beschämenden Schicksal zu entrinnen, war die japanische Bevölkerung angewiesen, entweder bis zum Tod zu kämpfen oder sich das Leben zu nehmen. Auf den Pazifikinseln und in Okinawa hatten Frauen und Kinder den Befehl, sich mit Handgranaten in die Luft zu sprengen oder von den Klippen zu springen. Viele gehorchten.

Und so kam es, dass das japanische Heimatministerium am 18. August, drei Tage nach der Kapitulation, die örtlichen Polizeidienststellen anwies, «Trosteinrichtungen» für die alliierten Eroberer bereitzustellen. Frauen wurden angeworben, damit sie im «Erholungs- und Vergnügungsverein» als patriotische Pflichterfüllung «ihren Körper opfernten». Der ehemalige japanische Premierminister, Prinz Konoe Fumimaro, der eine erhebliche Verantwortung für den Ausbruch des Pazifikkriegs trug, wies den Polizeipräsidenten an, er möge «bitte die jungen Frauen Japans» beschützen,²⁹ weil sich mit dieser Massnahme vielleicht die ausländischen Invasoren beschwichtigen liessen und die angesehenen Japanerinnen wieder aus ihrem zeitweiligen Versteck hervorkommen und unbehelligt auf der Strasse spazieren könnten.

Es muss ein elendes Geschäft gewesen sein. Diese Erholungs- und Vergnügungsstätten wurden mit solcher Hast eingerichtet, dass es nicht einmal Betten für die Soldaten und ihre Opferfrauen gab und der Geschlechtsverkehr stattfand, wo immer sich ein Platz dafür fand, hauptsächlich auf dem Boden oder in den Fluren der improvisierten Bordelle. Es dauerte etliche Monate, bis die Japaner mit praktikableren Lösungen aufwarteten. In Funabashi, ausserhalb von Tokio, wurde ein riesiges Bordell errichtet, gross wie eine Flugzeughalle: der International Palace oder IP. Und dieser IP bot Sex am Fliessband – *the willow run* hiess das, so benannt nach der Bomberfabrik, die Ford zu Beginn des Kriegs nahe Detroit gebaut hatte. Am Eingang des langgestreckten Gebäudes zogen die Männer ihre Schuhe aus und bekamen sie blankpoliert am anderen Ende zurück.

In Truppenunterkünften wie dem Nomura-Hotel in Tokio wimmelte es von Frauen, die als Sekretärinnen oder Putzfrauen galten und regelmässig dort übernachteten. Manche brachten sogar ihre Familien mit, damit sie für eine Weile der Winterkälte entkamen. An einem grossen Tanzpalast in der Tokioter Innenstadt prangte ein Schild mit der Aufforderung auf Japanisch: «Patriotische Frauen! Unterstützt den Wiederaufbau Japans durch euren Dienst als Tanzpartnerinnen!»³⁰ Kondome wurden in den von der U.S. Army betriebenen PX-Läden verkauft, in denen es neben allem, was die Angehörigen der Besatzungstruppen eben so brauchten, auch Lebensmittel und Kleidung gab.

Im Unterschied zu Deutschland gab es in Japan zunächst kein strenges Verbot der «Fraternisierung mit Einheimischen». General Douglas MacArthur, der Oberkommandierende der alliierten Besatzungstruppen in Japan (SCAP lautete sein Titel: *Supreme Commander for Allied Powers*), sah ein, dass solche Verbote sinnlos waren. Zu einem seiner Adjutanten sagte er: «Ständig will man mich nötigen, dass ich dieses Madame-Buttergefliege beende. Mach ich nicht ... Nicht um allen Tee Chinas erlasse ich einen Nichtfraternisierungsbefehl.»³¹

Zu Beginn der Besatzung waren, neben Australiern, Briten und einer Handvoll weiterer Nationalitäten, etwa sechshunderttausend US-Soldaten in Japan stationiert, und das bedeutete Fraternisierung zuhauf. Ein Brief von William Theodore de Bary, einem Offizier der U.S. Navy, der später ein herausragender Sinologe und Japanologe wurde, beschrieb die Lage in

Sasebo, einer grossen Marinebasis auf der Insel Kyushu, im Oktober 1945 so:

*Die Fraternalisierung als solche war ein Problem. So musste die Militärpolizei weitere Versammlungen auf der breiten Brücke vor unserem Hauptquartier verbieten, da sie von den Marines, die sich mit grinsenden, freundlichen Japanern eifrig mit Gebärdensprache verständigten, derart verstopft war, dass man nicht mehr durchkam. So war es von Anfang an.*³²

Und das ging so weiter trotz der einen oder anderen ausserordentlich rassistischen Propaganda in den USA. Dies zum Beispiel stammt aus einem Artikel über die Besetzung Japans in der *Saturday Evening Post*: «Die flachbrüstige, knopfnasige, plattfüssige Japanerin ist für die meisten Amerikaner etwa so reizvoll wie ein tausendjähriges steinernes Götzenbild. Eigentlich noch weniger. Sie machen gern Fotos von den Götzen.»³³

Der Autor dieses Artikels war, gelinde gesagt, völlig ahnungslos. Die meisten ranghöheren Offiziere MacArthurs hatten sich bereits 1945 japanische Geliebte zugelegt. Was nicht anders zu erwarten war, denn es gab anfangs kaum eine westliche Frau in Japan. Das änderte sich erst, als eine neue Welle von Offizieren eintraf, die häufig keine direkte Kampferfahrung hatten und weniger tolerant waren. Obwohl in Deutschland die Einschränkungen bereits gelockert worden waren, bestanden sie darauf, in Japan mehr Disziplin durchzusetzen, und erklärten die meisten öffentlichen Stätten wie Restaurants, Thermalbäder, Kinos oder Army-Hotels zu verbotenem Gelände.

Infolgedessen wurde zwar nach wie vor viel fraternisiert, aber diskreter und immer häufiger mit Prostituierten, die auf eigene Rechnung arbeiteten und keine Massnahmen gegen die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten ergriffen. Ihre Reviere, «Inseln» genannt, hatten sie in den ausgebombten Strassen und Stadtparks. Manche kosteten weniger als einen Dollar, was etwa die Hälfte des Preises für eine Schachtel Schwarzmarktzigaretten war. Das Geschäft florierte, zumal nachdem die alliierte Verwaltung 1946, entgegen dem ausdrücklichen Rat der Japaner, ein Prostitutionsverbot erlassen hatte.

Die Japaner lieben klare Kategorien. Die freischaffenden Prostituierten, panpan-Mädchen genannt, wurden unterteilt in Spezialistinnen für weisse ausländische Soldaten, schwarze ausländische Soldaten und ausschliesslich japanische Männer, auch wenn die eine oder andere, die unternehmerischer dachte, solche scharfen Unterscheidungen ablehnte. Manche Prostituierte brachten es fertig, sich an einen einzigen Freier zu heften, und wurden folglich *onrii* («nur einer») genannt. Die mehr als durchschnittlich promiskuitiven hiessen *batafurai* (von *butterfly*, «Schmetterling»). Manche Gegenden der Tokioter Innenstadt, etwa der Hibiya-Park gegenüber dem Hauptquartier von General MacArthur oder der nahe gelegene Yurakucho-Bahnhof, waren typische Tummelplätze von panpan-Mädchen.³⁴

Die *panpan*, die mit blutrotem Lippenstift auf hohen Absätzen einherstöckelte, war Gegenstand der Verachtung ihrer Landsleute, ein Symbol des nationalen Niedergangs, aber auch Zielscheibe neidgefärbter Faszination. Materiell ging es den *panpan-Mädchen* besser als den meisten obdachlosen, hungrigen, verarmten japanischen Bürgern. Sie waren berufstätige Frauen, zugleich aber auch die ersten und begierigsten Konsumentinnen amerikanischer Waren und mit der Popkultur der Sieger vertrauter als die meisten Japaner. Mit ihrem besonderen *panpan-Rotwelsch*, einer Mischung aus japanischem Slang und gebrochenem GI-Englisch, standen sie auch der Sprache der Besatzer näher als die meisten ihrer Landsleute.

In gewissem Sinn steht die *panpan* in einer besonderen japanischen Tradition, die Anrühigkeit mit Glanz kombiniert. Die Prostituierten im vormodernen Tokio, das damals noch Edo hiess, waren gewissermassen frühe Models, die ihre Bekanntheit weit verbreiteten Holzschnittdrucken und dem Kabuki-Theater verdankten. In den ersten Jahren der Besatzung war die mit der *panpan* assoziierte Kultur sehr viel weniger raffiniert. Militärische Niederlage und die Aufhebung der kriegsbedingten Zensur und militaristischen Erziehung liessen eine kommerzielle Sexkultur wieder aufleben, die zwar in der Vergangenheit wurzelte, aber sehr stark amerikanisch beeinflusst war. Schlüpfrige Schundheftchen mit Titeln wie *Venus*, *Sex Bizarre* und *Pin-up* fanden reissenden Absatz. In den alten Vergnügungsvierteln wurden Stripteaselokale eröffnet, oft windige Hütten,

die rund um die Bombenkrater entstanden. Zuhälter, Schwarzmarkthändler und Jungganoven in Hawaiihemden tanzten mit ihren Freundinnen Mambo in billigen Tanzsälen, und japanische Swingbands und Jazzsänger kehrten aus der Versenkung zurück, nachdem solche Manifestationen ausländischer Dekadenz jahrelang verboten gewesen waren. Boogie-Woogie war der letzte Schrei.

Viele Frauen prostituierten sich aus Not. Aber nicht alle. Wie wir aus Untersuchungen der damaligen Zeit wissen, wurden sehr viele Frauen «aus Neugier» *panpan*.³⁵ Und dieser Beweggrund wurde der *panpan* besonders übel angekreidet, mehr als ihr Tun als solches: Den eigenen Körper zu «opfern», um eine arme bäuerliche Familie durchzubringen oder eine patriotische Pflicht zu erfüllen, war in Ordnung, vielleicht sogar lobenswert; dasselbe aus Neugier oder aus dem Wunsch nach Geld, Zigaretten, Seidenstrümpfen zu tun war eine Schande. Organisierte Prostitution hatte eine lange Tradition und wurde toleriert. Die *panpan* hingegen wurde für ihre unternehmerische Freiheit verurteilt. Es machte sie gefährlich unabhängig.

So schäbig und desperat die kommerzielle Sexkultur im Jahr 1945 in weiten Teilen sein mochte, war sie doch, wie Mambo und Boogie-Woogie, ihrerseits eine Befreiung, die manche begrüßten und andere verabscheuten. Die rund neunzigtausend Kinder, die 1946 unehelich zur Welt kamen, können nicht alle aus rein kommerziellen Transaktionen hervorgegangen sein.³⁶ Nach der Indoktrinierung mit so viel negativer Propaganda über die barbarischen Vergewaltiger und Mörder waren viele Japanerinnen einfach sehr erleichtert, als sie die viel weniger furchterregenden Amerikaner nun leibhaftig erlebten. Eine Frau, die in der äusserst ehrenwerten Frauenzeitschrift *Fujin Gaho* schrieb, drückte es so aus: «Ich finde sie höflich, freundlich, unbeschwert und vollkommen ungezwungen. Was für ein scharfer und schmerzlicher Gegensatz zu den hochmütigen, niederträchtigen und unhöflichen japanischen Soldaten, die in der Kaserne in der Nähe meines Zuhauses lebten.»³⁷

Das heisst nicht, dass die alliierten Soldaten nie ausfällig geworden wären, zumal zu Beginn der Besetzung: Einer Schätzung zufolge wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 täglich vierzig Frauen vergewaltigt, und das dürfte eine Untertreibung sein, denn sicher wurden viele Fälle aus Scham verschwiegen.³⁸ In der zensierten Besatzungspresse kamen solche

Zahlen natürlich nie zur Sprache. Dennoch hätten die meisten Japaner eingeräumt, dass die Amerikaner sich weitaus disziplinierter verhielten, als sie erwartet hatten, besonders im Vergleich mit dem Verhalten der eigenen Truppen im Ausland.

Eigenartigerweise passten die sich wandelnden sexuellen Sitten zu den propagandistischen Bemühungen der Amerikaner, die Japaner «umzuerziehen». Um demokratisch zu werden, wurde ihnen eingebleut, müssten sie ihre Frauen gleichberechtigter behandeln. Nun waren die panpan-Mädchen vermutlich nicht das, was die Umerzieher im Sinn hatten, doch wurden die Japaner ermutigt, körperliche Zuneigung unverhohlener zu zeigen, genau wie die Amerikaner. So kam es, dass die Japaner, nach viel gutem Zureden von amerikanischer Seite, zu ihrer Erbauung den ersten Leinwandkuss zu sehen bekamen, und zwar in einem Film mit dem Titel *Junge Herzen (Hatachi no seishun)*. Beim jungen Publikum kam er bestens an.

Das Spektrum zwischen dem Strassenmädchen, das im Hibiya-Park GIs abschleppt, und dem ersten Kuss im Kino ist natürlich ein breites, doch der Hunger der Öffentlichkeit nach erotischer Unterhaltung und die in hohem Mass sexualisierte Popmusik lassen vermuten, dass die Kluft zwischen den befreiten und den besiegten Nationen in Wahrheit nicht so tief war, wie es scheint. Auch für die Japaner begann mit Glenn Millers «In the Mood» ein neues Gefühl von Freiheit.

Genauso war es in den westlichen Zonen Deutschlands, nur in der sowjetischen Zone ging es anders zu, jedenfalls in sexueller Hinsicht. Während im Westen die «Fraternisierung» das Verhältnis zu den Besatzungstruppen bestimmte, war Vergewaltigung eines der Übel für die von der Roten Armee Besiegten. Natürlich kam es auch in den westlich besetzten Zonen – hauptsächlich in der französischen, aber nicht nur dort – zu Vergewaltigungen. In Stuttgart zum Beispiel sollen rund dreitausend Frauen von französischen Truppen, darunter vielen Algeriern, vergewaltigt worden sein.³⁹ In der amerikanischen Besatzungszone, der mit Abstand grössten, betrug die Zahl der gemeldeten Vergewaltigungen durch amerikanische Soldaten im ganzen Jahr 1945 nicht mehr als tausendfünfhundert.⁴⁰

Dass Vergewaltigung unter westlicher Besatzung weniger häufig vorkam als in der sowjetischen Zone, hat mehrere Gründe. Die alliierten

Truppen waren, vielleicht mit Ausnahme der Franzosen, weniger rachsüchtig als die Sowjets. Auch wurden sie von ihren Vorgesetzten nicht ermutigt, mit den deutschen Frauen nach Belieben zu verfahren. (Bekanntlich erklärte Stalin selbst, nach Tausenden durch Blut und Feuer zurückgelegten Kilometern hätten seine Soldaten das Recht auf ein gewisses Vergnügen mit Frauen.) Ausserdem war die Bereitschaft deutscher Frauen, mit alliierten Soldaten zu «fraternisieren», derart ausgeprägt, dass Vergewaltigung kaum nötig war. Im Sommer 1945 pflegten die GIs zu witzeln, die deutschen Frauen seien die freizügigsten «diesseits von Tahiti».⁴¹

Das war zweifellos eine Übertreibung, in die Welt gesetzt nicht nur von dankbaren GIs, sondern auch von Deutschen aus Empörung über Verhaltensweisen, die sie als zusätzliche Kränkung ihres ohnehin sehr erschütterten Nationalstolzes empfanden. Dennoch behaupteten viele Soldaten, deutsche Frauen, abwechselnd *als frauleins*, *furlines* oder *fraternazis* bezeichnet, seien noch versessener auf sexuelle Verhältnisse mit ihnen als die Französinen. Eine eher brutale, aber vielleicht nicht ganz unzutreffende Analyse des Phänomens stammt von einem GI, der kurz nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten schrieb: «Auf die Gefahr hin, die Katze aus dem Sack zu lassen, sei gesagt, dass der GI in Europa nichts anderes will als auf seine Kosten kommen», und dazu gehörten eben «so viele Gelegenheiten zur Fraternisierung wie möglich». Er fuhr fort: «In Deutschland macht er natürlich das beste Geschäft ... In Frankreich läuft es anders. Diese bedingungslose Stiefelleckerei wie in Deutschland trifft der GI dort nicht an. Zu dem Spielball, wie ihn sein Dad und die Befreier von 1944 beschrieben haben, kann er Frankreich nicht machen.»⁴²

Und natürlich gab es in Deutschland weitaus mehr Frauen als Männer, das Verhältnis betrug etwa 16 zu 10, und die wenigen vorhandenen Männer waren oft alt, versehrt oder verachtet. In Roberto Rossellinis herausragendem Film *Deutschland im Jahre Null*, der in den Trümmern von Berlin gedreht wurde, sagt der junge Deutsche: «Erst waren wir Männer, Nationalsozialisten, jetzt sind wir nur Nazis.»

Benoîte Groult konnte in ihrer literarischen Erinnerung an das befreite Frankreich nicht der Versuchung widerstehen, die «amerikanische

Schönheit» mit Franzosen zu vergleichen, die «mir plötzlich zwergenhaft, krummbeinig, grauhäutig und unterernährt erscheinen».⁴³ Die Demoralisierung der deutschen und japanischen Männer war natürlich noch schlimmer. Typisch war die Einstellung einer deutschen Kellnerin, die von Carl Zuckmayer interviewt wurde, als er 1946 als amerikanischer Kulturattache in seine Heimat zurückkehrte. Sie sagte, sie könne deutsche Männer nicht anfassen: «Sie sind mir zu weich. Sie sind keine Männer mehr. Früher haben sie zuviel angegeben.»⁴⁴

Der für mich denkwürdigste Bericht über männliche Demütigung stammt von Nosaka Akiyuki, einem Schriftsteller, der sich 1945 als Teenager auf den Schwarzmärkten von Osaka herumtrieb. Seine herausragende Novelle *Algen in Amerika* (*Amerika Hijiki*, 1967) handelt von Maskulinität ebenso wie von Rasse. Protagonist ist ein junger Japaner in seinem Alter. Während des Krieges bekam er in der Schule gesagt, die westlichen Männer seien grösser als die Japaner, aber schwächer, vor allem um die Hüften, was mit ihrer weichlichen Angewohnheit Zusammenhänge, auf Stühlen zu sitzen – im Unterschied zum Tatamifussboden der Japaner. Körperlich sei ihnen jeder zähe kleine Japaner mit seinen muskulösen Schenkeln überlegen. Häufig wurden die Schüler auf den vierschrötigen, stiernackigen General Yamashita verwiesen, den «Tiger von Malaya»: Er nahm die Kapitulation Singapurs vom britischen General Percival entgegen, dessen Khakishorts seine spindeldürren Beine unschön zur Geltung brachten.

Dann aber sieht der japanische Teenager die Realität aus der Nähe, und zwar in der unvergesslichen Gestalt eines amerikanischen Soldaten, «die Arme wie Baumstämme, die Taille wie ein Mörser ... das männliche Gesäss von schimmernden Uniformhosen umhüllt... Ah, kein Wunder, dass Japan den Krieg verloren hat.»⁴⁵ Selbstverständlich waren nicht alle Soldaten der Alliierten muskelbepackte Hünen wie dieser, und viele japanische Männer waren alles andere als schwächling. Aber die konkrete Wahrnehmung, dieser erste Eindruck eines hungrigen Jugendlichen, hielt sich als melancholische Erinnerung an einen Krieg, der den Japanern als Überlegenheitskampf zwischen edlen asiatischen Kriegerern und der arro-

ganten weissen Rasse präsentiert worden war. Die erste Begegnung zwischen Siegern und Besiegten nach dem Krieg fiel darum in Japan erschütternder aus als in Deutschland.

Dort bemühten sich die Behörden in den westlich besetzten Zonen (nicht in der sowjetischen) zunächst, eine Nichtfraternisierungspolitik durchzusetzen. «Hübsche Mädchen können einen alliierten Sieg sabotieren», verkündeten die AFN-Sender. «Kluge Soldaten fraternisieren nicht», warnte *Stars and Stripes*, die Zeitung der amerikanischen Streitkräfte, und: «Spielen Sie nicht Samson mit ihrer Delila – sie schnitte Ihnen mit Vergnügen das Haar ab: und zwar am Hals.»⁴⁶ Die Aufhebung des Verbotes, schrieb die Londoner *Times*, «würde wohl zahlreiche Frauen in der Heimat in Verzweiflung stürzen».⁴⁷ Die Besatzungssoldaten aber waren mit solchen Argumenten nicht zu überzeugen. Die «Geliebtenarmee» pflegte man die westlichen Alliierten zu der Zeit gern zu nennen und spielte damit auf die vielen deutschen Frauen an, die ein Verhältnis mit amerikanischen Offizieren unterhielten (viel häufiger als mit britischen Offizieren, was auch immer der Grund gewesen sein mag; anscheinend zogen es die Briten vor zu trinken). Dies wiederum führte zu Eifersucht in den niederen Rängen, die sich in bitteren Scherzen wie diesem äusserte: «Die einzige Politik besteht darin, der Führungsetage bei sämtlichen gutaussehenden Frauen den Vortritt zu lassen.»⁴⁸

Wie General MacArthur sah auch General George Patton keinen Vorteil in dem Verbot. Sollten wohlgenährte amerikanische Soldaten sich tatsächlich weigern, hungrigen Kindern Bonbons zu schenken? Waren wirklich alle Deutschen Nazis? (Allerdings war Patton gegenüber Deutschen, selbst wenn sie Nazis waren, sehr viel nachsichtiger als gegenüber den kommunistischen Verbündeten, ja sogar gegenüber Juden.) Auch die *New York Times*, nicht immer die Speerspitze der öffentlichen Meinung, schlug in ihren Berichten aus den Besatzungszonen kritische Töne an. Im Juni berichtete ihr Korrespondent in Deutschland, er habe «noch keinen Soldaten angetroffen, ob aus London, dem Mississippi-Tal oder von den Weizenfeldern Albertas, der für das Verbot gewesen wäre». Derselbe Reporter schilderte, welche aberwitzigen Massnahmen getroffen wurden, um die Einhaltung des Verbots zu gewährleisten: In einem Dorf in der ameri-

kanischen Zone seien Angehörige der Spionageabwehr abkommandiert worden, um einen Sicherheitsposten beobachten zu lassen, der einen Militärpolizisten überwachte, der «beim Flirt mit einem deutschen Mädchen» gesehen worden sei.⁴⁹

Am 8. Juni lockerte General Eisenhower das Fraternisierungsverbot in Bezug auf Kinder, woraufhin GIs und Tommys junge Frauen mit «Guten Tag, Kind!» zu begrüßen pflegten. Im August erhielten die alliierten Soldaten die Erlaubnis, mit Erwachsenen zu sprechen; sie durften sogar, solange sie sich dabei im Freien bewegten, mit erwachsenen Frauen Händchen halten. Am 1. Oktober hob der Alliierte Kontrollrat, die von den vier Besatzungsmächten gebildete Regierungsinstanz in Deutschland, das Verbot schliesslich ganz auf. Den Ausschlag dazu gab unter anderem die Ankunft britischer und amerikanischer Truppen in Berlin, wo die Sowjets unterdessen ziemlich unverhohlen fraternisierten. Diese Diskrepanz fanden die Westmächte untragbar; die Erlaubnis, mit deutschen Frauen zu fraternisieren, ist also gewissermassen eine frühe Folge der Rivalität zwischen den Grossmächten. Eine Bedingung allerdings war mit der neuen Freizügigkeit verknüpft: Ehen mit deutschen Frauen oder deren Unterbringung in Militärquartieren blieben untersagt. Doch auch dieses Verbot war bald toter Buchstabe, und Zehntausende deutsche Frauen reisten mit ihren frisch Angetrauten ins Wohlstandsparadies USA.

Deutschland hatte seine eigene Spielart der *panpan*-Mädchen: Die niedrigsten und desperatsten waren die «Ruinenmäuschen». Aber wie in allen Ländern unter militärischer Besatzung gab es nicht immer klare Trennlinien zwischen Romanze, Verlangen und Prostitution. Selbst in der sowjetischen Zone Berlins, wo es von den jüngsten bis zu den ältesten nur wenige Frauen geschafft hatten, sexuellen Übergriffen zu entrinnen, und wo Vergewaltigungen auch noch Monate nach dem Krieg auf der Tagesordnung standen, waren sexuelle Beziehungen mit fremden Soldaten nicht immer eine eindeutige Angelegenheit. Der beste und erschütterndste Bericht ist *Eine Frau in Berlin*, das Tagebuch einer Journalistin Anfang dreissig, die Vergewaltigungsoffer namenloser Rotarmisten war und nur entkam, als sie schliesslich einen russischen Offizier um Schutz anflehte. Der freundliche Leutnant Anatole wurde ihr ständiger Liebhaber. Letzt-

lich, schrieb sie, «sucht er menschliche, weibliche Ansprache mehr als das bloss Sexuelle. Und die gebe ich ihm gutwillig, ja gern ...»⁵⁰

In den westlichen Besatzungszonen wurden Frauen, die materielle Güter von ihren amerikanischen Freunden annahmen, wie es sicher bei den meisten der Fall war, schnell als Prostituierte gebrandmarkt – ein Ruf, den sie sich, wären die Schenkenden deutsche Männer gewesen, wohl nicht so leicht errungen hätten. Natürlich war es für viele eine Frage des Überlebens, dass sie Zugang zu PX-Waren hatten. In den Wintermonaten war sogar die Wärme eines gutgeheizten Nachtclubs eine willkommene Zuflucht vor eisigen Zimmern in ausgebombten Häusern, die man sich mit vielen Fremden teilen musste. Aber diese Lucky Strikes, Pralinen und Seidenstrümpfe, dazu der Swing und die lässige Art der GIs symbolisierten eine ganze Kultur für die Frauen, auch für viele junge Männer, und die war jetzt umso erstrebenswerter, als sie im repressiven «Dritten Reich» verboten gewesen war. Weil die Alte Welt in derartiger Schande zusammengebrochen war, nicht nur physisch, sondern auch kulturell, intellektuell, spirituell, lechzten die Menschen nach den Verlockungen der Neuen Welt, so vulgär sie auch sein mochten. Das galt schon für befreite Länder wie Frankreich und die Niederlande – um wie viel mehr galt es für Deutschland und Japan, wo die mit der Nachkriegsfraternisierung einsetzende Amerikanisierung der Kultur weiter reichte als überall sonst.

Zumindest eine Frau sah dies alles als das, was es war: ein Traum, der am Ende zwangsläufig enttäuschend sein musste – allerdings nicht ohne die eine oder andere Spur zu hinterlassen. Nachdem Benoîte Groult den Heiratsantrag ihres amerikanischen Liebhabers Kurt zum letzten Mal abgelehnt hat, beschliesst sie die «Jagd auf Amerikaner» aufzugeben. Jetzt, schreibt sie, «ist das alte Europa ganz allein. Ich fühle mich sehr alt und sehr als Europa. Heute Abend habe ich Abschied von ganz Amerika genommen. Auch hinter euch, Steve, Don, Tex, Wolf, Ian, die ihr mit so tröstlichem Lächeln mein Leben betreten habt, schliesse ich die Türe ... Es würde mir keinen Spass mehr machen, mit all euch Jungen aus *Far-West* Adam und Eva zu spielen: Ihr kommt von zu weit her, und vor allem,

ihr kehrt dahin auch zurück. Ihr habt mich befreit, auf mancherlei Art, und dafür danke ich euch. Jetzt muss ich mir ein neues Leben schaffen, in neuer Freiheit.»⁵¹

*

Nagai Kafü, japanischer Schriftsteller, der vor allem für seine nostalgischen Erzählungen von den Schattenseiten seines geliebten Tokios bekannt wurde, schrieb am 9. Oktober, mehr als zwei Monate nach der japanischen Niederlage, in sein Tagebuch: «Abendessen im Sanno Hotel. Beobachtete sieben oder acht junge Amerikaner, die mir wie Offiziere vorkamen. Es schien ihnen nicht an einer gewissen Vornehmheit zu mangeln. Nach dem Essen sah ich sie an der Bar sitzen und an der jungen Frau, die sie bediente, ihre paar Brocken Japanisch ausprobieren. Verglichen mit japanischen Soldaten war ihr Benehmen bemerkenswert bescheiden.»⁵²

Einen Monat zuvor hatte Kafü notiert, laut Zeitungsberichten trieben es amerikanische Soldaten schamlos mit Japanerinnen. Tja, sagte er, «wenn das stimmt, dann ist es die Vergeltung für das, was japanische Soldaten im besetzten China angerichtet haben».⁵³

Kafü war ein hochgebildeter und feinsinniger, frankophiler Exzentriker, der sich wenig um die konventionelle Meinung scherte. Dass jemand reagierte wie er, war selten. Verbreiteter war Missbilligung, auch bei aufgeklärten Schriftstellern und Intellektuellen. Takami Jun, ein relativ liberaler Autor, jünger als Kafü, schämte sich, dass er, wenn auch halbherzig, den militanten Nationalismus des Regimes zu Kriegszeiten unterstützt hatte; in seinem Tagebuch hielt er eine Beobachtung fest, die er eines Oktoberabends am Tokioter Hauptbahnhof gemacht hatte. Laute amerikanische Soldaten flirteten mit zwei Bahnhofswärterinnen und wollten sie überreden, sich zu ihnen zu setzen. Die Mädchen kicherten und schienen nicht abgeneigt. «Sie sahen aus», schrieb Takami, «als sei es geradezu unerträglich angenehm, Objekt solchen Flirtens zu sein. Eine weitere Bahnhofswärterin kam herbei. Alles an ihr liess vermuten, dass auch sie geneckt werden wollte. Was für ein unbeschreiblich beschämender Anblick!»⁵⁴

Dies dürfte typisch gewesen sein, sowohl die Szene als auch die Re-

aktion des Beobachters. Nur – wessen Beschämung meinte Takami eigentlich? Fand er den Flirt beschämend oder die Tatsache, dass japanische Mädchen mit Ausländern flirteten? Oder ging es um die eigene Scham als japanischer Mann? Das Missfallen angesichts dieser Art von Fraternisierung drückte sich mitunter auch auf gewalttätigere Weise aus. Japanische Mitarbeiterinnen der U.S. Army in Hokkaido beklagten sich, sie würden wegen ihrer Kontakte zu ausländischen Soldaten regelmässig von japanischen Männern geschlagen. Die jungen Frauen mussten in gepanzerten Lastwagen nach Hause gefahren werden.

Sicher war der Groll der Männer auch von Neid gefärbt. Und es gab ja zahlreiche Gründe für Neid: Besiegte beneideten die Sieger, amerikanische Soldaten die sowjetischen (als das Fraternisierungsverbot für die U.S. Army noch galt), Soldaten die Offiziere und so weiter. In *Algen in Amerika* schildert Nosaka Akiyuki, wie zäh dieses Gefühl sich hielt. Der jugendliche Protagonist seiner Geschichte wird erwachsen und hat eine eigene Familie. Während eines Hawaiiurlaubs freundet sich seine Frau mit einem amerikanischen Paar mittleren Alters an. Die beiden kommen zu Besuch nach Japan, und in Mr. Higgins, der in der Besatzungsarmee gedient hat, erwachen frohe Erinnerungen. Von seiner Frau genötigt, sich als guter Gastgeber zu erweisen, beschliesst der japanische Ehemann, mit Mr. Higgins eine Live-Sexshow in Tokio zu besuchen. Ein viriler Darsteller, als Japans «Nummer eins» bekannt, verspricht dem Publikum eine Vorführung der Leistungsfähigkeit japanischer Manneskraft. Doch leider wird Nummer eins ausgerechnet an diesem Abend von seiner Männlichkeit im Stich gelassen, und der japanische Ehemann, von stellvertretender Scham übermannt, muss an jenen GI zurückdenken, dem er einst in den Ruinen von Osaka begegnet ist, an die Arme wie Baumstämme, die Gesässbacken in schimmernder Gabardine.

Mr. Higgins ist weiss. Die japanische Kriegspropaganda erwähnte keine Schwarzen, ausser als weiteres Beispiel für amerikanischen Rassismus, mit dem Ziel, den Feind in Misskredit zu bringen. Aber die Besetzung durch gemischtrassige Truppen führte eine Neuerung ein, die verstörender war als blosser sexuelle Rivalität. Ein Brief einer Japanerin, den US-Militärzensoren abfingen, erwähnte das Gerücht, es gebe «in Yokohama

zwanzigtausend Frauen, die intime Beziehungen mit alliierten Soldaten hatten. Auch wurde der Präfektur zur Kenntnis gebracht, dass in Kansai dreizehntausend Mischlinge zur Welt kommen werden. Es macht einen schaudern, wenn man hört, dass es in Yokohama dreitausend Japanerinnen mit Negerkindern gibt.»⁵⁵ Die eigentliche Ursache des Zorns ist nicht das unmoralische Verhalten als solches oder gar Prostitution, sondern die Verunreinigung der Rasse.

Ähnliche Ansichten wurden auch in Deutschland laut, vor allem gegen Ende 1945, als das Fraternisierungsverbot aufgehoben war und viele junge Männer aus den Kriegsgefangenenlagern entlassen wurden. Wie in Japan reagierten die ehemaligen Kriegsteilnehmer besonders empfindlich auf das Fraternisierungsthema. Ein Handzettel, der in Nürnberg kursierte, stellte in einem Spottvers die «Negerweiber» an den Pranger: «Ob Frauen, Jungfern oder Gören, sie alle zu der Blas' gehören, angepinselt, farbbeschmiert, alle Nägel rot lackiert, aufgetakelt noch und noch. Nur der Strumpf, der hat ein Loch, und im Schnabel qualmt ganz wild, eine dicke Chesterfield. So tun sie umeinander marschieren mit ihren schwarzen Kavaliern.»⁵⁶ Eine andere Bezeichnung für die fraternisierenden jungen Deutschen war «Schokoladen-Weiber», womit sowohl die materielle Gier als auch ein schamloser Hang zu den farbigen Verehrern gemeint waren.

Es ist gewiss kein Zufall, dass in so vielen japanischen und deutschen Filmen über die Besatzungszeit schwarze amerikanische Soldaten einheimische Frauen schänden, als machte ihre Rasse die Demütigung der Besiegten umso schlimmer. Ein anderes deutsches Flugblatt warnte: «Eins wird Euch heute schon geschworen, die Haare werden doch eines Tages geschoren, die schwarze Liste liegt bereit, gewartet wird nur auf eine andere Zeit.»⁵⁷ Manche Frauen mussten diese Behandlung bereits 1945 über sich ergehen lassen. Aus Bayreuth ist der Fall einer Frau bekannt, die angezündet wurde. In Würzburg wurden drei Männer verhaftet, weil sie eine Terrorgruppe namens «Schwarze Panther» gegründet hatten, die «alle deutschen Frauen, die mit farbigen Soldaten gehen»,⁵⁸ zu scheren drohten. Ein zwanzigjähriger ehemaliger Nazi schrieb über die fraternisierenden Frauen: «Hat das deutsche Volk denn keine Ehre mehr? ...

Man kann einen Krieg verlieren, man kann gedemütigt sein, aber man muss doch nicht auch noch selber seine Ehre beflecken!»⁵⁹

Wie Takami Juns Gebrauch der «Scham», ist der Verweis auf die Ehre vielsagend. Um die Ehre der Frauen geht es nicht (geschweige denn um ihr Recht, sich ihren Partner selbst zu suchen), sondern um die Ehre der Männer: Sie sind diejenigen, die sich gedemütigt fühlen. Das galt natürlich für alle traditionell männlich dominierten Gesellschaften. Die Umstände der Nachkriegszeit stiessen die alte Ordnung um. Die Frauen standen nicht länger unter männlicher Herrschaft: Vielleicht war das ihre grösste Sünde.

Man kann diese Ressentiments direkt mit reaktionären politischen Ansichten in Verbindung bringen, die nach dem Willen der Alliierten ausgerottet werden sollten; wenn schon nicht unbedingt im eigenen Land, so zumindest in den besiegten Nationen. Ein Lieutenant der U.S. Army, Julian Sebastian Bach, der später Redakteur des Magazins *Life* war, schrieb einen Bericht über die Besatzung Deutschlands. Er glaubte, dass «das Ausmass, in dem deutsche Männer das Fraternisieren hinnehmen, das Thermometer dafür ist, bis zu welchem Grad sie ihre Niederlage hinnehmen, ihren Nationalstolz beherrschen und sich auf eine neue, angemessene Lebensweise freuen. Natürlich versetzt der Anblick einer deutschen Frau mit einem amerikanischen Eroberer einen nicht umerzogenen Deutschen mehr in Wut als einen Deutschen, der unbedingt mit uns kooperieren will.»⁶⁰

Nur wenige Tage nach seiner ursprünglichen Reaktion auf das beschämende Verhalten dreier kichernder Bahnwärterinnen hielt Takami Jun in seinem Tagebuch eine sehr ähnliche Ansicht fest. Wieder hatte er eine Szene auf einem Bahnhof beobachtet: Eine Japanerin lehnt sich aus einem Zugfenster und sagt «*baibai!*» zu ihrem amerikanischen Soldaten, sichtlich gleichgültig gegenüber den hasserfüllten Blicken anderer Passagiere. Takami erkennt ein besonderes Pathos in der Situation. Für die Zuschauer, ihn eingeschlossen, «wirkte sie wie eine Frau aus einer ‚Trosteinrichtung‘». Aber dem Mädchen, das in Wahrheit gar keine Prostituierte ist, scheint es nichts auszumachen. Vielmehr wirkt es «stolz, sich mit einem amerikanischen Soldaten schockierend zu benehmen». Dies, meinte Takami, werde in Japan bald ein normaler Anblick werden. Mehr noch: –

«Eigentlich wäre es gut... Am besten sollte es eine ganze Flut solcher Anblicke geben. Für die Japaner wäre es ein gutes Training. Denn mit der Zeit werden dann natürlichere, sogar schöne soziale Beziehungen entstehen.»⁶¹

Was mir in Takamis Fall menschlich und sogar vernünftig vorkommt, scheint mir bei Julian Bach, dem Leutnant einer Besatzungsarmee, naiv und eigennützig zu sein. Denn die Eifersucht und die Ressentiments, die Männer und auch Frauen gegen ihre fraternisierenden Mitmenschen empfanden, waren ja kein Vorrecht unverbesserlicher Faschisten. Sicher verspürten die Besiegten die Demütigung stärker. Aber sie war auch bei den Befreiten verbreitet, sogar dann, wenn sie die jungen alliierten Soldaten zuerst mit Blumen im Arm als heilige Sieger begrüsst hatten.

In den Niederlanden hiess ein populäres Lied nach dem Krieg «Mädchen, pass auf dich auf».

*Mutige Jungen, stolze Krieger
Kamen hierher von fern.
Freiheit brachten sie uns,
Gönnt ihnen jetzt ihr Vergnügen.*

*Aber manch «holländisch" Mädchen»
Wirft rasch seine Ehre hin
Für eine Schachtel Zigaretten
Und ein Stück Schokolade...*

*Viele, die mit den Hunnen johlten,
Haben schon dafür bezahlt.
Mädchen, auch du hast die Ehre
Deines Landes verraten ...*

*Kein holländischer Junge schaut dich mehr an,
Seitdem du ihn hast stehen lassen ...*

Da ist alles drin: nationale Ehre, lockere Moral, materielle Gier, der verschmähte einheimische Junge. Am vielsagendsten ist, dass es gar keine Rolle spielt, ob ein Mädchen sich mit den deutschen Besatzern oder mit

den Befreiern aus Grossbritannien und Nordamerika eingelassen hat: Stein des Anstosses ist weibliche Sittenlosigkeit. Deshalb wurden manchen Holländerinnen, die mit Kanadiern fraternisierten, von einem zornigen Pöbel die Haare geschoren, nicht anders, als es zuvor den *moffenhoe- ren* ergangen war, den Huren der Deutschen.

Die akute moralische Panik, Ergebnis der ausländischen Besetzung in befreiten ebenso wie in den besiegten Ländern, hat mehrere Ursachen. Unkluges Verhalten der Besatzer war nicht dazu angetan, das Ressentiment der einheimischen Männer zu beschwichtigen. Wenn alliierte Soldaten Kinos, Cafés, Tanzsäle und Schwimmbäder für sich requirierten und der einheimischen Bevölkerung den Zugang verwehrten, die jungen Frauen aber, die sich einen alliierten Soldaten angelacht hatten, einliessen, nahm man ihnen das selbstverständlich übel. In der Stadt Utrecht schnappte sich eine Gruppe junger Holländer ein paar Mädchen, die mit kanadischen Soldaten ausgegangen waren, und machte sich daran, ihnen die Haare zu scheren. Die Kanadier fühlten sich als Beschützer und griffen ein. Messer wurden gezückt, Steine flogen, Schüsse fielen. In diesem Fall gab es keine Toten, aber mehrere Verwundete.

Dazu kam, dass das von den Besatzungsbehörden verhängte Verbot organisierter Prostitution zur Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten beitrug. Unter den Amerikanern in Deutschland kursierte gleich nach Kriegsende die Redensart «*VD follows VE*» – auf Sieg folgt Krankheit (*venereal disease*). In der amerikanischen Besatzungszone sei die Zahl der Geschlechtskrankheiten zwischen dem Tag der Kapitulation und Ende 1945 um zweihundertfünfunddreissig Prozent gestiegen, das heisst von fünfundsiebzig Erkrankten pro tausend Soldaten auf zweihundertfünfzig im Jahr.⁶² Und dies, obwohl auf Bahnhöfen und in Rot-Kreuz-Clubs sogenannte *V-packets* unter den GIs verteilt wurden, die Kondome und Kaliumpermanganat in Tablettenform enthielten. In den Niederlanden war die Häufigkeit von Geschlechtskrankheiten bereits unter der deutschen Besetzung erheblich gestiegen und nahm unmittelbar nach dem Krieg noch weiter zu. Die Presse brachte Horrormeldungen von mehr als zehntausend angeblich infizierten Frauen, die sich ihrer Erkrankung nicht bewusst seien. Ähnliche Schreckensberichte gab es in Frankreich.

In Süditalien fand die moralische Panik, die das Krankheitsrisiko mit nationaler Demütigung gleichsetzte, einen typischen pathetischen Ausdruck in dem berühmten Roman *Die Haut* von Curzio Malaparte. Malaparte fabulierte gern, woraus er im Übrigen kein Hehl machte, und brachte den Faschisten etwas mehr als nur Sympathie entgegen, besass aber ein besonderes Talent, gesellschaftliche Stimmungen zu erfassen und auszudrücken, auch wenn die Details der Wirkung halber erfunden waren. In seinem Buch vergleicht er die Invasion der alliierten Truppen mit einer Pest, bei der «die einzelnen Körperteile dem Anschein nach unversehrt» blieben, aber «die Seele verdarb und verfaulte». Während der deutschen Besatzung, erklärt Malaparte, hätten «lediglich die Prostituierten» Beziehungen mit den Besatzern gehabt. Aber jetzt, unter den Amerikanern und Briten, sei «unter der Einwirkung dieser scheusslichen Pest, die als erstes die weibliche Empfindung für Ehre und Würde untergrub», die Schande in jede italienische Familie getragen. Warum? Weil «die verheerende Kraft der Ansteckung» dergestalt sei, dass «es eine preiswürdige Tat geworden war, sich zu prostituieren, nahezu ein Beweis von Vaterlandsliebe, und alle, Männer wie Frauen, schienen, weit entfernt darüber zu erröten, sich der eigenen wie der allgemeinen Verworfenheit zu brüsten». ⁶³

Das war wohl eine Übertreibung. Aber es mochten ausser dem Autor viele so empfunden haben – dass es nichts anderes als Prostitution sei, mit einem ausländischen Soldaten zu schlafen. Und umso schlimmer, wenn es freiwillig geschah.

In Frankreich wurde den GIs ein Dokumentarfilm mit dem Titel *Good Girls Have VD Too* («Auch brave Mädchen haben Geschlechtskrankheiten») vorgeführt. Eine der Demütigungen, die Frauen in besetzten Städten hinnehmen mussten, in Amsterdam ebenso wie in Tokio, bestand darin, dass sie regelmässig aufs Geratewohl zusammengetrieben und auf Geschlechtskrankheiten untersucht wurden. Sicher verschlimmerten sich gesundheitliche Probleme aufgrund des Mangels an medizinischer Versorgung im Nachkriegschaos, der beklagenswerten hygienischen Verhältnisse und der relativen Unerfahrenheit vieler junger Männer und Frauen, die oft in sozial konservativen oder puritanischen Gesellschaften gross geworden waren. Aber selbst in seiner überdrehten Art

legte Malaparte den Finger auf die wundeste Stelle: Gleich, aus welchem Grund – die Frauen benahmen sich, wie es ihnen passte.

Nicht bei allen stiess dies auf Missfallen. Progressiv Gesinnte, etwa der niederländische Gynäkologe und Sexualreformer Wim Storm, sahen in der Fraternisierung einen grossen Entwicklungsschub für die weibliche Emanzipation, die endlich mit überkommenen Vorstellungen wie dem männlichen Vorrang und der Bevormundung der Ehefrau durch ihren Mann ein Ende machen sollte. Frauen, die in den «Khakiarmen» von Kanadiern ihr Glück suchten, die «eine neue Sprache, den Jitterbug und die Liebe kennenlernen», nun – «alle diese Frauen wissen sehr genau, was sie wollen». Die Behauptung, sie prostituierten sich für eine Tafel Schokolade oder ein paar Zigaretten, «ist eine ungeheure Kränkung». ⁶⁴ Die beste Lösung für das Problem der Geschlechtskrankheiten seien die ausreichende Versorgung der Frauen mit Kondomen und die Sexualerziehung junger Leute.

Aber wie Storm dachte nur eine Minderheit, und die setzte sich nicht durch, jedenfalls vorerst nicht. In der Atmosphäre moralischer Panik klangen die Rufe nach moralischer Erneuerung, nach Wiederaufbau der Gesellschaft auf traditioneller sittlicher Grundlage sehr laut. Das galt für die Niederlande, wo selbst eine liberale Zeitung wie *Het Parool*, gegründet vom antifaschistischen Widerstand, einem Redakteur kündigte, weil er sich in einem Artikel für die Ausgabe von Verhütungsmitteln an Frauen ausgesprochen hatte: «Wir sehen es als unsere Pflicht, die Menschen unserer Nation zu höheren moralischen Grundsätzen zu erziehen ... und uns gegen Vergeudung jeglicher Art zu wehren.» ⁶⁵ Das galt auch für Frankreich, wo die Provisorische Regierung unter General de Gaulle sich grösste Sorgen machte, dass deutsche Besatzung und Befreiung die öffentliche Moral ausgehöhlt hätten, und das sei eine verhängnisvolle Gefahr für «die französische Rasse». ⁶⁶ Die Gesetze gegen Abtreibung und Ehebruch waren im befreiten Frankreich nicht weniger streng, als sie unter der Vichy-Regierung gewesen waren, in manchen Fällen sogar strikter.

Die puritanische Reaktion auf die als solche empfundene moralische Zersetzung beschränkte sich keineswegs auf religiös-konservative Kreise oder die politische Rechte. In Frankreich waren viele Männer und Frauen im Widerstand aus romantischen oder idealistischen Gründen der Kom-

unistischen Partei beigetreten; der Krieg hatte die Regeln konventioneller Moral gelockert. Aber die Nachkriegskommunisten unter Maurice Thorez setzten dem rasch ein Ende. Hingabe an die Partei und ein stabiles Familienleben waren die mit Eifer propagierten Werte. «Ausschweifungen» infolge von Krieg und Fraternisierung mit ausländischen Soldaten wurden angezeigt. Auch in Deutschland, wo die Kommunisten die Kontrolle über die sowjetisch beherrschte Ostzone verschärften, ging die politische Repression mit einer neuen moralischen Ordnung einher. Erich Honecker, Vorsitzender der Freien Deutschen Jugend, strengte sich sehr an, um den jungen Frauen Frivolitäten wie Swing und Sex wieder auszutreiben und sie auf diese Weise für die kommunistische Sache zu vereinnahmen. Aber seine Mühen fruchteten wenig. Das Problem, sagte er, sei klar: «Wir müssen ihren Drang nach Lebensfreude bezwingen.»

Erich «Honni» Honecker – selbst kein Verächter der Lebensfreude, wie sich aus seinen Affären mit viel jüngeren Frauen schliessen lässt – hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Hochgefühl ist kein Zustand, der lange anhält – Ende 1945 liess der Freudenrausch über die Befreiung schon wieder nach. Obwohl es in Deutschland und Japan nach wie vor grosse Militärstützpunkte gab, in geringerem Mass auch in Grossbritannien und Italien, kehrten die ausländischen Soldaten in wachsender Zahl in ihre Heimat zurück. Furcht vor der sexuellen Freizügigkeit der Frauen und, nach Jahren der Gefahr, des Chaos und der Entbehrung, ein verbreiteter Wunsch nach bürgerlicher Stabilität stellten bald wieder eine traditionellere Ordnung her, in den befreiten ebenso wie in den besiegten Ländern. In den fünfziger Jahren war der Sommer 45 bereits ferne Erinnerung. Es dauerte weitere zwanzig Jahre bis zur sexuellen Revolution – bis die Pille auf den Markt kam und die zweite Welle angelsächsischen Hedonismus begann, bis die Beatles und Rolling Stones Kräfte entfesselten, von denen Glen Miller und Benny Goodman nur träumen konnten.

Dennoch blieb das Nachkriegschaos, so kurzzeitig es sein mochte, nicht ohne positive Folgen. Benoîte Groults Wunsch, ihr Leben in neuer Freiheit wiederherzustellen, war nicht nur Illusion. Im März 1944, noch vor der Befreiung Frankreichs, erhielten die Französisinnen von der Provisorischen Regierung das Wahlrecht zugesprochen – ein dem Männerman-

gel entsprungenes Recht, dem die Annahme zugrunde lag, dass die Ehefrauen die Meinung ihrer abwesenden Männer vertreten. 1945 durften die Italienerinnen wählen, die Japanerinnen ein Jahr später, ebenso die Rumäninnen und Jugoslawinnen, und die Belgierinnen wählten ab 1948. Auch wenn mancher es sich anders gewünscht hätte – die Welt konnte nicht mehr so werden, wie sie vor dem Krieg gewesen war.

Kapitel 2 Hunger

In den Niederlanden gibt es, neben den gottgleichen Gestalten, als die manchen Holländern im Mai 45 die Kanadier erschienen, noch ein zweites, nicht weniger exaltes Bild, das für immer mit der Befreiung verbunden ist: die Operation Manna. Noch Jahrzehnte später sprachen die Menschen mit Tränen der Dankbarkeit vom «schwedischen Weissbrot», das vom Roten Kreuz gespendet und im Mai 1945 von Bombenflugzeugen der Royal und der U.S. Air Force über Holland abgeworfen wurde. Als Kind stellte ich mir dieses ausserordentliche Ereignis buchstäblich so vor: als Brotlaibe, die es vom Himmel regnete. In Wirklichkeit flogen die Avrolancaster- und B-17-Bomber niedrig über den roten Ziegeldächern dahin, auf denen jubelnde Menschen sassen und weisse Küchenhandtücher schwenkten, und warfen Mehlsäcke ab, ausserdem Kisten mit Schokolade, Margarine, Corned Beef, Eipulver, Zigaretten, Kaffee und Kaugummi. Die Briten nannten die Aktion Operation Manna, die Amerikaner Operation Chowhound («Fresssack»).

Für die amerikanischen und britischen Bomberpiloten war es eine willkommene Abwechslung, Essen über Holland abzuwerfen. Ein britischer Pilot schrieb eine Nachricht, die zwischen Schokoladendosen und Mehlsäcken gefunden wurde:

An das niederländische Volk.

Habt keine Angst wegen des Kriegs mit Deutschland. Er ist fast vorbei. Für uns sind diese Flüge mal was anderes als das ständige Bombardieren. Wir bringen noch oft neue Lebensmittel! Haltet die Ohren steif. Alles Gute!

Ein R.A.F.-Mann.¹

Die Menschen waren mehr als dankbar; viele von ihnen waren dem Verhungern nahe. Im Mai, kurz nach der Befreiung, erwähnte die *New York Times* ein «Hungerkrankenhaus» in Rotterdam, in dem «ausgezehnte Menschen sechs leichte Verköstigungen am Tag» bekämen. Männer und Frauen um die dreissig, so der Bericht weiter, «sehen doppelt so alt aus, wie sie sind, ihre eingesunkenen Augen, die gelbliche Haut und die grauenhaft geschwollenen Gliedmassen zeugen von der extremen Not, aus der sie gerettet wurden». Dabei gebe es immer noch Restaurants in der Stadt, die einer «gutgekleideten Klientel raffinierte Mahlzeiten und eine Vielzahl verschiedener Getränke» servierten. Empörte Holländer, «die das andere Extrem kennen, erwidern darauf sofort: ‚Schwarzmarkt‘».

So war die Lage in grossen Teilen Europas, und vielerorts war es noch schlimmer als in Rotterdam – in der Sowjetunion waren Millionen verhungert. Aber die holländische Hungersnot hatte eine besondere Komponente: Die Niederlande waren das einzige westeuropäische Land, dem der Hunger als absichtliche kollektive Bestrafung auferlegt worden war. Slawische Völker hatten dieselbe Behandlung erleben müssen, aber kein anderes Land in Westeuropa.

Nachdem holländische Eisenbahnarbeiter bei Montgomerys verheerendem Versuch, im September 1944 den Rhein bei Arnhem zu überbrücken, ihren Part erfüllt hatten und wie geplant in Streik getreten waren, hatten die Deutschen als Vergeltungsmassnahme im noch besetzten Westteil des Landes die Lebensmittelversorgung unterbrochen. Ausserdem schalteten sie die gesamte Stromversorgung ab, fluteten fruchtbares Land und untersagten niederländischen Staatsbürgern die Benutzung der Eisenbahn. Zu allem Überfluss war der «Hungerwinter» 44/45 ungewöhnlich kalt. Achtzehntausend Menschen verhungerten oder starben an einer Krankheit infolge der Mangelernährung. Die Überlebenden verheizten ihre Möbel, um nicht zu erfrieren, assen die letzten Haustiere, die es noch gab, zerlegten die Kadaver der Pferde, kaum dass sie auf der Strasse zusammengebrochen waren, kochten Suppe aus Brennesseln und gebratenen Tulpenzwiebeln.

Das Problem beim Hungern besteht darin, dass eine plötzliche Zufuhr von zu viel Nahrung oder der falschen Nahrung einen Menschen ebenfalls umbringen kann. Selbst Kekse, von freundlichen kanadischen

Soldaten verteilt, konnten eine katastrophale Wirkung haben: Sie verursachten akuten Durst, der mit grossen Schlucken kaltem Wasser gestillt wurde, woraufhin die unverdauten Kekse aufquollen; die Folge waren Magendurchbrüche und schneller Tod.

Fast überall auf der Welt herrschte Hunger, in den befreiten Ländern wie in den besiegten, wo die gesamte Versorgung zusammengebrochen war und ein Wirtschaftsleben nicht mehr existierte. Nicht nur in Holland, auch anderswo auf der Welt mussten Lebensmittel aus der Luft abgeworfen werden. Der Jugendliche aus Nosaka Akiyukis *Algen in Amerika* beobachtet einen amerikanischen Bomber, der ein stählernes Fass an einem Fallschirm abwirft. Die Dorfbewohner denken zuerst, es könnte schon wieder eine verheerende Bombe sein; sie haben ja von Hiroshima gehört, und auch da hatte es geheissen, die Bombe sei an einem Fallschirm befestigt gewesen. Aber als der Behälter nicht explodiert, siegen Hunger und Neugier über die Angst. Die Dorfbewohner brechen das Fass auf und finden Lebensmittelpakete, die wahrscheinlich für die Insassen des Kriegsgefangenenlagers gedacht sind. Aber in verzweifelten Situationen Fremden gegenüber Selbstlosigkeit zu erwarten wäre zu viel verlangt. Die Pakete enthalten Brot, Schokolade und Kaugummi, auf dem die Kinder tagelang herumkauen, auch als die von Mund zu Mund weitergereichten Klumpen längst Steinhart und geschmacklos geworden sind. In dem Fass findet sich auch ein Paket bräunlichen Inhalts, den die Dorfbewohner als Algen identifizieren, *hijiki*, eine in Japan hochgeschätzte Delikatesse. Aber auch nach dem Kochen schmeckt das Zeug so abscheulich und ist so schwer verdaulich, dass sie sich über die amerikanischen Mägen wundern. In der festen Überzeugung, dass es sich bei der Spende um «amerikanische Algen» handelt, essen sie das ganze Paket Teeblätter auf.

Die schlimmsten Auswüchse von Hunger in einem Hungerjahr gab es in den KZs. Die japanischen Lager in Südostasien waren entsetzlich. Schlimmer waren die meisten Lager in Deutschland, wo die deutsche Lagerverwaltung die Zwangsarbeiter und Überlebenden des Todesmarsches ihrem Schicksal überlassen hatte. Das verdreckteste Lager war, den meisten Augenzeugenberichten zufolge, Bergen-Belsen, das ursprünglich für «Austauschjuden» eingerichtet worden war: für Männer und Frauen, die gute Beziehungen hatten und gegen deutsche Gefangene ausgetauscht

werden konnten. In der Realität fanden solche Transaktionen aber kaum statt, die Lagerbevölkerung wurde einfach um politische Häftlinge und Kriminelle erweitert. Ende 1944 schliesslich wurde das Lager Abladeplatz für jüdische Überlebende der Vernichtungslager im Osten, die wegen der vorrückenden Roten Armee geräumt worden waren. Eine von ihnen war Anne Frank, die am Typhus starb – nicht einmal einen Monat vor der Befreiung. Schon zu Beginn überbelegt, war Belsen Anfang 1945 derart überfüllt, dass die Menschen buchstäblich aufeinander schiefen; sanitäre Anlagen gab es nicht, und am Ende waren sie ohne Nahrung und ohne Wasser. Manche Verzweifelte, die noch kräftig genug dafür waren, schlachteten die Leichen aus, die sich vor den Baracken stapelten. Ausreichend zu essen hatte nur die SS. Der Lagerkommandant, Josef Kramer, hielt eine eigene Schweineherde.

Die britischen Befreier hatten nie Derartiges zu Gesicht bekommen und waren entsprechend ratlos, wie sie sich verhalten sollten; den Verhungerten hatten sie nur ihre eigenen Armeerationen anzubieten, und die bestanden aus Schinken, Speck, Baked Beans, Würsten, Steak-and-Kidney-Pie – Rindfleisch mit Nieren: Nahrung, die ausgezehrte und atrophierte Eingeweide nicht mehr verdauen können – sie geht durch den Körper einfach hindurch. Dennoch schlangen die Menschen die Rationen in sich hinein, und das Ergebnis war, dass rund zweitausend daran starben.

Nur ein einziges Mal hatten die Briten eine Hungersnot solchen Ausmasses erlebt, in Bengalen 1943, als eine Kombination aus Flut, Missernten, Unfähigkeit der Regierung, Korruption, kriegsbedingter Zerrüttung und erschreckender Gleichgültigkeit von offizieller Seite den Tod von bis zu drei Millionen Menschen verursacht hatte. Ausgehend von neuerer Forschung setzten britische Militärärzte ein Nahrungsmittel ein, das sie *Bengal Famine Mixture* nannten, einen süssen Brei aus Zucker, Trockenmilch, Mehl und Wasser, ausserdem experimentierten sie mit Nasentropfen und Aminosäureinjektionen. Beides wurde auch in Belsen ausprobiert: Wer noch schlucken konnte, erhielt den bengalischen Brei, die anderen wurden mit Aminosäuretropfen behandelt. Beide Methoden versagten. Die Mixtur war zu süss, die Ausgehungen konnten sie nicht bei

sich behalten. Injektionen und die Verabreichung von Tropfen mussten aufgegeben werden, weil die Überlebenden der Todeslager bei allem, was auch nur entfernt einem medizinischen Experiment ähnelte, in Panik gerieten. Überzeugt, dass sie nun sterben müssten, wimmerten sie auf KZ-Deutsch: «Nix Krematorium.»³

Dass dennoch viele überlebten, ist den intensiven Bemühungen der britischen Ärzte und Medizinstudenten zu verdanken, aber auch den Ärzten, die selbst KZ-Häftlinge gewesen waren. Durch Versuch und Irrtum fanden sie schliesslich die richtige Kombination von Nährstoffen und Flüssigkeit, die nach und nach die Menschen ins Leben zurückholte. Unter den überlebenden Ärzten war Hadassah Bimko, eine polnische Zahnärztin, die noch in Belsen Josef «Jossele» Rosensaft heiratete, einen sehr zähen polnischen Juden, der mehreren Auschwitztransporten entkommen war und einer der wichtigsten Zionistenführer im Lager wurde. Wir werden später mehr von ihm hören. Ihr gemeinsamer Sohn Menachem kam in Belsen zur Welt.

*

In Grossbritannien war das Leben zwar besser als in den Niederlanden, in Italien, Polen, Jugoslawien oder Deutschland, aber alles andere als üppig. Die Kriegsrationen wurden im Mai 45 sogar noch gekürzt; es gab noch weniger Speisefett, weniger Speck, und im Jahr darauf war auch das Brot rationiert. Nach wie vor übernachteten viele in den Röhren der Londoner U-Bahn. Und noch ein Jahr später gab es so wenig Heizmaterial, dass der Winter 46/47 in die Geschichte einging als *Shiver with Shinwell*, «Schlottern mit Shinwell», so benannt nach dem Minister für Benzin und Brennstoffe Emanuel Shinwell, und *Starve with Strachey*, nach John Strachey, dem Ernährungsminister.

Der amerikanische Literaturkritiker Edmund Wilson durchstreifte anlässlich eines Londonaufenthalts im Sommer 1945 mit einem Freund den Stadtteil Holborn und wunderte sich über einen fauligen Geruch. Als er sich nach der Ursache umsah, entdeckte er «einen kleinen Lebensmitteladen, der in seinem offenen Schaufenster Reihe um Reihe toter Krähen feilbot. Das war offensichtlich alles, was es hier zu kaufen gab.»⁴

Im Dezember legte in Bristol ein Schiff an, das Bananen und Orangen an Bord hatte (sowie vier blinde Passagiere aus Jamaika, die über Bord sprangen), es wurde von einem offiziellen Empfangskomitee mit dem Bürgermeister an der Spitze begrüsst. Es waren die ersten Bananen, die seit Kriegsausbruch in Grossbritannien eintrafen.

Was London nur wenige Monate nach dem Siegestaumel so niedergedrückt wirken liess, war nicht nur der Mangel an passabler Nahrung. Edmund Wilson charakterisierte die Stimmung der Briten so: «Wie leer, wie krank, wie sinnlos alles sofort erscheint, sobald der Krieg vorbei ist! Da stehen wir mit leeren Taschen vor dem verarmten und gedemütigten Leben, von dem uns der gemeinsame Ansturm gegen den Feind abgelenkt hat. Weil unser gesamtes Sinnen und Trachten auf Zerstörung gerichtet war, konnten wir nichts aufbauen, auf das wir jetzt, zwischen unseren Trümmern, zurückgreifen könnten.»⁵

Frankreich war sogar noch demoralisierter. Paul Ramadier, Minister für Versorgung, hatte den Spitznamen «Ramadan», nach dem muslimischen Fastenmonat, und die mageren Tagesrationen hiessen «Ramadiät». Die französischen Bauern weigerten sich, ihre Erzeugnisse zu Fixpreisen zu verkaufen, weil sie auf den allgegenwärtigen Schwarzmärkten, ohne die es den meisten Franzosen unmöglich war, halbwegs komfortabel zu leben, ein Vermögen machten. Der Dichter Stephen Spender, der sich in Deutschland aufhielt, wo er im Auftrag der britischen Regierung einen Bericht über den Zustand der Kultur verfasste, verbrachte zwischendurch ein paar Monate in Frankreich. Er nahm einen entscheidenden Unterschied wahr, was die Stimmung im Land betraf: In Grossbritannien war es immer möglich gewesen, sich zu ernähren und zu kleiden, ohne sich auf dem Schwarzmarkt versorgen zu müssen; in Frankreich, wo sich Spender auch nicht gerade unter den Armen bewegte, begegnete er immer wieder Menschen wie dem Sorbonne-Professor, «dessen Anzug zweimal zu gross für ihn war und der mit schiefem Lächeln erklärte, er habe seit zwei Monaten nichts mehr auf dem Schwarzmarkt kaufen können».⁷

In Frankreich war zumindest der grösste Teil des Landes, die grossen alten Städte, die Kirchen und Kathedralen, unversehrt geblieben. Für Spender, der aus den Ruinen Deutschlands kam, machte diese Unversehrt-

heit alles nur noch gespenstischer. Frankreich, schrieb er, sei «eine unsichtbare Ruine». Wie Deutschland müsse auch Frankreich «vom Punkt Null wieder aufgebaut werden», doch obwohl «die Atmosphäre gesättigt [ist] von dieser Stimmung, stehen dennoch die Häuser, sind die Cafés überfüllt (auch wenn es keinen Kaffee gibt), und überall ist Schwarzmarkt.»⁸

Da die Wirtschaft von den Deutschen systematisch ausgeblutet worden war, gab es den Schwarzmarkt in Frankreich schon seit mehreren Jahren. Das Hauptproblem nach der Befreiung war nicht einfach nur der Nahrungsmangel, sondern die Schwierigkeit, Lebensmittel vom Land in die hungrigen Städte zu transportieren. Lastwagen waren so knapp wie das Benzin, und wer Zugang zu diesen lebenswichtigen Transportmitteln hatte, konnte sehr schnell unmässig reich werden. Geschäftstüchtige US-Soldaten, manche in ihrer Heimat schon vorbestraft, desertierten von der Army und gründeten Banden in Paris. Ihr Geschäftsmodell war es, Armeelastwagen zu stehlen, Benzin zu horten, das sie sich mittels gefälschter Dokumente oder Bestechung des Personals in den Kraftstoff-Öl-Schmiermittel-Depots beschafften, und die Beute dann an französische Gangster zu verschachern. Riesige Vermögen entstanden auf diese Weise, aber von den amerikanischen Schiebern verrieten sich viele durch ihren auffallenden Konsum. Hätten sie das Geld in die USA überwiesen, wären sie erwischt worden; also führten sie in Paris ein fürstliches Leben und erregten damit den Argwohn der Obrigkeit: Zu diesem Zeitpunkt konnte das nur bedeuten, dass, wer fürstlich lebte, in der halbkriminellen Welt der Schwarzmarktrestaurants und -nachtclubs zu Hause war, wo Champagner und erlesene Weine noch immer in Strömen flossen und Delikatessen aller Art reichlich vorhanden waren.

Von London aus flog Edmund Wilson nach Rom, das ihm «stinkender und korrupter denn je»⁹ erschien. Er speiste mit amerikanischen Freunden auf der Terrasse eines Schwarzmarktrestaurants, wo ihm, weil er so ins Essen und ins Gespräch vertieft war, zuerst nichts auffiel, doch dann bemerkte er, dass sich hinter ihnen Menschen versammelt hatten, die «nach unseren Tellern griffen». Ein Türsteher tauchte auf, schlug eine alte Frau nieder und verscheuchte die Menge, vor allem Frauen und Kinder,

«von denen manche verschwanden, andere aber nur ein Stück zurückwichen und dann dastanden und die Essenden anstarrten».¹⁰

Rom war, wie Paris, physisch noch mehr oder minder unbeschädigt. Andere Städte nicht – Palermo und Neapel zum Beispiel. Auch Mailand hatte unter den alliierten Bombenflugzeugen und dem Bürgerkrieg schwer gelitten. Für Wilson, der im Mai dort war, sah Mailand aus «wie ein Stück Hölle. Manche schäbige grüne Strassenbahn fuhr noch, und mancher Einwohner ging seinem täglichen Leben nach, aber insgesamt schienen alle und alles wie vor den Kopf geschlagen und zum Stillstand gebracht, und die blutleeren, unterernährten Menschen, deren Lumpen kaum ihre Blößen verdeckten, schienen ... in einem Zustand permanenter Anspannung erstarrt.»¹¹

Der ungarische Schriftsteller Sándor Márai lebte zur Zeit der Befreiung in Budapest. Die schwer beschädigte Stadt hatte eine mehr als zwei-monatige Belagerung durch sowjetische Truppen hinter sich. Auf die Befreiung durch die Rote Armee im Februar 1945 folgte eine lähmende Inflation. Über Nacht wurde ein Dollar oder Goldstück Milliarden wert. «Der Bauer, der Schieber und der Parteischmarotzer wurden fett und reich, alle anderen verloren Blut. Der Intellektuelle, der Arbeiter und der Rentner wurden von Tag zu Tag dünner und dürrer, wie die Schwindsüchtigen ... Doch bald merkten [die Menschen], dass sie in der Inflation – ohne körperliche Schmerzen – nicht nur an Gewicht verloren. Es verdorrte auch die knappe restliche Lebenskraft.»¹²

Im Vergleich mit Berlin und den meisten anderen deutschen Städten war Budapest aber immer noch besser dran. Denn was noch übrig war von Berlin, Frankfurt, Hamburg, Bremen, aber auch von kleineren Städten wie Würzburg und Pforzheim, die kurz vor Kriegsende fast wie im Nachhinein noch zerbombt worden waren, das waren rauchende, noch immer nach Tod riechende Trümmerhaufen. Vielen, die in den ersten Monaten nach dem Krieg die zerstörten Städte besuchten, fiel zuallererst die unheimliche Stille auf.

Als der Dramatiker Carl Zuckmayer nach Berlin kam und zwischen den Trümmern des Romanischen Cafés, das während der Weimarer Republik das eleganteste Café von Berlin gewesen war, und der ausgebrannten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche stand, erinnerte er sich daran, wie es vor dem Krieg hier gewesen war, an den pausenlosen Lärm der Moto-

ren und Autohupen, an die plaudernden Massen von Menschen, die einkauften, assen, tranken. Jetzt fühlte er sich, als sei er der einzige Lebende zwischen stummen Ruinen. Er hörte ein Quietschen und Rasseln und sah einen Jungen mit klappernden Holzsohlen, der einen kleinen Leiterwagen über das aufgerissene Kopfsteinpflaster zog. Danach war wieder alles völlig still, lautlos überall. Zuckmayer hörte seinen eigenen Atem und sein Herzklopfen.

Und doch, schreibt er, war «gleichzeitig in ganz Deutschland ein unaufhörliches Kriechen, Krabbeln und Tasten; ein aufgestörter Ameisenhaufen ... ein Scharren und Knarren von Millionen von rastlosen Sohlen. Dies ist der «Schwarze Markt»; die ‚grüne Grenze‘; die Welt und der Marsch der Heimatlosen, der Vertriebenen, der auseinandergerissenen Massen, der heimlichen Reisenden, der marodierenden Jugend.»¹³

Und hier noch einmal Stephen Spender über Köln, ebenfalls eine zerstörte Stadt. «Die Verheerung der Stadt spiegelt sich in der inneren Verheerung ihrer Bürger, deren mangelnde Lebenskraft die Wunden der Stadt nicht vernarben lässt; eher sind sie Parasiten, die einen Kadaver aussaugen, in den Trümmern nach verborgener Nahrung suchen und auf dem Schwarzmarkt in der Nähe des Doms Geschäfte machen – die Wirtschaftsform der Zerstörung statt der Herstellung.»¹⁴

Wenn Köln oder Berlin in schlechtem Zustand waren, war es in Tokio oder Osaka vermutlich noch schlimmer. Ganz abgesehen von Hiroshima. Und zu schweigen von Manila, Warschau, Stalingrad und anderen Städten, die von den Achsenmächten in Schutt und Asche gelegt worden waren. Der orthodoxe Oberrabbiner von England, Dr. Solomon Schonfeld, erzählte Reportern von seiner Reise nach Warschau im Dezember. Das gesamte ehemalige Ghetto von Warschau, sagte er, «ist buchstäblich eine einzige riesige Wüste aus Ziegelsteinen und Schutt. Die Strassen sind so, wie sie am letzten Tag der Vernichtung waren. Tausende Leichen liegen unter einem Meer aus Steinen und menschlichen Knochen, von denen ich manche eigenhändig aufgehoben habe.»¹⁵

Die Zerstörung des Warschauer Ghettos war Teil eines ungeheuren kriminellen Unterfangens. Die Bombardierung japanischer Städte erfolgte zwar aus anderen Beweggründen, das Ergebnis aber war das gleiche. Die

japanischen Häuser waren vorwiegend Holzbauten, und das massive Flächenbombardement, auf das rasch um sich greifende Feuersbrünste folgten, hatte ausser ein paar steinernen Kaminen öffentlicher Badehäuser, die trostlos aus den verkohlten Trümmern ragten, praktisch nichts übrig gelassen. Auch Japan war von einer unheimlichen Stille beherrscht. Sherwood R. Moran, Leutnant der U.S. Navy, schrieb seinem Freund Donald Keene, der später ein grosser Kenner der japanischen Literatur wurde: «Tokio, das erste Kriegsoffer, das ich erlebt habe, ist eine einzige gewaltige Zerstörung, aber was mir am meisten an die Nieren geht, ist die Stille; kein Hupen, kein Schreien, kein Lärmen – nichts von allem, was man an einer Grossstadt zwar hasst, inzwischen aber gewöhnt ist. Für Tokio dürfte die Katastrophe vorbei sein, aber noch immer starren alle in diesem gotterbärmlichen Schweigen vor sich hin.»¹⁶

Mit Hunger und Seuchen musste man in den besiegten Ländern durchaus rechnen. In deutschen Städten hatte es bereits Typhus-, Fleckfieber- und Tuberkuloseepidemien gegeben. In Japan starben 1945 über zwanzigtausend Menschen an der Ruhr, und bis 1948 hatten sich fast siebenhunderttausend mit Typhus, Fleckfieber, Tuberkulose, Cholera oder Kinderlähmung infiziert.¹⁷ In den ländlichen Regionen, wo es noch zu essen gab, war das Leben etwas besser, in den Städten aber waren die Zustände wahrscheinlich schlimmer als in Deutschland. Arbeitswillige Deutsche erhielten Lebensmittelkarten. Ein Bericht aus Berlin, der in *Yank* erschien, der Zeitschrift für die US-Streitkräfte, beschrieb den typischen Speiseplan einer Arbeiterfamilie mit sechs Kindern: eine Tasse Tee und eine Scheibe Schwarzbrot pro Kopf zum Frühstück und zum Abendessen eine Suppe aus einer Zwiebel, einer Kartoffel und einem halben Liter Milch, garniert mit einem Stückchen Blumenkohl. Natürlich unzulänglich, aber zum Leben genug.

Die Japaner hatten schon lang vor Kriegsende zu hungern begonnen. Die staatlichen Behörden gaben Ratschläge für die Zubereitung von Mahlzeiten aus Eicheln, Getreidespelzen, Sägemehl (für Pfannkuchen), Schnecken, Heuschrecken und Ratten. Als nach der Niederlage die Soldaten in Scharen zurückzukehren begannen, wurde aus einer schlimmen Lage eine Krise. Viele Obdachlose lebten in den unterirdischen Passagen der Bahnhöfe, die an die engen, labyrinthartigen Slums im viktorianischen

London erinnerten. In dieser Dickensschen Welt lebten auch verwaiste Kinder, die Zigarettenstummel sammelten und gegen Essbares eintauschten, stahlen oder ihren ausgemergelten Körper verkauften. Berüchtigt war der Ueno-Bahnhof von Tokio, ein städtischer Bienenstock, in dem es von Obdachlosen wimmelte. Die hungrigen Kinderbanden hiessen «*charin-Kinder*» (*charinko*), so benannt nach dem Geräusch klimpernder Münzen.¹⁸ Es gibt Fotos von diesen hart gewordenen, kippenrauchenden kleinen Wesen in Lumpen, die mehr Ähnlichkeit mit Raubtieren hatten als mit Menschen. Genau so bezeichnete ein britischer Soldat ihre Leidensgenossen in Deutschland, versprengte Kriegswaisen, die sich in halb eingestürzten Unterführungen oder Bahnhöfen aneinanderdrängten, «perfekt getarnt mit Schmutz – man merkt gar nicht, dass sie da sind». Beim Anblick eines ausländischen Soldaten huschten sie davon, nur um mit Steinen oder Eisenstangen zurückzukehren, «ihre Zähne waren schwarz und abgebrochen», und die einzige saubere Stelle an ihrem Körper war «das Weisse in den Augen», diesen Augen kranker Leopardenjungen, deren «einziger Feind der Mensch ist».¹⁹

Der Ausgewogenheit halber sollten wir uns auch vor Augen führen, wie es für ungezählte Millionen chinesische Überlebende in den Trümmern eines verheerenden Krieges war. In Gegenden, die von General Chiang Kai-sheks Nationalisten kontrolliert wurden, sahen amerikanische Soldaten entsetzt, wie sich Kinder in ihre Kasernen schlichen und die Mülleimer nach Essbarem durchwühlten. Ein US-Sergeant erinnerte sich, dass «Mütter mit ihren Töchtern zu unseren Wachposten kamen und ihre kleinen Mädchen als Tauschware für Schokolade und Zigaretten anboten».²⁰ Unterdessen krochen chinesische Männer unter die Latrinen und fingen durch die Ritzen im Bretterboden menschliche Exkremamente auf, die sie den Bauern als Dünger verkaufen konnten.

Das menschliche Elend in den Nachwirkungen des Kriegs war so ungeheuerlich und so allgegenwärtig, dass es sinnlos ist, Vergleiche anzustellen. Deutschland musste nicht nur mit den eigenen Bürgern und den heimkehrenden Soldaten fertig werden, sondern auch mit mehr als zehn Millionen deutschsprachiger Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei, aus

Polen und Rumänien, die mit offizieller Zustimmung der Alliierten von ihren Heimatländern ausgewiesen worden waren. Zahlreiche Flüchtlinge starben sofort oder kamen auf dem Weg nach Deutschland um, ein Land, das viele von ihnen noch nie gesehen hatten. Fast alle hatten ihr gesamtes Hab und Gut verloren. Sie vermehrten die Massen derer, die sich Nahrungs- und obdachlos treiben liessen, beträchtlich.

Die Nahrungsknappheit in Japan wie in Deutschland war unter anderem die Folge entsetzlicher Missernten im Jahr 1945. Die Landwirtschaft war schwer kriegsgeschädigt – der Viehbestand dezimiert, die Felder verwüstet, die Maschinen zerstört, es fehlte überall an Arbeitskräften, und dazu kam eine extrem widrige Witterung. Im Osten Deutschlands war ein grosser Teil der Landmaschinen in den letzten Kriegsmonaten zerstört oder geraubt worden. Und die Fremdarbeiter, die während des Kriegs die fehlenden Deutschen ersetzt hatten, kehrten nach Hause zurück. Japan, das sich früher auf die Lebensmittellieferungen aus seinem asiatischen Grossreich verlassen hatte, war jetzt von der Versorgung abgeschnitten.

Im Oktober äusserte der japanische Finanzminister gegenüber amerikanischen Reportern, ohne sofortige Nahrungsimporte drohe zehn Millionen Japanern im bevorstehenden Winter der Hungertod. Ähnlich katastrophale Vorhersagen waren aus Deutschland zu hören. Ein sozialdemokratischer Verwaltungsbeamter aus Niedersachsen sagte, man könne «jetzt ausrechnen, wann das deutsche Volk verhungern wird, wenn seine früheren Feinde ihm nicht zu Hilfe kommen».²¹ Im britischen Parlament wurde über Berichte debattiert, wonach in Deutschland der Zusammenbruch demnächst zu erwarten sei. Arthur Salter von der Nothilfeverwaltung der Vereinten Nationen sagte, es werde «keine unvermeidliche Folge materieller Zerstörung und weltweiter Materialknappheit sein, wenn, wie vermutet, im kommenden Winter Millionen erfrieren und verhungern», und er warnte die Unterhausabgeordneten vor der «grössten Katastrophe der Menschheit».²²

Dies erwies sich als übertrieben. Deutschlandreisende fanden die Verhältnisse, zumal in den westlichen Besatzungszonen, nicht schlimmer als in vielen anderen westeuropäischen Ländern und sogar etwas besser als weiter östlich. Das Leben in Deutschland war, trotz mancher noch vorhandener Beutevorräte aus besetzten Ländern, schlimm genug. Besonders

trostlos war die Lage in Berlin, aber auch aus anderen Teilen Deutschland kamen düstere Berichte. Ein amerikanischer Reporter schilderte eine Beobachtung, die er in der Nähe von Hamburg gemacht hatte: «Ein älterer Deutscher im Anzug steht eines Abends auf einer sumpfigen Wiese, holt mit seinem Spazierstock aus und schlägt eine Ente tot. Über die Ernährungslage wird später noch einiges gesagt werden, aber im Wesentlichen ist es das.»²³

Das war natürlich alles erschütternd, aber solange noch immer Nazioffer in den ehemaligen KZs hungerten und Häftlinge der Japaner in Kriegsgefangenenlagern schmachteten, solange Millionen Flüchtlinge und DPs in ihre Heimat zurückgeschafft werden mussten, solange Briten, Niederländer, Franzosen, Polen und Italiener von kärgsten Rationen lebten und Filipinos, Chinesen und Indonesier sogar von noch weniger, solange bei den Bürgern der Sowjetunion die Erinnerung daran, wie sie von Wehrmacht und SS systematisch ausgehungert worden waren, noch frisch war – so lange hielt sich das Mitgefühl der Welt mit den Deutschen und Japanern durchaus in Grenzen. Es war schwierig genug, die Abgeordneten des US-Kongresses, zumal auf der eher isolationistisch gesinnten republikanischen Seite, von der Notwendigkeit zu überzeugen, internationale Hilfsorganisationen wie die UNRRA (*United Nations Relief and Rehabilitation Administration*, die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen) mit Geldmitteln auszustatten, damit den Opfern der deutschen und japanischen Aggression geholfen würde. Die Idee, weitere Steuereinnahmen auszugeben oder, wie vorgeschlagen worden war, die britischen Lebensmittelrationen zu kürzen, um die ehemaligen Feinde zu ernähren, fand naturgemäß wenig Anklang.

Aber es musste etwas geschehen, wenn nicht aus moralischen, so jedenfalls aus praktischen Gründen. Ein völliger Zusammenbruch in Deutschland und Japan hätte eine nicht tragbare Belastung für die Alliierten bedeutet und jeden halbwegs geordneten, gar demokratischen Wiederaufbau unmöglich gemacht. Der britische *Daily Mirror*, eine der Labour-Partei nahestehende Zeitung, die viel von Soldaten gelesen wurde, brachte das Thema Nothilfe auf den Punkt: «Die Scheusale füttern?» lautete die Schlagzeile. Der dazugehörige Artikel erklärte, dass nicht aus Mitgefühl mit dem deutschen Volk oder wenigstens mit den mittellosen Heimatver-

triebenen Handeln geboten sei: «Nicht Mitleid bewegt uns zu der Forderung, dass etwas getan werden muss.» Das Problem sei vielmehr dieses: «Je länger wir Europa im Sumpf steckenlassen, desto länger dauert es, bis es wieder herausfindet – desto länger wird auch die Besatzung dauern müssen.»²⁴

Es gab andere Überlegungen, die den US-Kongressabgeordneten überzeugender schienen. Selbst wenn die UNRRA mit ihren internationalistischen Idealen der Nähe zu den Kommunisten verdächtig war, forderte die wachsende Rivalität mit der Sowjetunion ein baldiges Eingreifen, und dafür war die UNRRA unverzichtbar. Daniel J. Flood, demokratischer Abgeordneter aus Pennsylvania, sagte vor dem Kongress: «Hunger, Not, Krankheit und Elend erzeugen Unzufriedenheit und beschwören das Gespenst des Kommunismus herauf. Hungrige Menschen sind ein fruchtbarer Boden für die Philosophien des Antichristen und jene, die den allmächtigen Staat gern zum Gott erheben.»²⁵

Und deshalb wurden etliche Massnahmen ergriffen. In der britischen Zone Deutschlands organisierte General Sir Gerald Templer ab Ende November die Operation Barleycorn («Gerstenkorn»), bei der rund achthunderttausend deutsche Kriegsgefangene entlassen wurden, damit sie in der Landwirtschaft arbeiteten und von der Ernte retteten, was sich noch retten liess. Um mehr Nahrungsmittel nach Deutschland exportieren zu können, wurden die britischen Staatsbürger genötigt, den Gürtel noch enger zu schnallen; das war der Grund, weshalb 1946 auch das Brot rationiert wurde. Auch die Amerikaner folgten der Anweisung des «Vereinigten Generalstabs» (Joint Chiefs of Staff, JCS 1076), «die Unterbringung von Kriegsgefangenen aus Nordwesteuropa» betreffend, und leisteten genügend wirtschaftliche Unterstützung, «um Krankheiten und Unruhen vorzubeugen». Die Absicht war, den Lebensstandard in Deutschland auf dem absoluten Minimum zu halten; fraglich war nur, was das absolute Minimum sei. Die Anhänger eines «harten Friedens» wollten Deutschland bestrafen, indem sie seine Industrie zerschlugen und den Bürgern des Landes lediglich das Existenzminimum zugestanden. Der Hauptverfechter der harten Linie war Henry Morgenthau, Roosevelts Finanzminister; er wollte aus Deutschland einen Agrarstaat machen, der nie wieder in der

Lage wäre, Krieg zu führen. Auch die alliierte Verwaltung in Japan erhielt die Anweisung, Strenge walten zu lassen. Die Richtlinie 1380/15 des Vereinigten Generalstabs befahl General MacArthur, die Nothilfe für die Japaner auf «das Mass [zu beschränken], das erforderlich ist, um der Ausbreitung von Krankheiten und Unruhen so weit vorzubeugen, dass keine Gefahr für die Besatzungstruppen entsteht oder militärische Operationen behindert werden. Diese Importe werden sich auf Mindestmengen an Nahrung ... Treibstoff, medizinische und sanitäre Versorgungsgüter beschränken .. ,»²⁶

Zum Glück für die Deutschen und Japaner wurden die Strafmassnahmen von den Männern, die für die Verwaltung der besetzten Länder praktisch zuständig waren und erkannten, wie verheerend solche Massnahmen gewesen wären, entweder ignoriert oder aufgeweicht. Der Finanzberater des US-Hochkommissars General Lucius D. Clay nannte die Richtlinie JCS 1076 das Werk von «Wirtschaftsidioten». Statt mit der Zerschlagung der deutschen Industrie noch grösseres Chaos zu stiften, versuchte General Clay, unterstützt in Washington von so mächtigen Männern wie dem Kriegsminister Henry Stimson, den Deutschen beim Wiederaufbau zu helfen. Stimson hatte mehr Verständnis für die Notlage der Deutschen als der Finanzminister Morgenthau, den er im Verdacht hatte, er sei «in seinem semitischen Unmut parteiisch»²⁷ – womit er eine unerfreuliche, aber in den oberen Rängen der amerikanischen und der britischen Regierung verbreitete Stimmung in Worte fasste. Andererseits hätte man in dieser Situation nicht viel Verständnis für jüdische Empfindlichkeiten erwarten dürfen: Die Verantwortlichen fürchteten etwas ganz anderes – dass nämlich der Zorn der Deutschen in Sympathie für die Kommunisten umschlage oder einer revanchistischen Stimmung Vorschub leiste. General MacArthur war zwar nicht gewillt, der japanischen Industrie wieder auf die Beine zu helfen, aber wie Stimson und Clay war er überzeugt, dass «chronischer Hunger ... ein Volk zur leichten Beute jeder Ideologie macht, die lebenserhaltende Nahrung verspricht».²⁸

Die sowjetische Obrigkeit in der Ostzone, wo es nicht nur viel Landwirtschaft, sondern auch viele Industriebetriebe gab (in Leipzig, Dresden, Chemnitz), rührte keinen Finger, um die deutsche Wirtschaftsmacht wieder aufzubauen, im Gegenteil: Was von Fabriken und anderen Anlagen

Anlagen noch brauchbar war, wurde geplündert. Maschinen, Eisenbahnwaggons, Strassenbahnwagen, Lastwagen – alles verschwand in Konvois Richtung Osten. Aus Banktresoren wurden Gold und Pfandbriefe entladen, Forschungsinstitute um ihre Archive gebracht, und viele Kunstwerke wurden als Kriegsreparationen konfisziert. Und die Führung der deutschen Kommunistischen Partei, die eben erst aus NS-Gefängnissen oder aus dem Moskauer Exil zurückgekehrt war, konnte nichts tun, um ihre russischen grossen Brüder zu stoppen.

Das Gleiche geschah in der Mandschurei, jetzt Nordostchina, wo die Japaner seit 1932 über den kolonialen Marionettenstaat Mandschukuo geherrscht hatten, das industrielle Kraftzentrum des japanischen Reichs. Von den USA dazu gedrängt, hatte die Sowjetunion Japan kurz vor dem Ende, am 8. August, noch rasch den Krieg erklärt.

Am 9. August, drei Tage nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima, marschierten Sowjettruppen in Mandschukuo ein. Schwerindustrieanlagen, moderne Eisenbahnen, Bergbaubetriebe, von den Japanern mit grosser Rücksichtslosigkeit gegenüber der lokalen Bevölkerung hingestellt, wurden systematisch demontiert, alles Material in die Sowjetunion abtransportiert. Ganze Industrieanlagen wurden zerlegt und in einem ununterbrochenen Bahnkonvoi fortgeschafft. Am Ende wurden die Züge und selbst die herausgerissenen Holzschwellen gestohlen und in die Sowjetunion verlegt – dies alles, ehe die Chinesen auch nur eine Chance hatten, sie in die Mandschurei zurückzuholen. Ohnehin wären weder die chinesischen Kommunisten noch Chiangs Nationalisten in der Lage gewesen, dieser gigantischen Demontageübung Einhalt zu gebieten. Und in Nordjapan wären die Sowjets zweifellos ebenso vorgegangen, hätten sie Zeit zum Einmarsch gehabt – was einer der Gründe war, weshalb die USA so erpicht darauf gewesen waren, den Pazifikkrieg rasch zu beenden.

Die Deutschen in der sowjetischen Besatzungszone, ob Kommunisten oder nicht, steckten in einer Zwickmühle, denn noch während ihnen die Grundlagen ihrer Ökonomie geraubt wurden, mussten sie nicht nur sich ernähren, sondern auch die sowjetischen Besatzungstruppen. In vielen Fällen versuchten deutsche Arbeiter die ausgeplünderten Fabriken mit zurückgelassenen Einzelteilen von Maschinenanlagen mehr schlecht als

recht wieder zusammenzubauen, nur um dann mit ansehen zu müssen, wie sie abermals zerlegt wurden. Wenn sie protestierten, wurden sie verprügelt. Das alles war kaum dazu angetan, die deutschen Arbeiter für die kommunistische Sache zu begeistern. Ein Spottvers aus dieser Zeit lautete:

Willkommen, Befreier!

*Ihr nehmt uns Eier, Fleisch und Butter, Vieh und Futter,
Auch Uhren und Ringe und andere Dinge.*

*Ihr befreit uns von allem, von Kraftwagen, Maschinen. Eisen-
bahnwagen und Schienen nehmt ihr euch mit...*

Von all diesem Schitt –

Habt ihr uns befreit!

Wir weinen vor Freud', Wie gut ihr zu uns seid.

Wie schlimm war es früher – und wie schön ist es heute.

Ihr wunderbaren Leute!²⁹

Aber die zugesagten Rationen, mit denen die Deutschen am Leben erhalten werden sollten, waren in der sowjetischen Zone nicht kleiner als in den alliierten Besatzungszonen: Rund tausendfünfhundert Kalorien waren täglich für arbeitende Menschen vorgesehen; tausendzweihundert Kalorien gelten allgemein als das Minimum, das zum Erhalt der Gesundheit notwendig ist. In Wahrheit konnten sich die meisten Stadtbewohner 1945 glücklich schätzen, wenn sie halb so viel hatten. Und selbst wenn es genug Brot gab – an frischen Lebensmitteln bekam man nicht viel. Was die Deutschen und die Japaner im ersten Nachkriegsjahr vor der Katastrophe rettete, war der militärische Nachschub. Als die Alliierten ihre Truppen in Japan im Herbst von sechshunderttausend auf zweihunderttausend reduzierten, übergaben sie der japanischen Regierung grosse Mengen Armeenahrung wie Dosenfleisch und Bohnen zum Verteilen: Essen, das die meisten Japaner nicht gewöhnt waren. Die eine oder andere feine Dame klagte über peinliche Winde, die von den Bohnen verursacht würden – «Die neue Ration macht mich so unmanierlich», beschwerte sich eine gegenüber einem Gast.³⁰ Andernfalls wären sie jedoch verhungert: Im Som-

mer 1946 standen den Bewohnern von Tokio noch immer nur hundertfünfzig Kalorien aus japanischer Quelle zur Verfügung.³¹

Aber auch mit der Versorgung durch die Alliierten waren die meisten Menschen in Europa und Japan auf dieses weitgespannte kriminelle Netzwerk angewiesen, das der Schwarzmarkt war. Vielerorts war die Geldwirtschaft durch Tauschhandel ersetzt, dessen Hauptwährung Zigaretten waren – für die Besatzungstruppen eine unwiderstehliche Chance. In den Niederlanden waren die kanadischen Zigaretten die wertvollsten, und den grössten Wert hatte die Marke Sweet Caporal. Schwarzmarkthändler kauften sie für einen Gulden pro Stück und stiessen sie für fünf wieder ab. Ein kanadischer Soldat konnte mit tausend Zigaretten im Wert von drei Dollar, die ihm aus der Heimat geschickt worden waren, fast tausend Gulden Profit machen.³²

Und man konnte mit Zigaretten nahezu alles kaufen, schöne alte Uhren, Operngläser, Diamantringe, Leica-Kameras – Gegenstände, die man gern gegen Treibstoff und Nahrung eintauschte. Zigaretten erkaufte auch Lebensnotwendigeres. Der Schriftsteller Erich Kästner, der sich im Mai im österreichischen Mayrhofen aufhielt, sah einen nicht abreissenden Zug humpelnder Soldaten auf dem Heimweg von der Ostfront, und er notierte in seinem Tagebuch: «Um ein bisschen Geld in die Hand zu bekommen, verkaufen sie Zigaretten. Der Preis schwankt zwischen zwei und drei Mark pro Stück. Die Nachfrage nach Zivilkleidung hält an. Das Angebot ist gleich Null ... Einer aus dem Nachbarhaus erhielt für eine alte Hose vierhundertfünfzig Zigaretten. Dafür gäbe auch ich gern eine Hose her. Aber ich habe nur die eine, die ich trage. Das Geschäft und das Resultat wären gegen die Moral. Mit nur einer Hose ist man nicht geschäftsfähig.»³³

Sakaguchi Ango, ein sarkastischer Essayist und Autor von Kurzgeschichten, der zusammen mit anderen Schriftstellern der unmittelbaren Nachkriegszeit häufig der sogenannten Schule der Dekadenz zugeordnet wird, beobachtete, wie rasch sich junge Soldaten und Piloten, die eigens dafür ausgebildet worden waren, ruhmreich für den Kaiser zu sterben, in Schwarzmarkthändler verwandelten. Auch die Kriegswitwen, schreibt er, hätten schnell die Treue zu ihren gefallenen Gatten vergessen und sich neue Liebhaber gesucht. So sei es eben, und ihm sei es recht. Denn durch die Entwürdigung, durch die Begegnung mit menschlicher Gier und Be-

gierde in ihrer unverhohlenen Form, fänden die Japaner zu ihrem gemeinsamen Menschsein zurück. Schluss mit idiotischer Kaiseranbetung! Schluss mit dem Heldentod auf Selbstmordflügen! «Wir sind nicht so tief gefallen, weil wir den Krieg verloren haben. Wir fallen, weil wir Menschen sind, weil wir leben.»³⁴

Zweifellos fanden viele Veteranen der Kaiserlich Japanischen Armee, zusammen mit koreanischen und taiwanischen Gangstern, Banden japanischer Parias und all dem anderen Treibgut einer zusammengebrochenen Gesellschaft den Weg zum Schwarzmarkt. Eine Redensart aus der Zeit hiess: «Frauen werden *panpans*, Männer Träger für den Schwarzmarkt.»³⁵ Es gab mehr als fünfzehntausend Schwarzmärkte, die sich über ganz Japan ausbreiteten, bevorzugt rund um die Bahnhöfe. Relikte des einen oder anderen gibt es heute noch, etwa den Ameyoko-cho, der vermutlich nach den Amerikanern benannt wurde: ein schmaler Streifen mit kleinen Lebensmittel- und Textilgeschäften entlang der Bahnlinie nahe dem Ueno-Bahnhof in Tokio, wo es von Menschen wimmelt. Die Leute besorgten sich dort das Überlebensnotwendige oder assen an einer der unzähligen windigen Imbissbuden, an denen es alles gab, von gebratenen Fröschen bis zu Eintöpfen aus Fleischabfällen, die, wenn man Glück hatte, von verschiedenen Tieren stammten; es ging aber das Gerücht, dass auch menschliche Überreste in diese Eintöpfe gelangten.

Alles wurde gekauft und verkauft, auch alte Krankenhausdecken mit Blutflecken. In der Mandschurei verkauften japanische Siedler, die fünfzehn Jahre lang die Chinesen herumkommandiert hatten, jetzt aber, beim Einmarsch der Sowjettruppen, in Panik waren, weil sie nicht nach Japan zurückkonnten (die meisten Beförderungsmöglichkeiten waren den Streitkräften und hochrangigen japanischen Amtspersonen vorbehalten), ihr gesamtes Hab und Gut – Kimonos, Möbel, Antiquitäten – auf dem Schwarzmarkt, nur um zu überleben. Manche verkauften sogar ihre Babys. Kolonialmythen von der angeborenen Überlegenheit der japanischen Intelligenz liessen japanische Babys erstrebenswert erscheinen, vor allem chinesischen Bauern, die sich davon künftige Arbeitskräfte versprachen. Fujiwara Sakuya, der spätere Vizepräsident der Bank of Japan, war bei

Kriegsende ein Kind in der Mandschurei; auch seine Eltern verkauften ihren Besitz auf dem Schwarzmarkt. Er weiss noch, wie er Chinesen schreien hörte: «Kinder zu verkaufen? Kinder zu verkaufen?» Der Marktpreis betrug zwischen dreihundert und fünfhundert Yen. Manchmal wurden Babys gekauft und sofort zu einem höheren Preis weiterverkauft.³⁶

Die Schwarzmarktware in Japan selbst stammte zu einem grossen Teil aus Militärlieferungen, die alliierte Soldaten an japanische Gangster verkauften. Ich unterhielt mich einmal mit einem Gangster im Ruhestand, der mir mit verklärtem Blick Geschichten aus der guten alten Zeit erzählte, in der er Waren von den amerikanischen PX-Läden auf den Schwarzmarkt umgelenkt und ein so grosses Vermögen gemacht hatte, dass er in einem amerikanischen Schlitten herumfahren konnte, der bis unters Dach mit Geldscheinen vollgestopft war. Dabei war er ein kleiner Fisch im Vergleich zu weitaus besser gestellten Landsleuten, die es geschafft hatten, am Ende des Kriegs siebenzig Prozent der Militärvorräte auf die Seite zu bringen. Was dann noch übrig war, unter anderem Maschinen aller Art und Baumaterial, übergaben die Amerikaner dem japanischen Staat, der es für das öffentliche Wohl verwenden sollte. Auch dieser Rest verschwand grossenteils, zugleich mit dem Beutegut, und machte viele japanische Funktionsträger, darunter ehemalige Kriegsverbrecher, zu sehr wohlhabenden Menschen.

Selbstverständlich gab es naheliegende kulturelle, politische, historische Unterschiede zwischen Deutschen und Japanern, aber in Bezug auf menschliches Verhalten unter vergleichbaren Umständen hatten sie viel gemeinsam. Eine Folge einer kriminellen Wirtschaft, die das Elend der Menschen ausnutzte, war der Zusammenbruch der gesellschaftlichen Solidarität – ein Teil der von Sakaguchi Ango beschriebenen «Entwürdigung». Jeder – und häufiger jede – war sich selbst der und die Nächste. Um es mit Heinrich Böll zu sagen: «Jeder besass das nackte Leben und ausserdem was ihm unter die Hände geriet: Kohlen, Holz, Bücher, Baumaterial. Jeder hätte jeden mit Recht des Diebstahls bezichtigen können. Wer in einer zerstörten Grossstadt nicht erfror, musste sein Holz oder seine Kohlen gestohlen haben. Und wer nicht verhungerte, musste auf irgendeine gesetzeswidrige Weise sich Nahrung verschafft haben oder sich beschaffen lassen haben.»³⁷

Und das Bezichtigen anderer war eine verbreitete Verhaltensweise.

In Deutschland waren es häufig Juden und DPs, die für Gewalt und organisiertes Verbrechen verantwortlich gemacht wurden. In Japan galten die Koreaner, Chinesen und Taiwaner, die, weil weder Japaner noch Amerikaner, «Bürger von Drittländern» genannt wurden, als die schlimmsten Verbrecher. Viele von ihnen waren als Zwangsarbeiter nach Japan geschickt worden. Selbstverständlich konkurrierten auch taiwanische Banden mit japanischen um die Beute, genauso wie es Juden und DPs gab, die auf dem Schwarzmarkt tätig waren; schliesslich mussten auch sie irgendwie überleben. Bergen-Belsen wurde eine der wichtigsten Drehscheiben für Schwarzmarktaktivitäten. Viele DPs – Juden, Polen, Ukrainer und Jugoslawen – sassen jahrelang ohne jeglichen Komfort in Lagern fest. Carl Zuckmayer warnte in seinem *Deutschlandbericht*, es gebe «keine Möglichkeit, den Antisemitismus in Deutschland auszurotten, solange es keine internationale Lösung für das D.P.-Problem gibt». ³⁸ Tatsächlich machten die Deutschen oft keinen Unterschied – ob Letten, die sich in Hitlers Reich zur Arbeit gemeldet hatten, oder Juden, sie waren alle «Ausländer». Manchmal mussten sich die Deutschen an diese «Ausländer» wenden, um Waren zu exorbitanten Preisen zu kaufen. In Wahrheit aber waren die meisten und sicher die mächtigsten unter den organisierten Verbrechern keineswegs Juden oder Ausländer, sondern Deutsche.

Major Irving Heymont war als US-Offizier zuständig für eine Gegend in Bayern, in der sich grosse jüdische DP-Lager befanden, unter anderem Landsberg, wo Hitler einst im Gefängnis gesessen (und ‚*Mein Kampf*‘ geschrieben) hatte. Heymont beobachtete, dass «auch die Lagerinsassen auf dem Schwarzmarkt aktiv sind, wie viele Personen in Deutschland... Ihre Tätigkeit besteht zum grössten Teil aus einfachem Tauschhandel um Spielsachen und frische Lebensmittel.» ³⁹ Er bemerkte ferner, dass die «wenigen grossen Akteure» des Schwarzmarktes ehemalige Geschäftsleute oder Kriminelle seien. Sie beschäftigten sich eben mit dem, was ihnen im Blut lag. Es sei ihr Metier.

Schlichtes Vorurteil war ein Grund, weshalb Juden oder Staatsbürger aus Drittländern und andere Ausländer als besonders herausragende Verbrecher galten. Dieser verbreitete menschliche Zug wurde nicht allein durch die schwierigen Umstände verschärft, sondern auch durch die allgemeine Wahrnehmung, die Alliierten bevorzugten die Ausländer, die

amerikanischen Militärpolizisten in Japan liessen den Koreanern freie Hand, die alliierten Behörden sorgten dafür, dass Juden auf Kosten unschuldiger Deutscher im Luxus lebten. Obwohl sehr wenige Juden im Überfluss oder zumindest komfortabel lebten, vor allem nicht jene, die in DP-Lagern hausten, hatte dieser Eindruck einen wahren Kern – aber wirklich nur einen Kern. Tatsache war, dass die alliierten Funktionäre selbst nicht immun gegen Antisemitismus oder Rassismus waren. General Patton war vielleicht extremer als die meisten, zumindest unverblümter in seiner Verachtung für die jüdischen Überlebenden, die er im KZ Dachau vorfand; «geringer als Tiere» nannte er sie.⁴⁰ General Eisenhower hatte die Amerikaner im besetzten Deutschland angewiesen, die jüdischen DPs gegenüber Deutschen vorrangig zu behandeln, doch sein Befehl wurde häufig ignoriert. Anscheinend kamen viele Amerikaner mit den Deutschen – ebenso wie mit früheren Kollaborateuren oder Flüchtlingen aus den baltischen Ländern – leichter zurecht als mit den traumatisierten Juden.⁴¹

Den Ausländern Vorwürfe zu machen war aber hauptsächlich Bestandteil einer umfassenden Leugnung oder Verdrängung: der bei Deutschen und Japanern verbreiteten Weigerung, sich einzugestehen, was sie anderen angetan hatten. Leichter war es, in Selbstmitleid zu baden. Ein Reporter von *Yank* beobachtete im August, als er in Berlin unterwegs war, eine deutsche Frau in einem zerrissenen Kleid und mit Männerschuhen, die ihr zu gross waren; sie streckte einer russischen Soldatin die Zunge heraus und sagte: «Ihr seid wohlgenährt, und wir verhungern», und sie spuckte aus.⁴² Aber es gab auch Andersdenkende. Ein Artikel im *Berliner Tagesspiegel* beklagte die «Errichtung von Mauern, um sich gegen die grauenhaften Verbrechen wider Polen, Juden und Häftlinge abzusichern; die dumme und arrogante Undankbarkeit für die von Amerika und England geschenkten Lebensmittel ...»⁴³

Mit der Zeit wich der Schwarzmarkt einem geregelteren Handel. Aber die Langzeitfolgen der gesetzlosen Zeiten waren erheblich, vor allem in Deutschland und Japan. Denn der wirtschaftliche Zusammenbruch nach dem Krieg und der daraus resultierende Schwarzmarkt waren grosse Zerstörer der alten Klassenunterschiede. Frauen aus vornehmen Familien mussten zum Hamstern aufs Land, wo sie alte Erbstücke gegen Nahrung

eintauschten. Arme Bauern waren auf einmal kapitalkräftig. Nicht selten sah man japanische Dorfbewohnerinnen in schönen antiken Kimonos, die einst ein Vermögen gekostet hatten, durch die Reisfelder stapfen. Verarmte Aristokratentöchter versuchten, Neureiche zu heiraten, die erfolgreich waren und oft sehr skrupellos. Doch das Nachkriegschaos schuf auch eine gewisse Freiheit, Unternehmen zu gründen, ohne dabei von lang etablierten Konkurrenten behindert zu werden. 1945 richtete Masaru Ibuka in einem ausgebombten Kaufhaus in Tokio eine Werkstatt ein, in der er Radios reparierte. Es war der Beginn der Sony Corporation.

Es lohnt sich, hier eine Beobachtung von Alfred Döblin, dem Autor des Vorkriegsmeisterwerks *Berlin Alexanderplatz* (1929), in voller Länge zu zitieren. Nachdem Döblin den Krieg im kalifornischen Exil überstanden hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, wo er sich gleich wieder im Exil fühlte. Dies schrieb er nach seiner Ankunft im Kurort Baden-Baden:

Ein Haupteindruck im Lande, und er löst Ende 1945 bei dem, der hereinkommt, das grösste Staunen aus, ist, dass die Menschen hier wie Ameisen in einem zerstörten Haufen hin und her rennen, erregt und arbeitswütig zwischen den Ruinen und ihr ehrlicher Kummer ist, dass sie nicht sofort zugreifen können, mangels Material, mangels Direktiven. Die Zerstörung wirkt auf sie nicht deprimierend, sondern als intensiver Reiz zur Arbeit. Ich bin überzeugt: Wenn sie die Mittel hätten, die ihnen fehlen, sie würden morgen jubeln, nur jubeln, dass man ihre alten, überalterten, schlecht angelegten Ortschaften niedergelegt hat und ihnen Gelegenheit gab, nun etwas Erstklassiges, ganz Zeitgemässes hinzustellen.⁴⁴

Kapitel 3 Vergeltung

In der Tschechoslowakei gab es im Sommer 1945 in der Nähe von Budweis (České Budějovice), das bestens für sein Bier bekannt ist, ein Konzentrationslager, über dessen Haupttor ein Schild mit der Aufschrift genagelt war: «Auge um Auge, Zahn um Zahn». Das Lager stand jetzt unter tschechischer Aufsicht. Es war belegt mit deutschen Gefangenen, die meisten Zivilisten. «Der tschechische Kommandant, ein junger Mann mit grausamem Ruf, liess die Deutschen bei minimalen Essensrationen zwölf Stunden am Tag arbeiten, weckte sie dann mitten in der Nacht und schickte sie zum Appellplatz, wo sie singen, kriechen, sich gegenseitig schlagen, tanzen mussten und sonstige Schikanen zur Erheiterung der tschechischen Wachen über sich ergehen liessen.»¹

Das Bedürfnis nach Vergeltung ist so menschlich wie der Sexual- oder Nahrungstrieb. Kaum jemand hat dies besser – und brutaler – zum Ausdruck gebracht als der polnische Schriftsteller Tadeusz Borowski. Nachdem er 1943 verhaftet worden war, weil er seine Gedichte in der klandestinen Presse veröffentlicht hatte – in Warschau gab es während des Kriegs eine lebendige und breite Untergrundkultur, darunter Schulen, Zeitungen, Theater und Lyrikmagazine, deren Akteure immer die Deportation ins KZ oder unmittelbar ihr Leben riskierten. Borowski überlebte ein Gestapo-Gefängnis, dann Auschwitz, dann Dachau. In Dachau befreit, blieb er mehr oder weniger eingesperrt als *displaced person* in einer ehemaligen SS-Baracke nahe München. Der Bericht über seine entsetzlichen Erfahrungen in der Vorhölle findet sich in einem Klassiker mit kurzen Skizzen von Lagerleben und Lagertod mit dem Titel *Bei uns in Auschwitz*.

Eine seiner Erzählungen trägt den Titel «Das Schweigen». Mehrere DPs entdecken einen ehemaligen Nazischergen, der durch ein Fenster zu flüchten versucht. Sie packen ihn und dreschen mit «Dutzenden rachsüch-

tiger Fäuste auf ihn ein». Als sie US-Soldaten, unter deren Aufsicht das Lager steht, näherkommen hören, stossen sie den Mann auf eine Pritsche und werfen eine Schicht Decken über ihn. Der ranghöchste amerikanische Offizier, ein adretter junger Mann in frisch gebügelter Uniform, lässt sie über seinen Dolmetscher wissen, er könne durchaus verstehen, wie sehr die Überlebenden der NS-Lager die Deutschen hassten. Wichtiger aber sei, dass das Recht geachtet werde. «Sie müssen wissen», lässt er den Dolmetscher ausrichten, «dass alle Schuldigen bestraft werden.» Die DPs nicken und spenden dem netten Amerikaner Beifall. «Begleitet vom freundschaftlichen Gemurmel der Männer verliess er den Block und begab sich zum nächsten.» Kaum ist er fort, wird der Deutsche von der Pritsche gezerzt und auf dem Betonfussboden totgetreten.²

In der Zeit unmittelbar nach der Befreiung – oder, im Fall der DPs, der Halbbefreiung – waren Vorfälle wie dieser keine Ausnahme. Anderen Berichten zufolge waren die Befreier vom sichtbaren Beweis deutscher Perversion derart schockiert, dass sie es mit den Regeln des ordnungsgemässen Gerichtsverfahrens nicht sehr genau nahmen. In Dachau standen amerikanische Soldaten untätig daneben, als SS-Wärter gelyncht, ertränkt, zerstückelt, stranguliert, mit Spaten erschlagen und, in wenigstens einem Fall, mit einem Bajonett, das ein GI einem ehemaligen Insassen zu ebendiesem Zweck geliehen hatte, enthauptet wurden. Manchmal übernahmen die GIs die Erschiessung deutscher KZ-Aufseher selbst: Ein amerikanischer Leutnant exekutierte mit seinem Maschinengewehr mehr als dreihundert KZ-Wächter; auch dies in Dachau. Sein Zorn war nachvollziehbar; er hatte kurz zuvor die Leichenberge vor dem Lagerkrematorium gesehen.³

In Bergen-Belsen erlebte eine britische Pflegerin im April 1945, wie eine Gruppe deutscher Krankenschwestern zum ersten Mal ins Lager kam. Sie waren angewiesen worden, sich um die Schwerstkranken zu kümmern, aber kaum betraten sie eine Krankenstation, «stürzte sich eine kreischende Masse von Insassen, darunter sogar Sterbende, auf die Schwestern und stachen mit Messern und Gabeln und Instrumenten, die sie sich vom Verbandswagen geschnappt hatten, auf sie ein».⁴

In diesem Fall mussten die Briten die deutschen Zivilistinnen schützen, deren Anwesenheit aber unverzichtbar war, weil die Patienten an-

dernfalls nicht überlebt hätten. Das natürliche Bedürfnis nach Rache, nach der primitiven Gerechtigkeit des Rechtsgrundsatzes «Auge um Auge» war für die alliierten Offiziere, für aus dem Exil zurückkehrende Politiker, Mitarbeiter von Wohlfahrtsorganisationen und alle anderen, die sich bemühten, auf dem verwüsteten Kontinent ein Mindestmass an Ordnung oder Normalität herzustellen, ein ernstzunehmendes Problem. Oft waren ihnen die Hände gebunden, und es gelang ihnen nicht, wie dem glücklosen GI in Borowskis Erzählung, weitere Gewalt zu verhindern, zumal in Ländern, in denen Bürgerkrieg herrschte. In vielen Fällen aber wandten sie auch einfach den Blick ab, oder sie beteiligten sich sogar, oft in viel unappetitlicherer Weise als der GI im KZ Dachau, der sein Bajonett zur Verfügung stellte. Die meisten Fälle von planmässiger Rache hätten ja ohne offizielle Ermunterung oder jedenfalls Billigung nicht stattfinden können. So wie sexuelles Verlangen selten auf direktem Weg in Orgien mündet, so entspringt Massengewalt selten der Initiative eines Einzelnen, sondern braucht Führung und Organisation.

Und es braucht den richtigen Zeitpunkt. An den Ereignissen der unmittelbaren Nachkriegszeit verwundert unter anderem, dass nicht mehr Deutsche ihre Landsleute angriffen. Eine Berliner Journalistin, eine der wenigen, die aktiven Widerstand gegen die Nazis leisteten, schrieb nach dem Krieg in ihrem Tagebuch, die Menschen seien «reif für Vergeltung» gewesen. Während der letzten Kriegsmonate, für viele eine Zeit reiner Verzweiflung, «begriff selbst der grösste Idiot, wie gemein er vom Nationalsozialismus getäuscht worden war ...». Hätten «drei Tage Frist zwischen Zusammenbruch und [alliiertes] Eroberung [gelegen] – und Tausende und Abertausende von enttäuschten, gekränkten, vom Nazismus geschundenen Deutschen hätten sich ihre Feinde vors Messer geholt. Ein jeder seinen privaten Tyrannen. ‚Auge um Auge‘, schwor man sich damals. ‚Die erste Stunde nach dem Zusammenbruch gehört den langen Messern. Das Schicksal wollte es anders.»⁵

Sie hatte recht; die geteilten Entbehungen unter ausländischer Besatzung verhinderten, dass sich die Deutschen gegenseitig an die Gurgel gingen. Rache an Deutschen wurde von anderen geübt.

Hans Graf von Lehndorff leitete ein Krankenhaus im ostpreussi-

schen Königsberg, dem heute russischen Kaliningrad, als die Stadt im April 1945 von der sowjetischen Armee eingenommen wurde. In seinen Tagebüchern, deren Stil einen ebenso scharf denkenden wie tiefreligiös empfindenden Menschen erkennen lässt, beschreibt er, wie Sowjetsoldaten stockbetrunken, weil sie zuvor über die Schnapsfabrik nebenan hergefallen sind, in die Krankensäle taumeln und jede Frau vergewaltigen, die sie dort vorfinden, auch die uralten und die sehr jungen, die Schwestern wie die Patientinnen, manche von ihnen so schwer verwundet, dass sie kaum bei Bewusstsein sind. Mehrere Frauen flehen die Soldaten an, sie zu erschießen, doch diese Gnade wird selten gewährt, ehe sie nicht mehrfach vergewaltigt wurden, so dass sich eine Hinrichtung in den meisten Fällen erübrigt.

Lehndorff war kein Nazi, im Gegenteil, er verabscheute die Nazis, wie viele Angehörige seiner aristokratischen Familie. Seine Mutter war von der Gestapo verhaftet worden. Ein Vetter wurde hingerichtet, weil er sich am Attentat des 20. Juli beteiligt hatte. Dr. Lehndorff sieht seine Stadt brennen, während die Frauen vergewaltigt, die Männer zur Strecke gebracht und die zerschossenen Häuser systematisch geplündert werden, und er fragt sich, was das alles bedeuten soll: «Hat das noch etwas mit natürlicher Wildheit zu tun oder mit Rache? Mit Rache vielleicht, aber in einem anderen Sinn ... Welch ein Bemühen, das Chaos zur Schau zu tragen! ... Und diese verhetzten Kinder, fünfzehnjährig, sechzehnjährig, die sich wie Wölfe auf die Frauen stürzen, ohne recht zu wissen, um was es sich dreht. Das hat nichts mit Russland zu tun, nichts mit einem bestimmten Volk oder einer Rasse – das ist der Mensch ohne Gott, die Fratze des Menschen. Sonst könnte mich dies alles nicht so peinlich berühren – wie eigene Schuld.»⁶

Es sind edle Gefühle, und Lehndorff hat sicher recht darin, dass überall auf der Welt Menschen, wenn man ihnen freie Hand lässt, mit ihren Mitmenschen zu verfahren, wie es ihnen passt, sehr wohl imstande, ja gern bereit sind, ihre schlimmsten Abgründe auszuleben. Aber das sind oft Menschen, die Gott oder seinen weltlichen Ersatz auf ihrer Seite wähen. Rache steht selten frei im Raum, sondern hat in der Regel eine Vorgeschichte, eine individuelle oder kollektive. Von den Juden abgesehen, hatten Menschen in der Sowjetunion mehr als andere unter der Brutalität der Deutschen gelitten. Die Zahlen sind kaum vorstellbar – von den über

acht Millionen Sowjetsoldaten, die umkamen, liessen die Deutschen 3,3 Millionen absichtlich verhungern und die Leichen bei Sommerhitze oder Winterkälte unter freiem Himmel verrotten (?). Die zivilen Opfer waren sechzehn Millionen. Annähernd vergleichbar erging es nur den Chinesen, die unter der japanischen Okkupation mehr als zehn Millionen Zivilisten verloren. Aber das sind Statistiken; sie erzählen nicht die ganze Geschichte. Mord und Hungertod gingen mit ständiger Erniedrigung und Demütigung einher. Den Nationalsozialisten galten Russen und andere Slawen als «Untermenschen» mit dem einzigen Daseinszweck, Sklavenarbeit für die deutschen Herren zu leisten. Und wer zur Sklavenarbeit nicht taugte, hatte kein Brot verdient: NS-Deutschland verfolgte die monströse Strategie, «Hungerplan» genannt, durch Nahrungsentzug bis zu dreissig Millionen Menschen in der Sowjetunion verhungern zu lassen, um mehr «Lebensraum» für Deutsche zu schaffen.

Aber Rache war nicht nur eine Frage von Wut oder Disziplinlosigkeit. Soldaten, die von ihren eigenen Offizieren brutal behandelt werden, lassen das eigene Leiden oft an der Zivilbevölkerung aus. Das ist, neben rassistischer Verachtung, eine Erklärung für die Grausamkeit japanischer Soldaten in China. Der rücksichtslose Umgang mit Untergebenen, wie er nicht nur in der sowjetischen Armee, sondern auch aufseiten der Politikommissare und der Geheimpolizei üblich war, ist bekannt. Darüber hinaus aber wurden die Soldaten der Roten Armee, kaum waren die Deutschen aus der Sowjetunion zurückgetrieben, explizit angewiesen, wie die Berserker zu wüten, sobald sie deutsches Territorium beträten. Auf Strassenschildern entlang der Grenze hiess es auf Russisch: «Soldat: Du bist in Deutschland. Nimm Rache an den Faschisten.»⁷ Täglich wurden ihnen Sätze von Propagandisten wie Ilja Ehrenburg eingehämmert: «Wenn ihr nicht wenigstens einen Deutschen pro Tag umgebracht habt, so ist dieser Tag verschwendet... Wenn ihr einen Deutschen umbringt, bringt noch einen zweiten um – nichts ist erfreulicher für uns als ein Stapel deutscher Leichen.» Marschall Georgi Schukow verfügte in seinem Befehl vom Januar 1945: «Wehe dem Land der Mörder. Wir werden uns grausam rächen für alles.»⁸

Männer, die jahrelang als «Untermenschen» gedemütigt worden waren, die, häufig unter grauenhaften Umständen, Freunde und Angehörige

verloren hatten, brauchten keine spezielle Aufforderung. Und es gab noch einen weiteren Faktor. Die Sowjets waren bereits propagandistisch indoktriniert und kannten sich aus mit der Habgier des bürgerlichen Kapitalismus: Hier bestand endlich Gelegenheit zu revolutionärer Gewalt. Was die Soldaten, von denen manche kaum je mit Elektrizität in Berührung gekommen waren, geschweige denn mit Luxuswaren wie Armbanduhren, wirklich schockierte, war der relative Überfluss des zivilen Lebens in Deutschland, selbst unter den miserablen Umständen der ausgebombten Städte und der kriegsbedingten Knappheit an allem. Gier, ethnische Wut, Klassenneid, politische Propaganda, frische Erinnerungen an deutsche Greuelthaten – das alles beförderte den Durst nach Rache. Wie ein sowjetischer Offizier es ausdrückte: «Je weiter wir nach Deutschland vordrangen, desto widerwärtiger war uns der Reichtum, dem wir überall begegneten ... Liebend gern schlug ich mit der Faust in all die ordentlich aufgereihten Döschen und Fläschen.»⁹

Dieses Gefühl konnte zu ernster Aggression führen, auch wenn es nicht vom Bedürfnis nach Rache geschürt war. Als die sowjetische Rote Armee im August, eine knappe Woche vor der japanischen Kapitulation, im Nordosten Chinas, in der Mandschurei, einmarschierte, liefen die Soldaten in Grossstädten wie Harbin, Mukden (Shenyang) und Shinkyō (Changchun) Amok. Es gab keinen Grund zur Rache an der grossen japanischen Zivilbevölkerung dieser Städte, geschweige denn an den Chinesen. Zwar hatten die Japaner den Russen im Russisch-Japanischen Krieg 1905/06, der um ebendieses mandschurische Territorium ausgetragen wurde, eine demütigende Niederlage zugefügt, doch war Japan niemals in einem Teil der Sowjetunion einmarschiert; nur ein einziges Mal, 1939, hatte Japan törichterweise die Sowjetunion an der mongolischen Grenze angegriffen, wurde aber gleich vernichtend geschlagen. Dennoch führten sich die Sowjettruppen in Nordostchina auf wie die Conquistadores des 15. Jahrhunderts.

Wie die deutsche Bevölkerung in Osteuropa war auch die japanische Zivilbevölkerung in jeder Hinsicht anfällig, und das aus demselben Grund: So wie die meisten deutschen SS-Leute, Offiziere und hochrangige Nazifunktionäre nach Westen geflohen waren, so hatten die japani-

schen Offiziere und Regierungsbeamten die letzten Züge in Beschlag genommen, waren zu den Schiffen nach Japan gefahren und hatten die grosse Masse der Zivilbevölkerung sich selbst überlassen. Das bedeutete, dass an die zwei Millionen Japaner völlig schutzlos in der Falle sassen. Viele von ihnen waren seit 1932, als aus der Mandschurei der japanische Puppenstaat Mandschukuo geworden war, auf den Kontinent gezogen, denn die japanische Regierung strebte nach «Lebensraum» für die Landbevölkerung und förderte die Auswanderung. In den Städten – Mukden, Shinkyō, Kirin, Harbin – entstand eine ganze japanische Gesellschaft mit Banken, Eisenbahnen, Kaufhäusern, Schulen, Kunstakademien, Kinos, Restaurants, alles von Japanern für Japaner eingerichtet. In ländlichen Regionen waren Chinesen von ihrem Land vertrieben worden, um Platz für japanische Siedler zu schaffen. Dieses Vorgehen rechtfertigte die staatliche japanische Propaganda von «Asien für die Asiaten», einem schönen neuen Orient, moderner, effizienter, gerechter als die alte imperiale Ordnung, die der Westen dem Kontinent aufgezwungen hatte, regiert von den japanischen Herren.

Manche Chinesen nutzten die Niederlage Japans, um japanische Zivilisten auszurauben. Sie hatten ja allen Grund, sich gekränkt zu fühlen: In Mandschukuo, das von der japanischen Kwantung-Armee konstituiert und kontrolliert worden war, wurden die Chinesen als Bürger dritter Klasse behandelt, noch unter den Koreanern stehend und von der Gnade praktisch jedes beliebigen Japaners abhängig. Und doch haben viele Japaner, trotz chinesischer Rache, die Sowjets in weitaus schlimmerer Erinnerung. In einem Bericht heisst es: «Sie drangen in japanische Häuser ein, feuerten ihre Pistolen ab und rafften nicht nur alles an sich, wonach ihnen der Sinn stand, sondern vergewaltigten auch jede Frau, die ihnen zusagte.»¹⁰

Den Japanern, die vor den sowjetischen Truppen weiter nach Süden flohen, meist zu Fuss, erging es kaum besser. Die Nahrungsmittel gingen zur Neige. Läusebefall zog Fleckfieber nach sich. Babys erstickten, weil ihre Mütter verhindern wollten, dass sie mit ihrem Geschrei rachsüchtige chinesische, koreanische oder sowjetische Soldaten auf sich aufmerksam machten. Kleinkinder wurden chinesischen Bauern anvertraut, damit we-

nigstens sie überlebten. Alles in allem kamen bei diesem Martyrium mehr als elftausend japanische Siedler um, etwa ein Drittel durch Selbstmord.

Berichte von sowjetischer Gewalt sprachen sich schnell herum, und man versuchte die Rotarmisten mit eigenartigen Massnahmen zu besänftigen. In Andong, an der Grenze zwischen der Mandchurei und Korea, beschloss die japanische Gemeinde, den Sowjettruppen ein Empfangskomitee zu schicken. Japanische Kinder bekamen kleine rote Flaggen in die Hand gedrückt, am Bahnhof wurde ein Bogen errichtet und mit weiteren roten Flaggen und Spruchbändern verziert, auf denen die Bevölkerung die Sowjetunion ihrer tiefen Freundschaft versicherte, und die japanischen Honoratioren der Stadt hatten salbungsvolle Reden vorbereitet. Sie warteten ewig. Die Kinder, ihre Flaggen in der Hand, schliefen ein. Es war schon spätnachts, als endlich die Kunde kam, dass die Rote Armee eine andere Route gewählt hatte, die nicht über Andong führte.

In japanischen Berichten fehlt häufig jede Erwähnung dessen, was die Chinesen unter den Sowjettruppen durchlitten, aber es stimmt schon, dass die japanische Zivilbevölkerung mehr zu leiden hatte. Ihr Wohlstand – oder vermeintlicher Wohlstand – war eindeutig ein Anreiz. Der zuvor zitierte Augenzeuge berichtet: «Sowjetsoldaten stolzierten durch die Stadt, als gehörte sie ihnen, mit Armbanduhren an beiden Handgelenken, Kameras um den Hals, eine ganze Reihe Füllfederhalter in die Uniformtasche geklemmt.»¹¹ Wie ihre in Deutschland stationierten Kollegen waren die Rotarmisten auch hier nicht vertraut mit den Paraphernalien der modernen Welt. Wenn die Uhren stehenblieben, weil die neuen Besitzer nicht wussten, dass man sie aufziehen musste, wurden sie zornig weggeworfen – um dann von chinesischen Gassenjungen aufgelesen zu werden, die sie auf dem Schwarzmarkt verhökerten. Strombetriebene Deckenventilatoren erfüllten manche Rotarmisten mit solcher Furcht, dass sie auf sie schossen.

Dennoch hätten die Plünderungen durch Sowjetsoldaten nicht annähernd dieses Ausmass erreicht, hätten sie nicht den Zuspruch oder gar das Vorbild ihrer Vorgesetzten gehabt. Was ist der Diebstahl von ein paar Uhren, verglichen mit der Komplettausschlachtung von Fabriken, Minen, Eisenbahnen und Banken? Rechtfertigen – falls sich die Sowjets überhaupt die Mühe einer Rechtfertigung machten – liess sich dieses Verhal-

ten nur damit, dass es im Krieg des Volkes gegen den Faschismus, der laut kommunistischer Propaganda nichts als eine Erweiterung des Kapitalismus war, ihr gutes Recht sei. Diebstahl gehöre nun mal zur Revolution. Jedenfalls kann Demütigung – sofern es nicht die Demütigung der Armen ist, die in eine Welt vergleichsweise Reicher gestossen werden – eigentlich keine Erklärung für das Vorgehen der Sowjettruppen im Nordosten von China sein. Anders in Deutschland. Und dort war die sowjetische Brutalität noch schlimmer.

Die sicherste Methode, Demütigung mit Demütigung zu vergelten, besteht darin, die Frauen zu vergewaltigen, möglichst öffentlich und vor den Augen der Männer, denen die Hände gebunden sind. Es ist die älteste Form von Terror in Konflikten und keine Spezialität der Russen; darin hatte Dr. Hans Graf von Lehndorff recht. Aber die Gründe, die für Gewalt und Brutalität angeführt werden, sind nicht immer dieselben. Wohlstandsgefälle und rassistisches Vorurteil erzeugten einen Teufelskreis gegenseitiger feindlicher Propaganda, die letztlich dafür sorgte, dass sich die Sowjets in Deutschland besonders brutal aufführten. Den Deutschen war eingetrichtert worden, lieber im Kampf zu sterben, als ihre Frauen den «asiatischen» oder «mongolischen» Barbaren als Beute zu überlassen. Je härter der Widerstand der Deutschen war, desto mehr bestanden die «Barbaren» darauf, ihre Entschädigung für Grausamkeiten einzufordern, deren Ausmass weit grösser gewesen war als alles, was sie den Deutschen antaten. Aber auch hier wurde die Rache mit dem Krieg gegen den Kapitalismus verknüpft. In der sowjetischen Propaganda waren die deutschen Frauen nicht nur ebenso schlimm wie die Männer, sondern darüber hinaus fette, verhätschelte, reiche Nazis. Eine russische Karikatur zeigt eine wohlhabende Deutsche, ihre Tochter und ihr Dienstmädchen inmitten von russischem Beutegut, wie sie hektisch nach etwas kramen, das sich als weisse Kapitulationsfahne verwenden lässt. Ironischerweise sieht eine Karikaturdeutsche aus einem Magazin der U.S. Army, genannt «Miss Veronica Dankeschön», ganz genauso aus: dick, blond, mit hakenkreuzbesticktem Rock. Der einzige Unterschied war, dass den GIs eingeschärft wurde, sich von Miss Veronica fernzuhalten, um sich nicht mit Geschlechtskrankheiten zu infizieren, die Sowjetsoldaten aber eigens aufgefordert wurden, sich zu nehmen, was ihnen zustand. Auf einer anderen

sowjetischen Karikatur sagt die einstige russische Zwangsarbeiterin zu ihrer einstigen Herrin: «Jetzt werden Sie was erleben. Ich bin gekommen, um zu kassieren.»¹²

Und kassiert wurde. Die anonyme Autorin von *Eine Frau in Berlin* beschrieb in qualvollen Einzelheiten die Demütigungen von Frauen. Daraus spricht der gleiche Abscheu, wie ihn der Soldat formulierte, der das Bedürfnis hatte, den Dekorationsplunder in bürgerlichen deutschen Häusern fäustlings zu zerschmettern. Bei einer der zahlreichen Vergewaltigungen, die sie über sich ergehen lassen muss, während die anderen daneben stehen und warten, bis die Reihe an ihnen ist, stellt sie fest, dass ihr Angreifer sie kaum zur Kenntnis nimmt: «Er scheint die Beute gar nicht zu sehen. Um so erschreckender sein Stoss, der sie zum Lager treibt. ... Auf einmal Finger an meinem Mund, Gestank von Gaul und Tabak. Ich reiße die Augen auf. Geschickt klemmen die fremden Hände mir die Kiefer auseinander. Aug in Auge. Dann lässt der über mir aus seinem Mund bedächtig den angesammelten Speichel in meinen Mund fallen.»¹³

Wenn sie deutsche Frauen vergewaltigten, vor allem solche, die unbegrenzten Reichtum zu besitzen schienen, und vor allem vor den Augen der gewordenen, jetzt entmännlichten Krieger der «Herrenrasse», fühlten sich die verachteten «Untermenschen» wieder als Männer. Ein hochrangiger sowjetischer Offizier in Berlin drückte es so aus: «Im ersten Hochgefühl des Sieges hat es unseren Jungs zweifellos eine gewisse Befriedigung bereitet, diesen Herrenvolk-Weibern einmal gründlich einzuheizen.»¹⁴ Von einem allerersten Siegestaumel konnte allerdings keine Rede sein: Die schlimmste Zeit, in der die Obrigkeit keinen Finger rührte, um die Vergewaltigung deutscher Frauen einzudämmen, hielt den ganzen Sommer 1945 an. Danach versuchte die sowjetische Militär- und Zivilverwaltung hart durchzugreifen, tat es zumindest sporadisch, manchmal auch mit drakonischen Massnahmen, die Todesstrafe eingeschlossen. Die Gefahr, von einem Sowjetsoldaten vergewaltigt zu werden, liess aber erst 1947 nach, als die Truppen kaserniert wurden.

*

Wenn der Wunsch, über Demütigungen hinwegzukommen und männlichen Stolz wiederherzustellen, eine plausible Erklärung für die Brutalität der sowjetischen Soldaten in deutschen Landen ist, könnte er auch das rachsüchtige Verhalten von Männern erklären, die weitaus weniger durchgemacht hatten als die Sowjets. Während der aussergerichtlichen, sogenannten wilden Säuberung (*épuration sauvage*) in Frankreich, die 1944, noch vor Kriegsende begann, brachten verschiedene bewaffnete Banden mit Verbindungen zum Widerstand, häufig Kommunisten, rund sechstausend Menschen als Verräter und Kollaborateure der Deutschen um. Doppelt so viele Frauen wurden nackt, geschoren und mit Hakenkreuzen beschmiert vorgeführt, wurden verhöhnt und bespuckt und auf andere Weise gequält. Manche wurden in improvisierte Gefängnisse gesperrt und von ihren Bewachern vergewaltigt. Mehr als zweitausend Frauen wurden umgebracht. Zu ähnlichen Szenen, wenngleich nicht im selben Ausmass, kam es in Belgien, den Niederlanden, in Norwegen und anderen ehemals deutsch besetzten Ländern. Hin und wieder wurden nackte Frauen vom rachsüchtigen Pöbel in althergebrachter Art auch geteert und gefedert.

Weibliche Kollaboration mit dem Feind bestand vor allem in Sex. Anders als Landesverrat war Geschlechtsverkehr mit Ausländern bis dahin kein Straftatbestand gewesen. Man konnte ihn taktlos, egoistisch, unanständig, einen Affront nennen, ein Verbrechen war er nicht. Daher wurde in Frankreich 1944 eigens ein neues Gesetz erlassen, das solchen Fällen Rechnung trug. Personen, die den nationalen Kampfgeist durch unpatriotisches Verhalten wie intime Beziehungen mit dem Feind aushöhlten, machten sich «nationaler Unwürdigkeit» (*indignité nationale*) schuldig und verloren ihre bürgerlichen Rechte.

Nach dem Mai 1945 traf die Säuberung alle möglichen Personen, Männer wie Frauen, häufig mit extremer Härte. Viele hatten sich des Hochverrats schuldig gemacht; andere Säuberungsaktionen erfolgten aus persönlicher Rache oder aus politischen Motiven, etwa wenn jemand der kommunistischen Partei im Weg stand. Aber unverhältnismässig und weithin sichtbar traf der Volkszorn jene Frauen, die der «horizontalen Kollaboration» angeklagt waren. Auch dies lässt sich zumindest teilweise mit gemeinsam empfundener Demütigung erklären. Die Unterwerfung Frankreichs durch eine überlegene deutsche Streitmacht wurde häufig mit

sexuellen Begriffen beschrieben: Die enthemmte Wehrmacht, die für eine mächtige, männliche Nation stand, hatte das schwache, dekadente, weibliche Frankreich unter seinen Willen gezwungen. Horizontale Kollaboration, die kichernde junge *française* auf dem Schoss des champagnersau-fenden *boche*, war das schmerzlichste Symbol der Unterwerfung. Und da-her mussten die Schuldigen auch mit grösstmöglicher Schmach bestraft werden.

Schon vor der Befreiung und der wilden Säuberung, genauer: im April 1944, hatten die Französinen das Wahlrecht erhalten. Die nachfol-genden Sätze, die im Februar 1945 in der Resistance-Zeitung *Le Patriote de l'Eure* standen, verraten viel über die Einstellung der Zeitgenossen ge-genüber Frauen, die sich in die falschen Arme verirrt hatten:

*Bald werden wir erleben, wie diese Frauen Seite an Seite mit unse-
ren tapferen, gewöhnlichen Französinen, guten Müttern, Ehefrauen
von Kriegsgefangenen, ihre Stimme abgeben. Aber dürfen wir zulas-
sen, dass jene, die uns verlachten, die uns bedrohten, die den Boches
in die Arme sanken, auch nur ein einziges Wort mitreden, was das
künftige Schicksal des wiedergeborenen Frankreichs betrifft?*¹⁵

Stellen wir die kichernden, hinsinkenden Flittchen neben die tugendhaf-ten Mütter und Gattinnen der Kriegsgefangenen, und sogleich empfinden wir die Scham und die Schande – ergänzt mit ausgeprägtem Puritanismus. Die horizontalen Kollaborateurinnen waren nicht nur unpatriotisch, sie waren eine Gefahr für die Moral der bürgerlichen Familie. Fügen wir dem das immer toxische Element materiellen Neids hinzu, und die selbstge-rechte Empörung wird wahrhaft explosiv. Aus den Anklageschriften wi-der die sündigen Frauen geht nicht immer klar hervor, was als schlimmer empfunden wurde, die lockere Sexualmoral oder die damit verbundenen materiellen Vorteile. Mit dem Feind zu schlafen war schlimm genug, aber dann auch noch ein besseres Leben zu führen als andere machte daraus ein viel schwereres Verbrechen. Der Fall einer gewissen Madame Polge, Frau eines bekannten Fussballers aus Nîmes, mag als düstere Veranschau-lichung dienen.

Unter der Besatzung wurde Mme Polge die Geliebte des örtlichen deutschen Befehlshabers, der den französischen Nachnamen Saint-Paul trug. Als Gegenleistung für ihre Gunst empfing sie materielle Wohltaten jeglicher Art. Laut Zeitungsbericht in *Le Populaire* «gab Mme Polge zu, dass ihr von dem Boche-Kommandanten täglich zwei bis drei Liter Milch sowie zwei- bis dreimal die Woche frisches Wildbret geliefert wurden. Auch war sie in der Lage, ihr Haus schön warm zu halten und sich frisieren zu lassen, dies alles, ohne einen Centime dafür zu bezahlen ... Und unterdessen verhungerten die Arbeiter und ihre Kinder.»¹⁶ Mme Polge wurde zum Tod verurteilt. Geschoren und entkleidet, trieb man sie durch die Strassen zum Hinrichtungsplatz. Dort wurde sie erschossen und ihre Leiche zur Schau gestellt, damit die guten Menschen von Nîmes sie bespeien und mit einem Besenstiel anstossen konnten – die letzte Demütigung, wie sie eine neuzeitliche Hexe verdient hatte.

Die erbittertsten Verfolger der *filles de boches* waren meist nicht diejenigen, die sich während des Kriegs durch besonderen Mut hervorgetan hatten. Als die ehemals besetzten Länder befreit waren, traten Männer aller Art vor und präsentierten sich als Mitglieder von Widerstandsgruppen, stolzierten mit jüngst erworbenen Armbinden und Sten Guns herum und gebärdeten sich als Helden, während sie Jagd auf Verräter und verruchte Frauen machten. Rache ist nur eine Methode, um ein schlechtes Gewissen zu beschwichtigen – das Schuldgefühl, dass man nicht aufgestanden ist, als es gefährlich war. Auch dies scheint ein universales Phänomen zu sein, das sich zu allen Zeiten beobachten lässt. Der tatsächlich heroische polnische Dissident Adam Michnik sagte einmal im Zusammenhang mit seinem Protest gegen die Säuberungsaktionen, mit denen nach 1989 ehemalige Kommunisten verfolgt wurden, er habe vorher keinen Grund gehabt, sich zu schämen, und müsse sich deshalb auch jetzt nicht als Held beweisen, indem er mit dem Finger auf andere zeige. Diese humane Geisteshaltung, immer eine Seltenheit, war 1945 nicht gerade verbreitet.

Gier, Vorurteil und Schuldgefühle könnten eine Erklärung für eine besonders perverse Form der Rache im Jahr 1945 sein, die Judenverfolgung in Polen. Die alte jüdische Gemeinde in Polen war nahezu ausgerot-

tet. Drei Millionen polnische Juden wurden während der NS-Besatzung ermordet, entweder erschossen oder vergast, die meisten auf polnischem Territorium. Zehn Prozent gelang es zu überleben, weil sie von nichtjüdischen Landsleuten versteckt worden waren oder in abgelegenen Gegenden der Sowjetunion im Exil gelebt hatten. Die physisch und psychisch beschädigten Überlebenden, die nach und nach in ihre Heimatstädte und -dörfer zurückwankten, nachdem sie alle oder die meisten Freunde und Verwandten verloren hatten, mussten häufig feststellen, dass sie unerwünscht waren. Schlimmer: In vielen Fällen wurden sie bedroht und vertrieben, denn in ihren Häusern wohnten andere. Die Synagogen waren zerstört. Zurückgelassene Habseligkeiten waren längst gestohlen, häufig von ehemaligen Nachbarn. Und die Menschen, die bereit waren, wieder etwas zurückzugeben, waren eine Minderheit.

Dies geschah auch in anderen Teilen Europas. Nicht wenige Juden, die nach Amsterdam, Brüssel, Paris zurückkehrten, mussten ebenfalls feststellen, dass sie kein Zuhause mehr hatten. Aber in Polen, zumal ausserhalb der grossen Städte, waren Juden tatsächlich physisch in Gefahr. Es gab Fälle von Familien, die aus Zügen gezerrt, allen Besitzes beraubt und anschliessend an Ort und Stelle erschlagen wurden. Vom Sommer 1945 bis zum Sommer 1946 wurden in Polen über tausend Juden umgebracht. Auch in den Städten waren sie nicht immer sicher.

Am 11. August 1945 kam in Krakau das Gerücht in Umlauf, Juden hätten in der Synagoge ein christliches Kind getötet. Es war die aktualisierte Version einer uralten antisemitischen Propaganda: Jüdische Überlebende, wurde gemunkelt, stellten mit Christenblut ihre verwüstete Gesundheit wieder her. Bald strömte, angeführt von Polizisten und Milizionären, ein Pöbel zusammen, der die Synagoge überfiel, jüdische Häuser plünderte, auf den Strassen Männer, Frauen und Kinder zusammenschlug. Es gab mehrere Tote (die genaue Zahl ist unbekannt) – ein blutiger Pogrom gegen Menschen, die kurz zuvor einen Genozid überlebt hatten. Schwer verwundete Juden kamen ins Krankenhaus, wo manche, noch ehe sie medizinisch versorgt waren, abermals überfallen wurden. Eine Überlebende erinnert sich an «die Kommentare des eskortierenden Soldaten und der Krankenschwester, die von uns als jüdischem Abschaum spra-

chen, den sie retten müssten, was sie nicht tun sollten, denn wir seien Kindermörder; wir müssten alle erschossen werden». Eine andere Krankenschwester kündigte an, sie werde die Juden in der Luft zerreißen, sobald die OP vorbei sei. Ein Eisenbahner, der dort Patient war, bemerkte: «Es ist ein Skandal, dass ein Pole nicht die Zivilcourage hat, einen wehrlosen Menschen zu schlagen.»¹⁷ Der Mann machte seine Ankündigung wahr und verprügelte einen verletzten Juden.

Auch Polen hatten unter der deutschen Besatzung schrecklich gelitten. Wie die Russen als «Untermenschen» definiert, wurden sie versklavt, ihre Hauptstadt dem Erdboden gleichgemacht, und mehr als eine Million nichtjüdische Polen starb gewaltsam. Für die Entscheidung der Deutschen, ihre Todeslager auf polnischem Territorium einzurichten, konnte man schwerlich Polen verantwortlich machen, und doch ist es so, als hätten sich die Polen ausgerechnet an den Menschen gerächt, die noch mehr gelitten hatten als sie.

Eine verbreitete Interpretation besagt, dass die polnische Vergeltung der Auffassung entsprang, die Juden seien an der kommunistischen Unterdrückung schuld. Als sowjetische Truppen Teile Polens besetzt hatten, erhofften sich manche Juden Schutz vor polnischen Antisemiten oder den noch mörderischeren Deutschen. Auf die Angehörigen einer schutzlosen Minderheit hatte der Kommunismus lange eine verständliche Anziehungskraft als Gegengift zu ethnischem Nationalismus. Allerdings waren zwar viele Kommunisten Juden, die meisten Juden aber keine Kommunisten. Daher war Rache an Juden für den sogenannten jüdischen Bolschewismus bestenfalls unangebracht, und tatsächlich dürfte die Hauptursache der Vergeltung keineswegs in der Politik zu suchen sein, denn die meisten Angriffe gegen Juden nach dem Krieg erfolgten nicht aus Kommunistenfeindlichkeit, sondern aus Antisemitismus – und die populäre antisemitische Tradition setzte die Juden ja nicht nur mit dem Bolschewismus, sondern auch mit dem Kapitalismus gleich. Sie galten als wohlhabend, bessergestellt, ja privilegiert. Kommunisten waren sich nicht zu schade, ihrerseits auf den antisemitischen Zug aufzuspringen, und das ist letztlich der Grund, weshalb die meisten jüdischen Überlebenden aus Polen das Land ihrer Geburt verliessen.

Die meisten polnischen Juden waren keineswegs wohlhabend, aber

die Überzeugung von ihrem überlegenen Reichtum hielt sich zäh. Ein Grund dafür war das schlechte Gewissen, und die kommunistische Propaganda gegen jüdische Kapitalisten bot auf bisweilen bizarre Weise Erleichterung an. Natürlich traf die Polen keine Schuld an der Judenvernichtung der Deutschen; das verhinderte allerdings nicht, dass viele von ihnen mit dem Pferdewagen vor den Ghettomauern standen und warteten, bis die jüdischen Bewohner bequemerweise fortgeschafft waren, um sich ihren Besitz anzueignen. Andere – wie so viele europäische Bürger – waren auch froh, dass sie in Häuser und Wohnungen einziehen konnten, deren rechtmässige Eigentümer in den Tod gingen.

An manchen Orten, vor allem in den Dörfern rund um Bialystok im Nordosten, brachten Polen eigenhändig den einen oder anderen Juden um. In Radzilów, nicht weit davon entfernt, wurden die Juden im Juli 1941 in eine Scheune eingeschlossen und bei lebendigem Leib verbrannt, während ihre Mitbürger durch den Ort rannten und Koffer und Taschen mit Beute füllten. Eine Augenzeugin erinnert sich: «Als die Polen anfangen, die Juden zusammenzutreiben und Jagd auf sie zu machen, setzte augenblicklich die Plünderung jüdischer Häuser ein ... Sie drehten durch, sie brachen in Häuser ein, rissen Daunendecken auf, überall flogen die Federn, und sie luden sich einfach ihre Säcke voll, liefen nach Hause und kamen mit einem leeren Sack wieder.» Einer Familie, den Finkelsteins, gelang die Flucht. Als sie zurückkehrten, gingen sie zum Pfarrer und wollten konvertieren, um auf diese Weise womöglich zu überleben. Chaja, die Tochter, erinnert sich an die Dorfgespräche: «Es war ständig die Rede davon, wer wie viel geplündert hatte und wie reich die Juden gewesen waren.»¹⁸

Es darf aber nie vergessen werden, dass es andere nichtjüdische Polen gab, die sich vollkommen anders verhielten. Juden zu verstecken oder ihnen zu helfen barg ja ein enormes Risiko, nicht nur für die Helfer, sondern auch für deren Familien. Wurde man in einem westeuropäischen Land gefasst, kam man womöglich ins KZ, weil man Juden geholfen hatte; in Polen konnte es Tod durch den Strang bedeuten. Dennoch gab es Juden, die dank dem Mut und der Tapferkeit nichtjüdischer Polen überlebten. Kinder wurden adoptiert, ganze Familien versteckt; ein berühmter Fall ist Leopold Socha, städtischer Angestellter und nebenberuflich Ein-

brecher, der mehrere jüdische Familien mehr als ein Jahr lang in der Kanalisation von Lvov versteckte: Über zwanzig Personen ernährten sich unter der Erde von den Brotkrumen, die Socha ihnen brachte, wehrten im Finsternen die Ratten ab und wären wenigstens einmal, als ein schweres Gewitter die Kanalisation überflutete, beinahe ertrunken. Als sie aus dem Kanalschacht wieder auftauchten, bleich, ausgezehrt, voller Exkremate und Läuse, wunderten sich die Menschen über der Erde, dass überhaupt noch Juden am Leben waren. Etliche Monate später starb Socha bei einem Unfall; der betrunkene Fahrer eines sowjetischen Militärlastwagens überfuhr ihn, als er mit dem Fahrrad unterwegs war, und die Nachbarn raunten, das sei die Strafe Gottes, weil er Juden geholfen habe.¹⁹

Dies ist womöglich der schockierendste Aspekt in der polnischen Nachkriegsgeschichte. Menschen, die Juden vor der Ermordung bewahrt hatten, waren tatsächlich gut beraten, nicht darüber zu reden – nicht nur, um nicht den Zorn Gottes gegen die «Christusmörder» auf sich zu ziehen, sondern wegen der vermuteten Beute: Weil Juden als reich galten, ging man davon aus, dass ihre Retter üppig entlohnt worden seien, und wer zugab, er habe Juden versteckt, lief Gefahr, ausgeraubt zu werden.

Auch bei Juden, die längst tot waren, glaubte man, es sei noch etwas zu holen. Im Herbst 1945 war das ehemalige Todeslager Treblinka, in dem mehr als achthunderttausend Juden ermordet worden waren, ein schlammiges Massengrab. Örtliche Bauern begannen nach Schädeln zu suchen, in denen noch der eine oder andere von den Nazis übersehene Goldzahn steckte. Tausende gruben die Stätte auf und siebten die Erde, bis das Massengrab ein riesiges Feld voller tiefer Furchen und zerbrochener Knochen war.

Die Polen, dies muss noch einmal betont werden, waren keine Ausnahme: Habgier war das verbreitete Resultat barbarischer Besatzung, und die hatten zahllose Europäer erlebt. Der Historiker Tony Judt bemerkte: «Die Einstellung der Nazis zu Leib und Leben ist berüchtigt, aber ihr Umgang mit *Eigentum* könnte sogar ihr wichtigstes praktisches Erbe bei der Gestaltung der Nachkriegswelt gewesen sein.»²⁰ Herrenloses Eigentum ist ein grosser Anreiz für Brutalität. Ungewöhnlich ist im Fall Polens das *Aus-*

mass der Plünderer: Aus dem Krieg war eine ganz neue Klasse hervorgegangen, die im Wesentlichen das Vermögen der Vertriebenen oder Ermordeten an sich nahm. Schuldgefühle können perverse Folgen haben.

Odrodzenie, ein damaliges polnisches Wochenblatt, formulierte im September 1945 kurz und bündig: «Wir haben in unserem Land erlebt, wie eine ganze soziale Schicht – die neu entstandene polnische Bourgeoisie – den Platz ermordeter Juden einnahm, oft in ganz wörtlichem Sinn, und vielleicht weil sie an ihren Händen das Blut roch, hasste sie die Juden mehr denn je.»²¹

Dies erklärt besser als alles andere, weshalb ausgerechnet an den Hauptopfern von Hitlers Reich eine mitunter derart grausige Rache genommen wurde: In gewisser Weise stand die Ausplünderung der Juden im Rahmen einer grösseren sozialen Revolution. Und auch zu dieser Art Rache wäre es ohne die manchmal stillschweigende, häufig aber aktive Mitwisserschaft mächtiger Opportunisten in der polnischen Bürokratie und Polizei nicht gekommen. Judenverfolgung war nicht die offizielle Politik der kommunistisch dominierten polnischen Regierung im Jahr 1945, aber aus den mittleren Rängen kam oft genug die Ermutigung dazu.

*

Dass in Polen auch ein Bedürfnis bestand, sich an den Deutschen zu rächen, war mehr als verständlich. Auch dahinter standen teilweise klassenkämpferische Motive. Jahrhundertlang hatten in Gegenden wie Schlessien und Ostpreussen, die heute zu Polen gehören, Deutsche gelebt. Grössere Städte wie Breslau (Wroclaw) und Danzig (Gdansk) waren vorwiegend deutsch. Deutsch war die Sprache der städtischen Eliten, der Ärzte, Bankiers, Professoren und Kaufleute. 1945 lebten noch immer mehr als vier Millionen Deutsche in ehemals deutschen, jetzt sowjetisch besetzten Gebieten. Ungefähr ebenso viele waren aus Angst vor dem, was sie über die Vorgehensweise der Russen gehört hatten, in den Westen geflohen. Schon lange vor Mai 1945 standen die Pläne zur Vertreibung der restlichen deutschen Bevölkerung. 1941 erklärte der polnische Ministerpräsident General Sikorski aus seinem Londoner Exil, es gelte «die deut-

sche Horde, die jahrhundertlang nach Osten gedrängt hat, zu zerschmettern und zu zwingen, sich weit [nach Westen] zurückzuziehen».²²

Die alliierten Mächte billigten diese Politik. Schlimmer noch – Stalin riet den polnischen Kommunisten, «den Deutschen Lebensbedingungen zu bereiten, dass sie aus freien Stücken entrinnen wollen». Und Churchill hatte im Dezember 1944 vor dem Unterhaus gesagt: «Ausweisung ist, soweit wir bisher absehen konnten, die befriedigendste und nachhaltigste Methode.»²³

Solange die Rote Armee das Sagen hatte, hielten sich die Polen mehr oder minder zurück. Libussa Fritz-Krockow, Nachfahrin einer adligen Pommerschen Gutsbesitzerfamilie, erinnerte sich, wie beschützt sie sich zeitweilig von den Russen gefühlt hatten, obwohl «Mord und Brand ... wie die Masse der Vergewaltigungen und Plünderungen auf ihr Konto» gingen. «Und doch und zugleich», bemerkte sie, «steckt selbst in dieser Gewalt noch etwas, das sich nachfühlen lässt: Sei es Auge um Auge ein Drang nach der Rache, sei es ein Übermut oder das Faustrecht von Siegern. Die Polen aber sind keine Sieger, sondern deren Gefolgschaft. Darum hat ihre Machtergreifung eine andere Qualität. Etwas Kaltes, etwas Verstecktes und Schleichendes, um nicht zu sagen Verschlagenes ist darin – und in diesem Sinne etwas weit abgründiger Unheimliches als die rohe Gewalt.»²⁴

Die Krockows waren keine Nazis. Christian von Krockow, der die Erinnerungen seiner Schwester Libussa niederschrieb, war ein Liberaler, der klar erkannte: «das Unheil hat begonnen mit dem deutschen Wahn».²⁵ Aber es mag in Libussas Aussage doch ein Anflug von Voreingenommenheit oder Bitterkeit gegenüber den Polen mitschwingen, vielleicht sogar das Gefühl, verraten zu werden. Diese Empfindung war nicht ungewöhnlich. Helmut Richter, protestantischer Geistlicher, formulierte sie ebenfalls: Wie habe er die Polen «in den früheren Jahren in Schutz genommen», immer für gute Menschen gehalten; hätten die Deutschen sie früher denn nicht immer gut behandelt? Jetzt aber erkenne er: «Die östlichen Völker sind von einer schrecklichen Art, wenigstens bis jetzt. Sie sind gut, wenn sie eine Faust über sich spüren, aber barbarisch, wenn sie über jemanden die Herrschaft ausüben dürfen.»²⁶ So sprechen Kolonialherren über die Eingeborenen. Anders als in den meisten europäischen Kolonien

Afrikas oder Asiens stammten in diesem Fall viele der einstigen Kolonialherren selbst aus dem Land, wenn auch aus einer privilegierten Schicht.

Jedenfalls wollten die Polen nicht, dass sich sowjetische Truppen auch nur einen Augenblick länger als nötig in den eroberten Gebieten aufhielten, die jetzt offiziell zu Polen gehörten. Und die Grausamkeiten im Zusammenhang mit den Massenvertreibungen und Umsiedlungen, die von den Grossmächten im Februar 1945 auf der Konferenz von Jalta beschlossen worden waren, entsprangen nicht nur polnischem Vergeltungsbedürfnis: Über zwei Millionen «Kongresspolen» aus dem Gebiet östlich der polnisch-sowjetischen Grenze, das heute zur Ukraine gehört, wurden nach Schlesien und in andere von Deutschen mehr oder weniger gesäuberte Gegenden umgesiedelt. Sie übernahmen Häuser, Stellen und Vermögen der Deutschen, und dieser Prozess ging selten sanft vor sich.

Natürlich begann ethnische Säuberung nicht erst 1945. Hitler hatte Polen vertrieben und Juden ermordet, um für deutsche Einwanderer in Schlesien und anderen Grenzregionen Platz zu schaffen. Aber die Verbitterung über umstrittenes Heimatland hatte noch viel tiefere Wurzeln. Wie so oft war der blutigen ethnischen Rache ein Bürgerkrieg vorausgegangen. Nach der Niederlage Deutschlands und Österreich-Ungarns 1918 musste entschieden werden, was aus deren Gebieten in Schlesien werden sollte. Manches fiel an Österreich, anderes an die Tschechoslowakei, wieder anderes an Polen und Deutschland. Oberschlesien jedoch blieb ein Zankapfel. Es gab eine starke oberschlesische Unabhängigkeitsbewegung, die von ortsansässigen Polen und Deutschen gestützt wurde. Doch 1919 beschlossen die Alliierten, eine Volksabstimmung darüber entscheiden zu lassen, ob das Territorium an Polen oder Deutschland fallen sollte. Die Folge waren Gewaltausbrüche. Vor allem in der Industrieregion um Kattowitz (Katowice), nicht weit von Auschwitz (Oświęcim), wurden Deutsche von bewaffneten polnischen Nationalisten überfallen, was noch blutigere Vergeltungsmassnahmen von deutschen Schlägern und Abenteurern aus dem ultranationalistischen paramilitärischen Freikorps provozierte, einem Nährboden für die künftige NS-Bewegung, die sich Ende 1918, nach der deutschen Niederlage, formierte. «Dein Vaterland ist in Gefahr!» lautete einer ihrer Kampfrufe. Die Mehrheit stimmte für ein von

Deutschland regiertes Oberschlesien, und dieses Ergebnis zog noch mehr Gewalt nach sich. Am Ende fiel dennoch ein Teil Oberschlesiens an Polen. Aber 1945 waren die Erinnerungen noch durchaus frisch, nicht zuletzt wegen des Umgangs der NS-Besatzer mit der polnischen Bevölkerung.

Die Familie von Josef Hönisch hatte viele Generationen lang in Oberschlesien gelebt. Weil er nie der NSDAP beigetreten war, schien es ihm 1945 nicht nötig zu gehen. Eine unkluge Entscheidung. Die polnische Miliz, die unterdessen die Stelle der Sowjettruppen einnahm, verhaftete ihn, und beim Verhör beantwortete Hönisch die Frage, ob er ein Nazi gewesen sei, mit Nein, woraufhin er einen Stiefeltritt ins Gesicht bekam. Dies ging eine Weile so weiter, bis er blutüberströmt in eine 1,80 m mal 2,70 m grosse Zelle gezerrt wurde. Sie war mit neun weiteren deutschen Gefangenen belegt, die kaum genug Platz zum Stehen hatten. Polnische Milizionäre, erinnert sich Hönisch, machten sich einen Spass daraus, ihre Gefangenen, Männer wie Frauen, sich nackt ausziehen und gegenseitig schlagen zu lassen. Nach achttägiger Haft stand Hönisch einem ehemaligen Schulkameraden gegenüber, einem Stellmacher namens Georg Pissarczik, der 1919 bei der Entscheidung über das Schicksal Oberschlesiens gegen die Deutschen gekämpft hatte. Dies war Pissarcziks Stunde der Vergeltung, jetzt sollte der Deutsche seine wohlverdiente Strafe bekommen. Die Geschichte nahm jedoch noch einmal eine typisch schlesische Wendung. Die beiden Männer begegneten einander also wieder, und Pissarczik wurde von seinem ehemaligen Mitschüler daran erinnert, dass Hönischs Vater Pissarcziks Vater Anfang der zwanziger Jahre, als ihn kein Deutscher einstellen wollte, zu Arbeit verholfen hatte. Ob ihm Pissarczik jetzt nicht seinerseits helfen könne? Vier Wochen später wurde Hönisch entlassen.

Leider ist Hönischs Geschichte, wie viele Erinnerungen deutscher Opfer, von einer besonderen Uneinsichtigkeit gegenüber fremdem Leiden getrübt. Hönisch stellt fest, wie viel Glück er hatte, dass er nach seiner Freilassung nicht nach Auschwitz geschickt wurde, eines jener «bekannten Todeslager der Polen [nach dem Krieg], woher kein Deutscher mehr lebendig herauskam oder nur ganz selten».²⁷ Dieselbe Ausdrucksweise hat sich auch in die Berichte anderer konservativer Deutscher eingeschlichen.

So erwähnt der Soldat und Schriftsteller Ernst Jünger in seinem Tagebuch des Jahres 1945 russische «Vernichtungslager» und vergleicht den «Antigermanismus» mit dem Antisemitismus. «Wenn man heute eine Zeitung aufschlägt, sieht man, dass ihm gefrönt wird wie einer Orgie, auch von den Landsleuten.»²⁸

Auch im selbstmitleidigsten deutschen Bericht findet sich kaum ein Hinweis auf spontane, kollektive Vergeltungsakte von polnischer Seite. Aber es ist offensichtlich, dass viele unschuldige deutsche Zivilisten zu Unrecht der Mitgliedschaft in der Partei oder der SS bezichtigt wurden und dafür entsetzlich zu leiden hatten. In den Gefangenenlagern, die häufig in ehemaligen KZs eingerichtet waren, ging es äusserst brutal zu. Und deutsche Schlesier büssten ihre Bürgerrechte ein, falls sie sich nicht für die polnische Staatsbürgerschaft entschieden, wofür allerdings die Beherrschung des Polnischen Voraussetzung war. Im rechtlosen Zustand war man jedem Milizionär, jedem kleinen Beamten ausgeliefert. Schon wer mangels Sprachkenntnis in einem polnischen Lager dem Appellruf nicht folgen konnte, hatte womöglich Schläge mit der Faust, dem Prügel oder auch Schlimmerem zu gewärtigen.

Libussa Fritz-Krockow war im Begriff, einen Teppich aus Familienbesitz an die Gattin des polnischen Bürgermeisters zu verkaufen, die ihr schon etliche Male wertvolle Gegenstände zu Schleuderpreisen abgekauft hatte, und wurde dabei von einem Milizionär ertappt: Deutschen war der Verkauf ihres Besitzes nicht erlaubt, und Libussa wurde für dieses Vergehen in Ketten an den Pranger gestellt, damit man ihr ins Gesicht spucken konnte. «Aber», berichtet sie, «die Polen räuspern sich nur oder spucken allenfalls auf den Boden, und die Deutschen wechseln vorsorglich zur anderen Strassenseite.»²⁹

Die schlimmsten Fälle von deutschfeindlicher Gewalt sind zweifellos von der Miliz zu berichten. Sie verwaltete die Konzentrationslager, folterte Gefangene, tötete aufs Geratewohl und stellte Menschen, manchmal völlig grundlos, an den Pranger. Die Miliz, eine Hals über Kopf zusammengestellte Truppe, rekrutierte viele Mitglieder unter den zwielichtigsten Gestalten, häufig blutjungen Kriminellen. Einer der berüchtigtsten Mörder, Czeslaw Gęborski, Kommandant des Lagers Lamsdorf, war gerade achtzehn. [Unter seinem Kommando wurden mehr als sechstausend](#)

Menschen ermordet, darunter achthundert Kinder. Soweit sich beurteilen lässt, genoss Gęborski seine Macht wie ein Kind, das zum Spass einer Fliege die Flügel ausreisst.

Von den grausamsten Milizionären waren manche KZ-Überlebende; bei ihnen spielte Rache sicherlich eine Rolle. Aber es muss noch einmal gesagt werden – Mordlust wurde durch Besitz- und Klassenneid geschürt. Lehrer, Professoren, Kaufleute und andere Mitglieder des gehobenen Bürgertums waren beliebte Zielscheiben. Die polnischen Wächter, denen deutsche Wendehälse geschickt assistierten, empfanden besonderen Genuss, wenn sie Gefangene mit einstmals hohem Status foltern konnten. Ein in Lamsdorf inhaftierter Professor wurde erschlagen – aus dem einfachen Grund, weil er eine «Intellektuellenbrille» trug. Sowohl die Jugendlichkeit der Wächter als auch ihre bevorzugten Opfer sind Elemente, die wir später bei den Roten Khmer in Kambodscha oder den chinesischen Rotgardisten wiederfinden: Offensichtlich ist es nie besonders schwierig, Halbwüchsige gegen Lehrer und andere Autoritätspersonen aufzuhetzen. In diesem Fall wurde der Sadismus durch die Vorgeschichte, den alten ethnischen Konflikt, noch verschärft.

Mehr oder minder dasselbe geschah in anderen Teilen des ehemaligen Habsburgerreichs, in denen zahlreiche deutschsprachige Menschen lebten, die 1919 erst nichtdeutschen Regierungen unterstellt wurden, dann privilegierte Bürger in Hitlers Reich waren und schliesslich von ehemaligen Nachbarn, Mitarbeitern, in manchen Fällen sogar Freunden vertrieben wurden. Deutsche Staatsbürger, die in der Tschechoslowakei das ganze Ausmass der Vergeltung erlebten, berichteten übereinstimmend, die grösste Gefahr sei von jungen Burschen ausgegangen, die von Erwachsenen – natürlich auch mit nachvollziehbaren Gründen – zur Rache ermutigt wurden. Viele Tschechen und Slowaken hatten unter dem Anschluss des Sudetenlands an NS-Deutschland im Jahr 1938 sehr gelitten; manche hatten Dachau, Buchenwald und andere deutsche KZs überlebt. Auch hier hatten, wie in Oberschlesien, Groll und Ressentiment eine lange Vorgeschichte, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichte, als der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs den protestantischen böhmischen Adel ausgelöscht hatte. Seither hatten die Deutschen über Tschechen und Slowaken

geherrscht, während alle Nichtdeutschen die dienende Klasse und den Bauernstand bildeten. Also war auch hier im Sommer 45 die Zeit der Rache gekommen, die neben den ethnischen auch gesellschaftliche Ursachen hatte. Und auch hier kam die Ermutigung dazu von oben.

Edvard Benes, Präsident und während des Kriegs im Exil, war tschechischer Nationalist und hatte einst von einer harmonischen multiethnischen Tschechoslowakei geträumt, war unterdessen aber zu der Erkenntnis gelangt, dass das Deutschenproblem ein für alle Mal gelöst werden musste. In einer Radioansprache 1945 erklärte er: «Wehe, wehe, wehe, dreimal wehe den Deutschen, wir werden euch liquidieren!»³⁰ Im April, Mai und Juni wurden verschiedene Dekrete erlassen, die den Deutschen ihre Besitzrechte absprachen. «Ausserordentliche Volksgerichte» wurden ins Leben gerufen, die NS-Verbrecher, Verräter und Mitläufer verurteilten. Im Oktober sollten überhaupt alle, die wider die «nationale Ehre» gehandelt hatten, bestraft werden: Das dürfte für praktisch alle Deutschen gegolten haben.

Wie alle Menschen zeigen sich auch Tschechen von ihrer schlechtesten Seite, wenn sie von der Obrigkeit auf wehrlose Mitbürger angesetzt werden. In Prag und anderen Städten entstanden Foltergefängnisse. Mutmassliche SS-Männer wurden an Laternenmasten aufgehängt. Mehr als zehntausend deutsche Zivilisten wurden im Strahov-Stadion zusammengepfertcht und zur Belustigung tausendfach mit Maschinengewehren niedergemäht. Das tschechische Äquivalent der polnischen Miliz war die Revolutionsgarde (RG) – junge Raufbolde, die amtlicherseits die Erlaubnis hatten, ihre gewaltsamen Phantasien auszuleben. Sie führten den Pöbel an, steinigten Deutsche auf der Strasse und schikanierten Bürger wegen früherer Privilegien oder «Intellektuellenbrillen». Und dafür hatten sie die Unterstützung der Armee und der jüngst befreiten Spitzenfunktionäre des Landes.

Eine einzige Geschichte – in keinem Fall die entsetzlichste – soll einen Eindruck davon vermitteln, wie es zugeing in diesen wilden Sommermonaten, ehe die Orgie der Gewalt – wie in anderen Gegenden Europas die sexuelle Enthemmtheit – langsam abklang und dem Land eine neue Ordnung auferlegt wurde. Es ist die Geschichte der deutschen Schauspielerin Margarete Schell. Geboren in Prag, war Schell vor dem Krieg als Theaterschauspielerin und Radiosprecherin bekannt. Am 9. Mai

wurde sie von vier Revolutionsgarden verhaftet; darunter war auch der Metzger, bei dem sie früher eingekauft hatte. Man brachte sie zum Bahnhof, wo sie mit anderen deutschen Frauen den Schutt nach einem Luftangriff aufräumen sollte. Während sie schwere Pflastersteine schleppte, wurde sie mit Gewehrkolben geschlagen und Armeestiefeln getreten, und der Pöbel brüllte: «Ihr deutschen Schweine! Jahrelang habt ihr euch vollgefressen, und das habt ihr jetzt eurem Führer zu verdanken!»

Danach eskalierte die Lage rasch. «Ich hatte keine Kopfbedeckung, und mein Haar scheint die Menge verdrossen zu haben ... Manche erkannten mich und schrien: ‚Sie war eine Schauspielerin!‘ Leider hatte ich manikürte und lackierte Fingernägel, und mein Silberarmband versetzte die Meute in noch grössere Raserei.»³¹

Deutsche Frauen wurden gezwungen, Hitlerbilder zu verschlucken. Man hackte ihnen mit dem Messer das Haar vom Kopf und stopfte es ihnen in den Mund. Schell kam in ein Zwangsarbeitslager, wo die Revolutionsgarden sie auspeitschten, ohne dass sie den Grund dafür erfuhr. Sie war jedoch weniger starrsinnig als manche anderen Deutschen in Mittel- und Osteuropa, und nicht alle tschechischen Wächter waren unmenschlich. Einer, der sah, dass sie mit ihren zerfetzten Schuhen kaum noch gehen, geschweige denn arbeiten konnte, versprach, ihr Sandalen zu beschaffen. Und Schell schrieb dazu: «Wenn ich diesen RG-Mann seine sieben Monate in einem deutschen Konzentrationslager beschreiben höre, braucht es uns wirklich nicht zu wundern, wie wir jetzt behandelt werden.»³²

Schell verstand auch die wahre Natur des tschechischen Grolls. Als sie überlegte, weshalb ausgerechnet sie an einem bestimmten Tag so erbittert verprügelt worden war, fiel ihr ein, dass der Kommandant sie «zu kultiviert» fand. Im Tagebucheintrag desselben 8. August erwähnt sie eine bössartige Wächterin in der Lagerküche. «Die Frauen», bemerkt sie, «sind überall die schlimmsten. Sie sind natürlich wütend, weil sie ganz genau sehen, dass wir, trotz unserer gegenwärtigen Dienstbotenarbeit, bleiben, was wir immer waren.»³³

Edvard Benes war kein Kommunist. Aber er versuchte sich mit Stalin gutzustellen, und weil er nicht vergessen konnte, wie die Westmächte sein Land im Stich gelassen hatten, ging er unklugerweise mit der Sowjet-

union ein Bündnis ein. Der Teufelspakt endete damit, dass 1948 die KP in der Tschechoslowakei die Macht übernahm. Doch der Keim der Revolution war gelegt, und er kam aus ebenjener Wut, die Margarete Schell in der Küche ihres Lagers so scharf beobachtet hatte. In der Tschechoslowakei und zumal in den jahrhundertlang von Deutschen beherrschten Gebieten war das Jahr 1945 wie die Schreckensherrschaft in Frankreich, nur dass sie, anders als in Frankreich zweihundert Jahre früher, der Revolution vorausging.

*

Noch etwas ist an Schells Tagebuch erwähnenswert. Sie beschreibt, wie sie in ein Haus gebracht wurde, das früher von der Gestapo besetzt war. Ihre Häftlingsgruppe musste, nachdem die Maler dagewesen waren, eine Grossreinigung durchführen und neue Möbel aufstellen. Der Mann, der sie beaufsichtigte, war Jude, und doch behandelte er Schell und ihre Mit-häftlinge anständig. «Er sagte, nachdem er fünf Jahre in einem Konzentrationslager gewesen war, in dem er beide Eltern und seine Schwestern verloren hatte, wollte er niemanden misshandeln. Er wusste, wie es ist, Häftling zu sein. Obwohl er allen Grund hatte, die Deutschen allesamt zu hassen, liess er nicht uns dafür büssen.»³⁴

Das mag untypisch sein, ein seltener Fall von Mitgefühl in einer Zeit der sanktionierten Unmenschlichkeit. Gerade dann, als in ganz Europa Rache geübt wurde – an Deutschen, an Verrätern, an Frauen, die wider die nationale Ehre gehandelt hatten, an Klassenfeinden und Faschisten –, waren ausgerechnet die am schlimmsten geschädigten Menschen ausserordentlich zurückhaltend. Das lag nicht daran, dass es den Juden etwa an den Grundinstinkten mangelte, die andere zur Rache treiben. Sicher lag es auch nicht daran, dass Juden 1945 freundschaftliche Gefühle gegenüber jenen hegten, die sie auszurotten versucht hatten. Vielmehr waren die meisten KZ-Überlebenden viel zu krank oder zu betäubt, um an Rache auch nur zu denken. Es gab allerdings in manchen Lagern Fälle von kru-der Justiz. Und manche jüdisch-amerikanischen Vernehmungsoffiziere, die mutmassliche Nazis verhörten, könnten dabei mehr als einen rein professionellen Enthusiasmus an den Tag gelegt haben. Eine Untersuchung

über den recht rauen Umgang mit deutschen SS-Offizieren in einem Gefängnis nahe Stuttgart ergab, dass bei 137 Häftlingen «infolge der Tritte, die sie vom amerikanischen Ermittlungsteam für Kriegsverbrechen empfangen, die Hoden dauerhaft zerstört waren».³⁵ Die meisten Ermittler hatten jüdische Namen.

Aber das waren Einzelfälle. Es gab von jüdischer Seite keinen organisierten Versuch, das Prinzip Auge um Auge umzusetzen. Das lag, wie gesagt, nicht daran, dass das Bedürfnis danach nicht vorhanden gewesen wäre; der Grund war ein politischer. 1945 war der Wunsch nach Vergeltung sehr lebendig. 1944 war innerhalb der britischen Armee eine jüdische Brigade gebildet worden, die nach der deutschen Niederlage in Tarvis, an der italienisch-österreichischen Grenze, stationiert war und später zu den Besatzungstruppen in Deutschland stiess. Um individuellen Racheakten an Deutschen – bei Männern, die im Holocaust ihre Familie verloren hatten, eine durchaus verständliche Verlockung – vorzubeugen, erliess die Brigade ein Gebot: «Denkt daran, dass Blutrache alle trifft und jede verantwortungslose Tat ein Scheitern aller bedeutet...» Ein anderes Gebot erinnerte die Truppen daran, dass das Hissen der zionistischen Flagge in Deutschland als Rache schon süß genug sei.³⁶

Statt individuelle Racheakte zu erlauben, stellte die Brigade eine eigene Gruppe von Rächern zusammen, die sogenannte Leck-mich-am-Arsch-Gesellschaft oder *Tilhas Tizi Gesheften* (TTG), deren Leiter Israel Carmi war. Anhand von Informationen, die sie Gefangenen abgepresst oder von militärischen Kontakten erfahren hatten, schlichen sich die TTG-Leute nachts von Tarvis davon, um bekannte SS-Männer und andere, die für die Ermordung von Juden als verantwortlich galten, umzubringen. Sobald die britische Armee von diesen Aktivitäten Wind bekam, zog sie die Brigade aus Deutschland ab und setzte sie in weniger virulenten Gegenden in Belgien und den Niederlanden ein. Es ist nicht genau bekannt, wie viele Nazis auf die Weise umkamen, aber wahrscheinlich waren es nicht mehr als ein paar hundert.

Ein Mann, der keinesfalls bereit war, auf Rache zu verzichten, war Abba Kovner, ein litauischer Jude, der mit seinem seelenvollen Blick und dem üppigen Lockenhaar eher wie ein Dichter der Romantik denn wie ein Mörder wirkte, und ein Dichter war er ja auch: In Israel ist er noch heute

hauptsächlich für seine Lyrik bekannt. In Sewastopol geboren, wuchs Kovner in Wilna auf (heute Vilnius, Litauen), wo er vor dem Krieg dem sozialistischen Flügel der zionistischen Bewegung beitrug. 1941 gelang ihm die Flucht aus dem Wilnaer Ghetto, eine Zeitlang versteckte er sich in einem Kloster und schloss sich schliesslich den Partisanen im Wald an. Kovner und einige andere Überlebende, vorwiegend polnische und litauische Juden, waren auch nach der Kapitulation Deutschlands überzeugt, dass der Krieg nicht vorbei sei, ja nicht vorbei sein dürfe. Sie gründeten die Organisation Dam Yehudi Nakam («Das jüdische Blut wird gerächt werden»), kurz Nakam («Rache»), und einer ihrer Grundsätze, den Kovner formuliert hatte, lautete: «Die Vorstellung, man könne ungesühnt jüdisches Blut vergiessen, muss aus dem Gedächtnis der Menschheit ausgeradiert werden.» Ohne gerechte Vergeltung, glaubte Kovner, werde irgendwann wieder jemand versuchen, die Juden zu vernichten. «Es wird mehr als Rache sein», schrieb er. «Es muss das Gesetz der ermordeten jüdischen Menschen sein! Sein Name wird DIN lauten [das Akronym aus den Anfangsbuchstaben der Organisation ist das hebräische Wort für «Gericht»], damit die Nachwelt weiss, dass es in dieser gnadenlosen, mitleidlosen Welt sowohl Richter als auch Urteile gibt.»³⁷

Kovners düstere alttestamentliche Sicht im Jahr 45 ging über geheime Morde an ein paar SS-Männern weit hinaus; für ihn ging es um einen Punktestand zwischen Nationen: Nur der Tod von sechs Millionen Deutschen sei ein angemessener Preis für das Verbrechen der Deutschen an den Juden. Jahre später, als er schon in Israel im Kibbuz lebte, räumte Kovner ein, dass sein Plan Anzeichen von Geistesgestörtheit hatte. «Es war ein Einfall», sagte er, «den jeder vernünftige Mensch als wahnsinnig bezeichnet hätte. Aber die Leute waren damals ja mehr oder minder wahnsinnig... und vielleicht schlimmer als wahnsinnig. Es war eine entsetzliche Idee, geboren aus Verzweiflung, mit einem selbstmörderischen Beigeschmack..,»³⁸ Interessant ist, wie und warum Kovners Plan einer «einzigartigen organisierten Rache» scheiterte.

Vorgesehen war nämlich, das Trinkwasser mehrerer deutscher Grossstädte zu vergiften, und um sich das Gift zu beschaffen, reiste Kovner nach Palästina. Er bekam viel Verständnis für seine Gefühle, der ge-

plante Massenmord stiess aber, selbst wenn er ehemaligen Nazis galt, auf wenig Begeisterung. Ben-Gurion und die Zionisten hatten ganz andere Prioritäten, ihnen ging es um die Errichtung eines neuen Staates für die Juden, und dafür brauchten sie das Wohlwollen der Alliierten. Ihr Ziel war es, die Reste des europäischen Judentums zu bergen und aus den Überlebenden stolze Bürger Israels zu machen. An Wiederherstellung einer Art Normalität in Europa war nicht zu denken: Europa war Vergangenheit, und sich in die Idee zu verrennen, wie man möglichst viele Deutsche umbringen könne, galt ihnen bestenfalls als Zeitverschwendung. Und deshalb hatte die Hagana, der paramilitärische Arm der zionistischen Bewegung, kein Interesse, Kovner zu unterstützen, auch wenn er nie verriet, wie weit seine Pläne tatsächlich gingen.

Die Rest der Geschichte war fast absurd. Trotz mangelnder Kooperation von offizieller Seite gelang es Kovner, sich Gift zu beschaffen. Die beiden Brüder Katzir – von denen der eine, Ephraim, später Israels vierter Präsident wurde – waren Assistenten in einem Chemielabor der Hebräischen Universität in Jerusalem. In der Annahme, Kovner wolle damit lediglich SS-Offiziere umbringen – ein Ziel, das wohl kaum jemand in Frage gestellt hätte –, gaben sie ihm eine besonders tödliche Substanz mit, von der ein Milligramm bereits mehrere Menschen umbrachte.

Mit einem Reisesack voller Gift Dosen, deren Inhalt als Milchpulver ausgewiesen war, schifften sich Kovner und ein Genosse, ein gewisser Rosenkranz, im Dezember 1945 nach Frankreich ein. Sie hatten gefälschte Ausweise bei sich und gaben sich, obwohl Kovner kein Wort Englisch konnte, als Soldaten der britischen Armee aus. Die längste Zeit war er seekrank. Kurz bevor sie in Toulon anlegten, wurde über die Bordlautsprecher Kovners Name ausgerufen. Überzeugt, dass er enttarnt worden war und seine Mission vereitelt, kippte er die Hälfte der Dosen mit «Milchpulver» über Bord und wies Rosenkranz an, den Rest zu vernichten, falls auch er erwischt würde.

In Wahrheit war Kovner keineswegs enttarnt worden, so wenig wie sein Plan aufgefliegen war. Festgenommen wurde er lediglich auf die – zutreffende – Annahme hin, dass er mit falschen Papieren reiste. Aber das Gift gelangte nie nach Europa. In einem Anfall von Panik hatte Rosen-

kranz auch seine Hälfte über Bord geworfen. Das Trinkwasser von Nürnberg und anderen Orten war sicher, und das Leben Hunderttausender Deutsche blieb verschont. Es gab einen halbherzigen Versuch von einigen Freunden Kovners, in einem Straflager für Nazis das Essen zu vergiften, aber auch daraus wurde nichts Rechtes; ein paar Männer erkrankten, keiner starb.

Die jüdische Rache wurde also nie ausgeführt, weil die politische Unterstützung fehlte. Der zionistischen Führung war sehr daran gelegen, eine andere Art von Normalität zu schaffen – heroische Israelis, die Wüstenland fruchtbar machten und als stolze Bürger und Soldaten ihre Feinde bekämpften, fernab vom blutgetränkten Boden Europas. Selbstbewusst blickten sie in die Zukunft. Zwar wurde auch in dieser Zukunft viel Blut vergossen, aber es war kein deutsches Blut. Abba Kovner konnte sich niemals mit einem zukunftsgerichteten Leben anfreunden. Verfolgt und gequält von der Vergangenheit, schrieb er tragische Gedichte und erwachte fast jede Nacht schreiend aus dem Schlaf.

Über seine Schwester schrieb er:

*Aus dem verheissenen Land rief ich dich,
ich suchte nach dir
zwischen Haufen kleiner Schuhe.
Vor jedem herannahenden Feiertag.*

Und über seinen Vater:

*Unser Vater nahm sein Brot, Gott segne es
vierzig Jahre aus demselben Ofen. Nie hätte er gedacht,
es könnte ein ganzes Volk aus den Öfen auferstehen
und die Welt, mit Gottes Hilfe, weitergehen.³⁹*

*

Tony Judt schrieb über aktive Widerstandskämpfer beziehungsweise Kollaborateure in Frankreich während des Kriegs: «der Kampf wurde vor allem unter den Franzosen selbst geführt, weniger gegen die Deutschen.»⁴⁰ Dasselbe liess sich über viele Länder unter fremder Besatzung sagen: Jugoslawien, Griechenland, Belgien, China, Vietnam, Indonesien. Wie alle Kolonialregierungen nutzten auch Besatzungstruppen die Spannungen aus, die schon vorher bestanden hatten. Ohne die Deutschen wären die reaktionären Autokraten der Vichy-Regierung nicht an die Macht gelangt, so wenig wie in Kroatien der mörderische Ante Pavelić und seine faschistische Ustascha. In Flandern arbeitete der Flämische Nationalverbund (Vlaams Nationaal Verbond) mit den NS-Besatzern zusammen, weil er hoffte, sich in einem von den Deutschen beherrschten Europa von den französischsprachigen Wallonen befreien zu können. In Italien und Griechenland kollaborierten Faschisten und andere rechtsextreme Parteien nicht nur zum eigenen Vorteil mit den Deutschen, sondern auch um die Linken abzuwehren.

Und in China? Als der japanische Premierminister Tanaka Kakuei 1972 den Grossen Vorsitzenden Mao für Japans Verbrechen an den Chinesen während des Kriegs um Entschuldigung bat, erwiderte Mao, dem man einen gewissen makabren Humor nicht absprechen kann, seinem ausländischen Gast, er möge sich abregen: Wir sollten euch danken, meinte er, ohne euch wären wir nie an die Macht gelangt. Mao hatte recht. Was in China geschah, war das dramatischste Beispiel für unbeabsichtigte Konsequenzen. Was die Japaner mit Chiang Kai-sheks Nationalisten verband, war der gemeinsame Abscheu vor dem Kommunismus; es gab sogar einige Versuche zusammenzuarbeiten; eine Fraktion der Nationalisten tat es wirklich. Aber die Japaner fügten den Nationalisten eine tödliche Wunde zu und verhalfen damit den Kommunisten zum Sieg im Bürgerkrieg, der 1945 bereits köchelte und kurz darauf seinen Höhepunkt erreichte.

Wie in Griechenland hatte der Bürgerkrieg in China lang vor dem Einmarsch fremder Armeen begonnen. In Frankreich und Italien lauerte er knapp unter der Oberfläche. Und die europäische Praxis *Divide et impera*, die in den asiatischen Kolonien angewandt wurde, erzeugte genug böses Blut für eine beliebige Anzahl sozialer Konflikte. Aber verheerend

machten diese Spaltungen erst die Deutschen beziehungsweise Japaner, indem sie von ihnen profitierten.

Kommunisten und Linke hatten eine bedeutende Rolle im antifaschistischen Widerstand gespielt, während die Versuche der Deutschen und Japaner, sich ein Weltreich zu schaffen, vielen prominenten Vertretern der Rechten den Makel der Kollaboration anhefteten. Stolz auf ihre Bilanz im Widerstand nannte sich die französische KP *le parti des fusillés*, die Partei der Hingerichteten. Selbst linke Mitkämpfer, die sich der stalinistischen Ausrichtung der Partei widersetzen, wurden von eigenen Gesinnungsgenossen als unpatriotisch, ja als Kollaborateure angeprangert – als «Hitlerotrotzkisten». Die Geschichte des bewaffneten Widerstands der Linken führte, durchaus nachvollziehbar, zu Revolutionsrufen nach einer neuen Ordnung. Nach dem Krieg nutzte die Sowjetunion diese Forderungen, zumindest in den Ländern innerhalb ihrer Einflussosphäre, während die westlichen Alliierten gerade die Kräfte, die an ihrer Seite gegen Deutschland und Japan gekämpft hatten, entwaffneten und zu zerschlagen halfen. Mehr noch: Mit alliierter Hilfe kamen manche aus den alten opportunistischen Eliten wieder an die Macht. Damit war der Keim für den späteren Kalten Krieg gelegt.

Kollaboration war allerdings nicht immer eine klare Sache. In Jugoslawien verhandelten Titos kommunistische Partisanen 1943 mit den Deutschen, weil Tito «freie Hand» haben wollte, um die royalistischen serbischen Tschetniks (Cetniks) anzugreifen. Im Herbst desselben Jahres kollaborierten die Tschetniks mit den Deutschen gegen Titos Partisanen. Die bosnischen Muslime kollaborierten mit jedem, der ihnen Schutz zusagte: mit den kroatischen Faschisten, den serbischen Partisanen, sogar den Nazis. Und alle diese kurzlebigen Bündnisse wurden gegen innere, nicht gegen äussere Feinde geschlossen.

In Frankreich arbeiteten die meisten Kollaborateure nicht mit den deutschen Besatzern zusammen, sondern mit der in Vichy sitzenden Regierung unter Marschall Philippe Pétain. Mit deutscher Hilfe hofften die Vichyisten, das wahre Frankreich von Kirche, Familie, Vaterlandsliebe wiederherzustellen, gesäubert von Liberalen, Juden, Freimaurern und anderen Schandflecken auf *la France profonde*. Die italienischen Faschisten

konnte man erst ab 1943 Kollaborateure nennen, als Italien von deutschen Truppen besetzt wurde und die Autorität von Benito Mussolini und seinen Getreuen auf einen winzigen Nazi-Marionettenstaat am Gardasee reduziert war. Aber die zwanzig Jahre des italienischen Faschismus davor hatten bei den Linken so viel Hass gesät, dass sie, sobald die Deutschen mit dem Abzug begannen, einen erbitterten Rachefeldzug führten.

Harold Macmillan, der spätere britische Premierminister, war Churchills Generalbevollmächtigter für die Mittelmeerländer. Im April 1945 liess er sich in einem Armeejeep nach Bologna fahren, um dort den alliierten Militärkommandanten zu treffen, der sich gerade im prächtigen und unbeschädigten Rathaus (*jmmicipio*) eingerichtet hatte. Bei seiner Ankunft fand er die feierlich aufgebahrten Leichen zweier bekannter Liberale vor, denen eine weinende Menge die letzte Ehre erwies. Die beiden waren tags zuvor von den faschistischen Schwarzen Brigaden, die schon auf der Flucht aus der Stadt waren, erschossen worden. «Die Särge waren offen», hielt Macmillan in seinem Tagebuch fest, «um Freunde und Bewunderer einen letzten Blick auf ihre Helden tun zu lassen. Sie waren an die Wand des Municipio gestellt worden – die Blutflecken sprachen eine deutliche Sprache. Auf der Stelle, an der sie gestanden hatten, lagen bereits Blumen und – herzergreifend – Fotografien von Männern und Frauen jeglichen Alters, die während der letzten Monate von den faschistischen Brigade Nere umgebracht worden waren.»

Dem Zitat aus seinem Tagebuch fügt Macmillan hinzu: «Der Präfekt – ein Faschist – hatte nicht mehr beizeiten entkommen können. Partisanen hatten ihn neben seinem letzten Opfer erschossen. Man sah die verspritzte Gehirnmasse an den Backsteinmauern und auf dem Boden das Blut.»⁴¹ Macmillan begab sich anschliessend zum Mittagessen und stellte fest, dass die italienischen Köche, die zuvor den deutschen Offizieren italienische Gerichte vorgesetzt hatten, jetzt den alliierten Offizieren amerikanisches Essen vorsetzten. «Darin steckte eine Lehre», schrieb er, verriet indessen nicht, was wir daraus zu lernen hätten.

Unter den Opfern der Partisanenrache war auch Mussolini mitsamt seiner Geliebten Clara Petacci. Sie wurden gefangenengenommen, als sie

mit einer deutschen Flak-Einheit nach Österreich zu entkommen suchten. Partisanen hielten die Fahrzeugkolonne an einer Strassensperre auf und schickten die Deutschen weiter, weil sie kein Interesse mehr an ihnen hatten, die Italiener aber mussten bleiben. Zwar hatte sich Mussolini mit einem deutschen Soldatenmantel über den Reithosen eines italienischen Generals ein bisschen verkleidet, war aber auf Anhieb zu erkennen, und am 28. April erschossen die Partisanen ihn, Clara und fünfzehn willkürlich ausgewählte Faschisten in einem Dorf am Ufer des Gardasees. Tags darauf wurden die Leichen wie erlegtes Wild kopfüber am Trägerbalken einer Esso-Tankstelle an einem schäbigen Platz in Mailand aufgehängt und dem Volkszorn preisgegeben. Ihre Gesichter waren bald unkenntlich.

Einen Monat später kam Edmund Wilson zu der inzwischen aufgelassenen Tankstelle. Die auf den Balken geschmierten Namen der Hingetrichteten waren noch lesbar, und Wilson schrieb: «Über der ganzen Stadt hing der Gestank des Mordes an Mussolini und seinen Anhängern, der öffentlichen Zurschaustellung ihrer Leichen und der vorbeidefilierenden Menge. In den Bars sprachen einen Italiener an und zeigten einem die Fotos, die sie davon gemacht hatten.»⁴²

Dies war nur eine von vielleicht zwanzigtausend Hinrichtungen, die zwischen April und Juli in Norditalien stattfanden. Achtausend Faschisten und Kollaborateure waren es im Piemont. Viertausend in der Lombardei. Dreitausend in der Emilia-Romagna. Dreitausend in der Provinz Mailand.⁴³ Viele Hinrichtungen nahmen die mehrheitlich kommunistischen Partisanen ohne viel Federlesens vor. Mit anderen Gefangenen machten provisorische Volksgerichte kurzen Prozess – Justiz auf der Piazza. Die Exekutionen erfolgten rasch und trafen bisweilen auch Unschuldige. Bekannte Faschisten starben samt Ehefrau und Kindern. Die meisten, mit denen solcherart verfahren wurde, waren Polizeibeamte und faschistische Amtsträger. Auch wer bereits im Gefängnis sass, durfte sich nicht in Sicherheit wähen. Am 17. Juli fiel eine Truppe maskierter Partisanen über das Gefängnis von Schio nahe Vicenza her und brachte fünf- undfünfzig inhaftierte Faschisten um. Manche Rächer waren hartgesottene Widerstandskämpfer. Andere waren Helden in letzter Minute, wie sie sich überall massenhaft dem Widerstand anschlossen, sobald die ei-

gentlichen Kämpfe vorbei waren. Manche waren Kriminelle, die ihren neuen «patriotischen» Status nutzten, um reiche Geschäftsleute oder Grundbesitzer zu erpressen oder ihr Eigentum zu plündern.

Aber auch in Italien folgte die Vergeltung oft einer politischen Agenda; es war eine Abrechnung im Zeichen der Revolution. Die kommunistischen Partisanen empfanden die Säuberungen als notwendigen Kampf gegen den Kapitalismus. Grossunternehmen wie Fiat in Turin, die mit Mussolinis Regime zusammengearbeitet hatten, galten jetzt als legitime Ziele. Die Grossunternehmer aus Turin oder Mailand konnten meist ihre Haut retten, indem sie über die Grenze in die Schweiz entwichen oder sich von ihren potenziellen Mördern mit Schwarzmarktwaren loskauften; Subalterne jedoch endeten regelmässig als Leichen vor den Toren der örtlichen Friedhöfe.

Die alliierte Militärregierung, die ernstlich eine kommunistische Revolution in Italien fürchtete, versuchte die Partisanen, von denen viele tapfer gegen die Deutschen gekämpft hatten, zügig zu entwaffnen. Konservative italienische Politiker unterstützten die Alliierten darin, was nicht weiter erstaunlich ist, hatten doch viele von ihnen den Faschisten nahegestanden – ein Grund, weshalb die Volksgerichte auf der Piazza überhaupt entstanden, war ja die Zögerlichkeit der provisorischen italienischen Regierung in Rom, die sich mit der Bestrafung viel Zeit liess.

Als Beruhigungspille für den verletzten Stolz ehemaliger Partisanen wurden in verschiedenen Städten Paraden veranstaltet: Alliierte Kommandanten standen Seite an Seite mit italienischen Honoratioren und nahmen die Parade der Partisaneneinheiten ab, die mit der Farbe des Schals ihre politische Zugehörigkeit bekundeten – Rot für die Linken, Blau für die Christdemokraten, Grün für die *autonomi*, die vorwiegend Fahnenflüchtige der italienischen Armee waren. Viele hatten ihre Waffen abgegeben, aber durchaus nicht alle. Die radikale Linke blieb stark und teilweise bewaffnet. Aber wie sich zeigte, brauchten sich die Konservativen nicht zu beunruhigen, es drohte in Italien keine Revolution. Als Gegenleistung für die Ausweitung seines Imperiums nach Mitteleuropa war Stalin einverstanden, den Mittelmeerraum den Westmächten zu überlassen. Dennoch gingen die Rachemorde weiter, und in Italien hielten sich Kommunisten-

angst und, bei den Linken, das bittere Gefühl, verraten worden zu sein, noch lange, zum Teil bis ins 21. Jahrhundert hinein.

Edmund Wilson, dessen Sympathien stets der Linken galten, sah diese Vorgänge mit Abscheu. Der wichtigste amerikanische Beitrag zu Italiens Nachkriegsdemokratie, schrieb er, bestehe darin, dass «wir eines unserer Telefongespräche Freiheit nennen; und nachdem wir die Partisanen bewaffnet und ermutigt haben, solange sie unseren Zwecken dienen, nehmen wir ihnen jetzt die Waffen ab, untersagen ihnen politische Reden und stecken sie ins Gefängnis, wenn sie Ärger machen.» Er war sich bewusst, dass auch an den Händen der Linken Blut klebte, aber, wandte er ein, «die neue italienische Revolution war mehr als eine brutale Vendetta, und sie ist wohl kaum, glaube ich, eine Bewegung, deren Impetus sich jetzt noch eindämmen lässt.»⁴⁴

Indessen wurde der Impetus der Linken sehr wohl gedämpft, nicht anders als in Südkorea, in Frankreich, in Südvietnam, in Japan und in Griechenland, wohin Wilson im Sommer 1945 kam. In Athen wohnte er im Hotel Grande Bretagne am Syntagma-Platz. Das Personal war mürrisch, fast feindselig, und Wilson entgingen nicht die Einschusslöcher in den Wänden seines Zimmers. Der Missmut hatte einen Grund: Auch über Athen hing ein Gestank, und auch hier war es der Gestank des Verrats.

Die Einschusslöcher bedürfen einer Erklärung. Im Dezember hatte in der Stadt eine Grossdemonstration stattgefunden, ausgerufen von Anhängern der Nationalen Befreiungsfront EAM, der kommunistisch kontrollierten Partisanenorganisation. Offiziell war die britische Armee für das befreite Griechenland zuständig. In Athen herrschte eine griechische provisorische Regierung der Nationalen Einheit, bestehend aus Konservativen und Royalisten sowie einigen Linken; der Rest des Landes befand sich noch immer weitgehend in den Händen der EAM und ihres militärischen Arms, der Volksbefreiungsarmee ELAS. Nach dem Kampf gegen die Deutschen waren EAM/ELAS davon ausgegangen, dass sie nun die Regierung übernehmen und in Griechenland die Revolution käme. Konservative wollten dies um jeden Preis verhindern und konnten darin auf britische Unterstützung zählen; dies war der Auslöser der Demonstration am 3. Dezember 1944, dem Tag, an dem nach Harold Macmillan «der Bürgerkrieg begann».⁴⁵

In Wahrheit hatte der Bürgerkrieg, wie Macmillan zweifellos wusste, schon viel früher begonnen. Während des Ersten Weltkriegs war Griechenland tief gespalten: Damals wollte sich Ministerpräsident Eleftherios Venizelos den Ententemächten anschliessen und hatte damit König Konstantin I. und dessen Generalstabschef Ioannis Metaxas gegen sich. Es folgten Jahre der erbitterten Feindschaft zwischen Königstreuen und «Venizelisten». 1936 wurde Metaxas Regierungschef – und entwickelte sich rasch zum Diktator mit dem Aussehen eines Bankiers und der Brutalität eines faschistischen Caudillo. Ein Bewunderer des NS-Staates, «einte» er Griechenland als Vater der Nation, indem er sämtliche Parteien verbot und Kommunisten wie andere Regierungsgegner ins Gefängnis warf. Zur Erleichterung der meisten Griechen starb er 1941.

Dann marschierten die Deutschen ein. Die Anhänger des alten Metaxas-Regimes entschlossen sich in der Mehrzahl zur Kollaboration, während die aus Metaxas' Gefängnissen freigekommenen Kommunisten den Widerstand anführten. Angestachelt von den Deutschen, kämpften faschistische Bataillone gegen linke Guérilleros, die ursprünglich die Unterstützung der Alliierten hatten. Auf beiden Seiten herrschte grosse Brutalität. Zahlreiche Opfer waren Unbeteiligte, die zufällig in die Schusslinie geraten waren.

In einem aber hatte Macmillan Recht: Soweit die Briten betroffen waren, begann die eigentliche Aktion erst 1944, als britische Soldaten, verstärkt durch zusätzliche Truppen aus Italien, gegen die linken Partisanen kämpften, die noch Monate zuvor gegen die Deutschen gekämpft hatten. Edmund Wilsons Missbilligung wurde von vielen geteilt, besonders in den Vereinigten Staaten, wo man dieses Vorgehen wieder einmal als typisch britische Intervention betrachtete. Aber auch viele Briten empfanden so; Churchill wurde zwar wegen seines entschiedenen Auftretens gegen die Deutschen verehrt, doch seine militante Haltung gegenüber den kommunistischen Partisanen trug ihm wachsendes Misstrauen ein.

In Griechenland wie auch anderswo, schrieb Harold Macmillan, «wurden die Widerstandsbewegungen von unserer Propaganda als Vereinigungen romantischer Idealisten präsentiert, die mit Byronscher Hingabe für die Freiheit ihres Landes kämpften».⁴⁶ Der grösste unter den Byron-

schen Helden war Aris Velouchiotis, der mit seiner schwarzen Partisanenbande – schwarze Barette, schwarze Jacken, schwarze Bärte – durchs Gebirge ritt. Der romantische Held, der sich 1945 mit den Kommunisten entzweite, war auch ein Mörder: In seinem Operationsgebiet wurden später Massengräber ausgehoben, in denen sich die verstreuten Knochen seiner politischen Feinde fanden.

Das eigentliche Thema nach der Befreiung war, wie in Italien (und in China und in vielen anderen Ländern), das Monopol auf den Gebrauch der Macht. Die Nationale Befreiungsfront (EAM/ELAS) war nach zähen Verhandlungen bereit gewesen, die Waffen niederzulegen, sofern die rechten bewaffneten Milizen, etwa die unter NS-Besatzung gegründeten berüchtigten Sicherheitsbataillone, dasselbe taten. Die Absicht der Regierung war, die besten Männer beider Seiten einer nationalen Armee einzugliedern. EAM/ELAS zufolge hielt sich die Regierung aber nicht an die Abmachung; während die Linke abrüstete (bis zu einem gewissen Punkt), behielt die Rechte mit Erlaubnis der Obrigkeit ihre Waffen: Kein Wunder, dass viele ehemalige ELAS-Kämpfer dies als krassen Verrat in Erinnerung haben. Ein Partisan entsann sich, wie sie 1944 eine Gruppe von Kollaborateuren ergriffen, aber nicht erschossen, sondern der Polizei übergaben – ein Fehler, denn die Polizei händigte den Festgenommenen sogleich Gewehre aus und liess sie wieder ziehen. Für die 1945 besiegten Partisanen war die Lektion klar: «Diejenigen, die sie hatten erschiessen wollen, konnten nachher sagen, dass wir uns die zweite Runde der Kämpfe, den Bürgerkrieg, erspart hätten, wenn wir gleich alle Faschisten umgebracht hätten.»⁴⁷

Dies also war die fiebrige Atmosphäre in Athen, deren Nachwirkungen Edmund Wilson noch 1945 in seinem Hotelzimmer spürte. Am 3. Dezember 1944 marschierte die Menge über den Syntagma-Platz, Frauen und Kinder voran, und auf das Hotel Grande Bretagne zu, in dem sich die provisorische Regierung verschanzte. Es wurde behauptet, das Volk sei im Begriff gewesen, das Hotel zu stürmen. Einer anderen Interpretation zufolge, die Wilson von linken Sympathisanten übernahm, die aber auch die meisten zeitgenössischen Griechen teilten, marschierte die Mehrheit der friedlichen Demonstranten weiter, während die royalistische Polizei in die Menge schoss; die Folge waren rund hundert Verletzte und Tote.

Am nächsten Tag, als die Demonstranten abermals am Hotel vorüberzogen, diesmal als Trauerzug, feuerten die Royalisten abermals vom Hotel aus in die Menge und erschossen bis zu zweihundert weitere unbewaffnete Bürger.

Wie nicht anders zu erwarten, vertrat Macmillan eine etwas andere Auffassung. In der «sogenannten zivilen Menge», erinnerte er sich, «befanden sich zahlreiche voll bewaffnete ELAS-Guérilleros», und die fatalen Schüsse seien vermutlich von einem kommunistischen *agent provocateur* abgegeben worden.⁴⁸

Auch wenn schwer nachvollziehbar ist, was tatsächlich hinter dem tragischen Vorfall steckt, lässt sich zweierlei kaum bestreiten: Die Partisanen unter kommunistischer Führung gingen durchaus skrupellos vor und hatten bereits zahlreiche echte oder mutmassliche Kollaborateure und «Klassenfeinde» umgebracht, bevor Griechenland im Oktober 1944 von den Deutschen befreit worden war; auch danach hörten die Säuberungen und Hinrichtungen noch eine ganze Weile nicht auf. Die zweite Wahrheit ist, dass die griechische Linke allen Grund hatte, sich betrogen zu fühlen.

Kommunisten und Linke waren in vielen Ländern das Rückgrat des antifaschistischen Widerstands. In Griechenland beanspruchten sie den Widerstand allein für sich, indem sie alle Andersdenkenden rigoros eliminierten. Auf dem Land hatten EAM/ELAS eine Art Guerillastaat errichtet, in dem Volksgerichte alle Feinde der Revolution aburteilten. Ein britischer Offizier, der im September 1944 in Griechenland stationiert war, schrieb über die kommunistische «Terrorherrschaft» in Attika und Böotien: «In den letzten paar Wochen gab es mehr als 500 Hinrichtungen. Wegen des Gestanks der verwesenden Leichen kann man an einer bestimmten Stelle in der Nähe meines Lagers auf keinen Fall mehr vorbeigehen: Dort liegen nackte Leichen, die Köpfe abgetrennt, unbegraben auf der Erde. Die ELAS hat sich diese Gegend wegen der starken reaktionären Elemente im Volk ausgesucht.»⁴⁹

Es gab also gute Gründe, die Konsequenzen einer Revolution in Griechenland zu fürchten. König Georg II. zurückzuholen – ein Lieblingsplan Churchills, dessen monarchistische Vorträge selbst manchen griechischen Konservativen irritierten – war nicht die beste Idee. Die kurze Regierungszeit Georgs II. Ende der dreissiger Jahre fiel mit der brutalen Dik-

tatur von Ioannis Metaxas zusammen, und im Volk hielt sich die Nostalgie nach dieser Zeit in Grenzen.

Doch angesichts der Kommunistenangst sahen sich die Briten genötigt, der Regierung in Athen im Kampf gegen die linken Partisanen den Rücken zu stärken. Die Kämpfe dauerten fünf Wochen zu Beginn des Jahres 1945. Die ELAS deportierte an die zwanzigtausend «Klassenfeinde», von denen sie viele nach Gewaltmärschen ins Gebirge ermordete. Andererseits wurden viele mutmassliche Linke von den Briten nach Afrika deportiert und dort in Lagern interniert. Die Kämpfe waren auf allen Seiten so erbittert, dass ein im Februar ausgehandelter Frieden mit grösster Erleichterung aufgenommen wurde. Churchill trat gemeinsam mit dem Erzbischof der orthodoxen Kirche auf den Balkon des Hotels Grande Bretagne und sprach zu der riesigen jubelnden Menge: «Griechenland für immer! Griechenland für alle!»⁵⁰

Es war nur eine momentane Flaute. Im Jahr darauf brach der Bürgerkrieg abermals aus und dauerte weitere drei Jahre. Aber zuvor, kaum hatte Churchill seine mitreissende Rede beendet, begann eine andere Art der Rache, eine Gegenrache, diesmal gegen die Linke. Rechte paramilitärische Kräfte und Gendarmen liefen Amok. Kommunisten – oder mutmassliche Linke – wurden ohne Haftbefehl festgenommen, zusammengeschlagen und ermordet oder in grosser Zahl interniert. Die Nationale Befreiungsfront richtete einen Appell an die Welt, in dem sie auf «ein Terrorregime» aufmerksam zu machen versuchte, das «abscheulicher als die Diktatur von Metaxas»⁵¹ war. Ende 1945 waren an die sechzigtausend EAM-Anhänger verhaftet, darunter auch Frauen und Kinder – es waren so viele, dass eigene Gefangenenlager für Frauen eingerichtet werden mussten. Die pauschale Anklage lautete: während der Besatzung begangene Verbrechen. Aber die Verbrechen, die damalige Nazikollaborateure oder die rechten Sicherheitsbataillone begangen hatten, blieben weitgehend unbestraft.

Harold Macmillan und Edmund Wilson kamen mit sehr unterschiedlichen Perspektiven nach Griechenland, der eine als Repräsentant der britischen Regierung bei den Alliierten im Mittelmeerraum, der andere als Kulturjournalist und Schriftsteller aus den USA, aber in einem waren sie sich einig: Man hätte sich viel mehr bemühen müssen, die demokratische

Linke von den kommunistischen Revolutionären abzuspalten. Macmillan dachte, «eine gemässigte, vernünftige, progressive Politik» hätte «das vage, radikale Element vom harten, kommunistischen Kern»⁵² abschälen können. Wilson hingegen fand, England hätte der «EAM-Führung helfen müssen, sich aus der Verstrickung mit den Sowjets zu lösen und die ungestümeren Elemente im Zaum zu halten, deren Zorn die Briten während der Zeit des Widerstands nur zu gern angestachelt hatten».⁵³ Bedauerlich ist, dass jede Bemühung in dieser Richtung, selbst wenn der Wille vorhanden war, sehr schnell vom Vergeltungsdrang erstickt wurde – auf Betreiben politischer Kräfte, die sich davon einen Vorteil versprochen.

*

In Kolonialgesellschaften ist Befreiung vielleicht nicht die richtige Bezeichnung für das Kriegsende. Zwar waren die meisten Asiaten überglücklich, die Japaner los zu sein, deren «asiatische Befreiung», wie sich gezeigt hatte, schlimmer gewesen war als der westliche Imperialismus, den sie zeitweilig ersetzt hatte. Doch «Freiheit» war nicht unbedingt das, was die Niederländer für Niederländisch-Ostindien, die Franzosen für Indochina, die Briten für Britisch-Malaya 1945 im Sinn hatten.

Die amerikanischen Pläne für die Philippinen waren verträglicher, und Lord Louis Mountbatten, Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Südostasien, hegte gewisse Sympathien für das asiatische Unabhängigkeitsstreben. Die Niederländer und Franzosen allerdings wollten so rasch wie möglich zur kolonialen Vorkriegsordnung zurückkehren. Selbst die niederländischen Sozialisten, die durchaus Verständnis für den Wunsch der Indonesier nach Unabhängigkeit hatten, befürchteten, dass die nach der deutschen Okkupation schwer geschädigte niederländische Wirtschaft ohne die asiatischen Kolonien nicht wieder auf die Beine käme. Um es mit einem damals verbreiteten Slogan zu sagen: *Indië verloren, ramp spoed geboren* («Indien verloren, Desaster schnell geboren»). Das Maximum, das die vergleichsweise fortschrittliche niederländische Regierung den indonesischen Nationalisten zugestand, war ein gewisses Mass an

Selbstbestimmung unter niederländischer Krone. Und kein Pardon für Indonesier, die mit Japanern gemeinsame Sache gemacht hatten.

Dies komplizierte natürlich das Thema Kollaboration und Vergeltung erheblich, denn bei den Südasiaten war, jedenfalls in den ersten Kriegsjahren, die japanische Propaganda «Asien für die Asiaten» auf grosse Begeisterung gestossen. Für Aktivisten wie Sukarno in Indonesien war die Zusammenarbeit mit den Japanern der beste Weg, sich der niederländischen Kolonialherren zu entledigen. Mit ihm konnte man nach dem Krieg auf keinen Fall über die indonesische Unabhängigkeit verhandeln; im Gegenteil, die Niederländer fanden unbedingt, dass er als Verräter bestraft gehörte.

Auch die Asiaten waren 1945 vom glühenden Wunsch nach Rache verzehrt, allerdings richtete sich der nicht immer gegen die Kolonialherren aus Europa. Rache war oft weniger direkt, zielte auf andere Formen der Kollaboration, die es schon vor der japanischen Okkupation gegeben hatte. Nicht anders als in weiten Teilen Europas waren auch in Asien oft unbeliebte Minderheiten bevorzugte Ziele der Rache, zumal wenn man sie für privilegierter hielt, für reicher, für Günstlinge der westlichen Kolonialmächte.

Die Chinesen, häufig «die Juden von Asien» genannt, bekamen die volle Wucht der japanischen Grausamkeit in Südostasien zu spüren. In Malaya zum Beispiel zogen die Japaner die Malaien vor; den Chinesen misstrauten sie. Chinesische Kaufleute hätten, so die allgemeine Überzeugung, von den westlichen Kolonialherren profitiert. Und deshalb galt es, die Chinesen niederzuwalzen, während die malaiischen Eliten im Staatsdienst und bei der Polizei gefördert wurden. Was natürlich nicht heisst, dass die malaiischen oder indonesischen Bauern und Arbeiter deshalb gut behandelt worden wären; Indonesier, die als Zwangsarbeiter in japanischen Militärprojekten eingesetzt waren, mussten unter miserableren Umständen leben als die meisten westlichen Kriegsgefangenen und starben scharenweise. Das bestellte Land wurde häufig verwüstet, was Millionen von Bauern in den Ruin trieb; die geplünderten Städte verfügten nicht mehr über das Mindestmass an städtischen Diensten, auf den Strassen regierten kriminelle Banden.

Die japanische Herrschaft in Südostasien war brutal, und doch hatten die Menschen, die zuvor oft in griesgrämiger kolonialer Unterwerfung

ausgeharrt hatten, neue Zuversicht geschöpft: Japan hatte die Westmächte gedemütigt und ihnen die eigene Verletzlichkeit vor Augen geführt. Hunderttausende junger Malaien und Indonesier wurden von den Japanern zu Soldaten ausgebildet und in Hilfstruppen, Milizen und diversen militanten Jugendorganisationen eingesetzt, was ihnen einen ganz ungewohnten Stolz einflösste. Die Japaner nutzten das in allen kolonialisierten Völkern verbreitete Gefühl von Erniedrigung und Minderwertigkeit und schürten bewusst eine antiwestliche und antichinesische Stimmung.

In Malaya leisteten während des Kriegs vor allem die Chinesen Widerstand gegen die Japaner. Tonangebend war die malaiische KP; inspiriert von der Kommunistischen Partei in China, vielleicht auch vom Internationalismus, der den Kommunismus ja auch anderswo für Minderheiten interessant machte, war sie zwar nicht explizit antimalaiisch, bestand aber nahezu vollständig aus Chinesen. Der militärische Arm der MKP war die MPAJA, die Malayan People's Anti-Japanese Army, die im August 1945 rund zehntausend Männer unter Waffen stehen hatte und einen grossen Teil der ländlichen Regionen kontrollierte: Sie bildete praktisch einen Staat im Staat, in dem eigene Regeln und Gesetze galten, und neigte dazu, grossflächige Säuberungsaktionen gegen missliebige Funktionäre durchzuführen, ähnlich wie die kommunistische Guerilla in Griechenland.

Nach dem Krieg schritten Mitglieder der Antijapanischen Armee eilig zur Rache an Landsleuten, die mit den Japanern kollaboriert hatten, meist Inder und Malaien; Bürgermeister, Polizisten, Journalisten, Informanten, ehemalige Geliebte japanischer Amtsträger und andere «Verräter und streunende Hunde» wurden durch die Strassen gezerzt, in Käfigen zur Schau gestellt, in «Volksgerichten» abgeurteilt und öffentlich hingerichtet, was viele Malaien in Angst und Schrecken versetzte. Und als die britische Kolonialregierung, die gegen die Japaner eng mit der MPAJA zusammengearbeitet hatte, im Oktober beschloss, den Chinesen gleiche Bürgerrechte einzuräumen, fürchteten die Malaien verständlicherweise, das Bestimmungsrecht über das eigene Land zu verlieren – eine Furcht, die malaiische Politiker bis zum heutigen Tag ausnutzen.

Die Malaien holten zum Gegenschlag aus. Ihr Anführer war ein tur-

bantragender ehemaliger Gangsterboss mit grimmiger Miene: Kiyai Salleh. Er tat sich nach dem Krieg als Häuptling einer Gruppe hervor, die sich Rote Banden des Sabilillah (Heiliger Krieg) nannte. Sie hatten sich nicht nur den Schutz des muslimischen Glaubens vor den chinesischen Heiden auf die Fahnen geschrieben, sondern schworen auch Rache für die nach Abzug der Japaner von den Chinesen gedemütigten und ermordeten Malaien. Der Dschihad gegen die Chinesen war zwar offensichtlich ein islamisches Anliegen, bei dem Korantexte gelesen, Sufi-Heilige angerufen wurden, doch Salleh selbst berief sich mit seiner Behauptung, er sei unverwundbar, auf malaiische Mystiker: «Keine Kugel kann ihn töten; trockenen Fusses überquert er jeden Fluss; er sprengt jede Fessel, die ihm angelegt wird; und seine Stimme lähmt jeden Angreifer.»⁵⁴ Seine Anhänger stachen sich mit goldenen Nadeln, führten sich Getränke zu Gemüte, die der heilige Krieger und Häuptling geweiht hatte, und glaubten sich daraufhin mit ähnlichen Kräften gesegnet.

Das bevorzugte Tötungswerkzeug der Roten Banden waren die Machete und der malaiische Dolch, der *kris*, eine Waffe, die wie die Krieger von mystischen Kräften erfüllt war. Typisch waren Vorfälle wie etwa am 6. November, als eine Gruppe malaiischer Dschihadisten über ein chinesisches Dorf in Padang Lebar herfiel und fünf Männer sowie fünfunddreissig Frauen und Kinder mit Dolch und Machete tötete. Die Kinderleichen warfen sie in einen Brunnen. Die malaiischen Politiker förderten solche Aktionen zwar nicht ausdrücklich, rührten aber auch keinen Finger, um sie zu verhindern. Einem britischen Geheimdienstbericht zufolge herrschte «anscheinend eine beträchtliche Sorge unter gebildeten Malaien bezüglich des künftigen Standes von Malaien in Malaya, und es besteht die recht verbreitete Überzeugung, dass die Chinesen sich einen wirtschaftlichen Zugriff auf das Land sichern, welcher, sofern ungehindert, letztlich zur politischen Machtübernahme führen könnte.»⁵⁵

Dieselbe Furcht plagte die Indonesier; es war also kein Zufall, dass die drei Hauptleutnants des malaiischen Anführers indonesische Nationalisten aus Niederländisch-Ostindien waren, wo die Lage im Herbst 1945 erheblich schlimmer war als in Malaya.

G.F. Jacobs, südafrikanischer Major in Seiner Majestät Königlicher

Marine, war einer der ersten alliierten Soldaten, die im August 1945 mit dem Fallschirm über Sumatra absprangen. Er hatte den Auftrag, mit den japanischen Militärbehörden in Kontakt zu treten und den Weg zu ihrer Kapitulation und zur Landung der alliierten Truppen freizumachen. Ausserdem war Jacobs einer der ersten, die den Zustand der japanischen Kriegsgefangenenlager zu Gesicht bekamen, in denen Tausende kranker, ausgezehrter, geschlagener, verhungender Zivilisten interniert waren. Die niederländischen Gefangenen begriffen nicht, weshalb Jacobs ihnen verbot, Schnelljustiz zu üben. «Warum haben Sie uns aufgehalten ... Sehen Sie nicht, dass wir mit diesen kleinen gelben Scheisskerlen abrechnen müssen?»⁵⁶

Major Jacobs hatte einen guten Grund, weshalb er verhindern musste, dass die Kriegsgefangenen ihre Bewacher lynchten; er fürchtete eine viel grössere Gefahr: Indonesier streiften mit Gewehren, Dolchen und Speeren durchs Land und schrien «*bunuh Beianda!*», «Tod dem weisen Mann!». Die Japaner wurden als Wächter ihrer ehemaligen Gefangenen gebraucht.

Am Morgen des 17. August, zwei Tage nach der japanischen Kapitulation, verlas Sukarno vor einer recht kleinen Menge in Batavia (Jakarta) eine kurze, maschinengeschriebene Erklärung: «Wir, das Volk von Indonesien, erklären hiermit die Unabhängigkeit Indonesiens. Alle Notwendigkeiten hinsichtlich der Machtübergabe etc. werden gewissenhaft und so geschwind wie möglich ausgeführt.»

Die Erklärung hatten Sukarno, selbsternannter Präsident der neuen Republik Indonesien, und sein Vizepräsident Mohammed Hatta nach ausgiebiger Beratung mit den Kommandanten der japanischen Armee und Marine verfasst. Als die Niederlage im Sommer 1945 unausweichlich schien, kamen die Japaner zu dem Schluss, dass ein unabhängiges, anti-westliches Indonesien die beste Lösung für sie sei; schliesslich nahmen die meisten Japaner ihren Slogan «Asien den Asiaten» durchaus ernst, auch wenn sie ursprünglich gehofft hatten, als überlegene Rasse selbst über die restlichen Asiaten zu herrschen. Viele Indonesier, die der Gewalt überdrüssig, ausserdem brutalisiert, ausgehungert und anfällig für die Krankheiten waren, die die vom Eisenbahnbau Thailand-Burma und anderen höllischen Projekten der Japaner zurückkehrenden Zwangsarbeiter

einschleppten, waren noch unschlüssig. In den ersten Wochen nach der japanischen Kapitulation gab es kaum Feindschaft gegenüber den niederländischen Zivilisten. Sukarno, Hatta und andere führende Köpfe wie Sultan Syahrir, ein in den Niederlanden ausgebildeter Sozialist, der nie mit den Japanern zusammengearbeitet hatte, bemühten sich nach Kräften, die potenzielle Gewalt auf einem Archipel, über den sie noch nicht viel Kontrolle hatten, im Zaum zu halten.

Die neue indonesische Führung hatte natürlich wenig Macht über die riesige Zahl junger Schläger, die in der japanischen Armee radikalisiert und zu Hilfstruppen ausgebildet worden waren. Diese Jugendlichen brannten auf Kampf: Waffen bekamen sie von ihnen wohlgesinnten japanischen Offizieren, oder sie kauften oder stahlen sie aus japanischen Lagern. Einer Schätzung zufolge brachten die Kämpfer über fünfzigtausend Gewehre an sich, dreitausend leichte und schwere Maschinengewehre und hunderttausend Schuss Munition.⁵⁷ Was die Niederländer hätten tun sollen und wozu ihnen ihre westlichen Verbündeten auch dringend rieten, war, mit Sukarno und den anderen indonesischen Anführern zu verhandeln, denn diese hatten nicht das geringste Interesse an revolutionärer Gewalt. Mountbatten formulierte es so: «Unsere einzige Idee ist, die Holländer und die Indonesier dazu zu bringen, dass sie sich um den Hals fallen und Freundschaft schliessen, und dann abzuziehen.»⁵⁸ Stattdessen reichten die Niederländer eine Petition beim britischen Aussenministerium ein, in der sie die «sogenannte Sukarno-Regierung» mit dem nazifreundlichen Quisling-Regime und die jungen indonesischen Unabhängigkeitskämpfer mit HJ und SS verglichen. Sukarnos Verkündung der Unabhängigkeit wurde als japanisches Komplott dargestellt, das den Zweck habe, ein faschistisches Regime in Niederländisch-Ostindien fortzusetzen.

Dass Sukarno mit den Japanern kollaborierte, steht ausser Zweifel. Er hatte fast die gesamten dreissiger Jahre in niederländischen Kolonialgefängnissen oder im Exil auf einer abgelegenen Insel zugebracht, und die Japaner waren ihm mit grösserem Respekt begegnet als die Niederländer. Aus Sukarnos Sicht war es nicht unvernünftig, sich von Japan den schnellsten Weg zur nationalen Befreiung zu erhoffen. «Zum ersten Mal in meinem Leben», sagte er 1942, «sah ich mich im Spiegel Asiens.»⁶⁰

Aber das Ausmass, in dem sich Sukarno den Besatzern andiente, ging seinen Landsleuten zu weit. Dass er Indonesier Zwangsarbeit für die japanische Kriegsanstrengung verrichten liess, beschädigte sein Ansehen, und die jungen Radikalen nahmen ihm übel, dass er die Japaner in die Unabhängigkeitserklärung mit einbezogen hatte. Sie wollten mit den Japanern nichts zu tun haben. An Sukarnos Legitimation als Nationalist zweifelte allerdings niemand.

Statt aber direkt mit Sukarno zu verhandeln, machten die Niederländer Indonesien unbestimmte Autonomieversprechungen innerhalb eines Staatenbundes unter niederländischer Führung. Von September an paradierten unterdessen Veteranen der niederländischen Ostindienarmee durch indonesische Dörfer und Stadtviertel, feuerten in die Luft, rissen die rot-weissen indonesischen Flaggen herunter und bedrohten die Bevölkerung, um zu demonstrieren, wer hier der Boss war. Die berüchtigtste Bürgerwehr war das sogenannte Bataillon X, das unter niederländischem und eurasischem Kommando stand und sich ansonsten aus dunkelhäutigen ambonesischen (molukkischen) Christen, Batak und anderen Minderheiten zusammensetzte, die vor einer indonesischen Herrschaft mehr Angst hatten als vor einer niederländischen und treue Diener des Kolonialsystems gewesen waren. Als die Nachricht kam, es seien holländische und britische Kriegsschiffe eingetroffen, die alliierte Truppen an Bord hätten, vorwiegend Inder und Agenten der Zivilverwaltung von Niederländisch-Indien (NICA), um die alte Ordnung wiederherzustellen, war die Bühne bereit für das grösste Blutbad in der Geschichte Südostasiens. Die Gewalt war teils Revolution, teils Rache und teils Kriminalität: dasselbe gefährliche Gebräu, das bereits in Mitteleuropa explodiert war.

Die Banden bewaffneter Extremisten, die im Oktober und November 1945 die Woge des Terrors auslösten – *bersiap* genannt: «Macht euch bereit!» –, bestand vorwiegend aus ehemaligen Mitgliedern von Milizen unter japanischer Führung und Strassenrowdys, oft halbwüchsigen Knaben, die in Jakarta, Surabaya und anderen Städten Bandenmitglieder gewesen waren. Zu diesen Jugendgruppen oder *permuda* zählten allerdings auch Studenten, Fabrikarbeiter und Dörfler. Manche ihrer Anführer waren Gangsterbosse, die weniger aus politischen Gründen denn aus Habgier auf Raubmord an den Reichen und Mächtigen sann. Manche waren charis-

matische Erscheinungen, etwa der Bandenchef, der sich Vater Tiger nannte und seinen Männern Amulette verkaufte, um sie unverwundbar zu machen. Die Mischung aus javanischer Mystik und japanischer Indoktrinierung im kriegerischen Geist bewirkte bei den jungen Kämpfern einen mit draufgängerischer Rücksichtslosigkeit gepaarten Heroismus. *Merdeka atan mati!* – «Freiheit oder Tod» – lautete ihr Motto. Es gab junge Männer, die mit nichts als Macheten und Bambusspeeren auf Panzer losgingen.

Die Hauptopfer der revolutionären Rache waren einerseits die Chinesen, die mit Geschäftemacherei und Verrat in Verbindung gebracht wurden, und andererseits die Eurasier oder «Indos» und weitere Minderheiten, die sich häufig auf die Seite der Niederländer gestellt hatten. Ziel der Rache wurden ausserdem jene häufig imaginären Wesen, die NICA-Spione genannt wurden. Die Definition des NICA-Spions war eine recht willkürliche: Trug jemand einen Sarong mit zu viel Rot, Weiss und Blau, den niederländischen Nationalfarben, so konnte er als Agent der niederländischen Verwaltung aufgegriffen werden.

Chinesen, Indos und Molukken wussten, was auf sie zukam, wenn sie hörten, wie die Bambusspeere gegen die hohlen Laternen – pfofen von Jakarta geschlagen wurden wie Kriegsgetrommel. Die bewaffneten japanischen Soldaten, die abgestellt waren, um in Abwesenheit alliierter Truppen die Zivilbevölkerung zu schützen, schlichen sich häufig davon, sobald das Getrommel anfang. Geschäfte wurden überfallen und geplündert, Häuser angezündet, die Bewohner erschlagen von rasenden Jugendlichen, die sich an der Gewalt berauschten und, regelrecht verliebt in ihre Dolche, gern auch einmal das Blut ihrer Opfer tranken. In einem Gebiet nahe Jakarta gab es kein Trinkwasser mehr, weil die Brunnen mit verrotten chinesischen Leichen verstopft waren.

Die indo-holländische Bezeichnung für die verbreitetste Mordmethode lautete *getjintjangd*. *Tjintjang* bedeutet, einen Menschen mit einem Kris oder einer Machete aufschlitzen. Niederländische Zivilisten, die töricht genug waren, die noch unter japanischer Aufsicht stehenden Lager zu verlassen, wurden häufig *getjintjangd*, ebenso die japanischen Soldaten, die sich weigerten, den Rebellen zu helfen oder ihre Waffen abzugeben. Zwar waren auch die ehemaligen Konzentrationslager, riesige herun-

tergekommene Dörfer voller kranker, ausgehungertes Menschen, Ziel-scheiben der Angriffe, doch solange die japanischen Wachen auf ihrem Posten ausharften, waren sie noch immer der sicherste Aufenthaltsort.

Ein junger Mann, Peter van Berkum, wie viele Niederländer in In-donesien geboren, wurde eines Abends in Surabaya von wilden Halb-wüchsigen, die mit gespitzten Bambusspeeren bewaffnet waren, willkür-lich herausgegriffen und mit einem LKW zum nächstgelegenen Gefängnis gebracht. «Als der Laster langsamer wurde, umdrängte ihn eine schrei-ende, kreischende Menge. Ich sah nur ein Wabern schweissnasser brauner Gesichter mit verzerrten, aufgerissenen Mündern. Es wurden geballte Fäuste geschüttelt und Waffen aller Art geschwungen.» Unter Sprechchö-ren wie «Tod den Weissen!» wurden die Gefangenen aus dem Lastwagen gestossen. «Augenblicklich fiel die Menge über sie her, schlug, hackte, stach mit Stöcken und Bajonetten, schwang Äxte, Gewehrkolben und Speere.»⁶¹

Bersiapy die von der indonesischen Staatsführung niemals gewollte Terrorwelle, war völlig ausser Kontrolle geraten. Auf Java und Sumatra brachen allortigen Kämpfe aus, die nicht einfach nur Rache an Kolonial-herren und ihren mutmasslichen Helfern waren, sondern auch blutige Aus-einandersetzungen zwischen Rebellen und Japanern; es war ein Teufels-kreis der Vergeltung. In Semarang geriet eine japanische Einheit unter dem Kommando von Major Kido Shinichiro mit *permuda* aneinander, die der Überzeugung waren, die Japaner sabotierten die Wasserversorgung, weshalb diese eine brutale Form der Einschüchterung praktizierten und mehrere indonesische Kämpfer umbrachten. Daraufhin ermordeten Indo-nesier über zweihundert japanische Zivilisten, die im städtischen Gefäng-nis einsassen. Ein britischer Militärbericht hielt fest: «Vom Dach und aus den Fenstern hingen etliche Leichen, andere waren mehrfach mit Bam-busspeeren durchbohrt worden ... Manche hatten versucht, mit Blut eine letzte Nachricht an die Wand zu schreiben.»⁶² Aus Rache metzelten die vor Wut rasenden Japaner nun über zweitausend Indonesier nieder.

Der schlimmste Ausbruch von Gewalt traf die Industriestadt Sura-baya, die Ende Oktober vollständig in den Händen der Indonesier war. Die Gefängnisse waren geleert. Auf den Strassen regierten Scharen von per-

muda-Freiheitskämpfern, Kleingangstern und romantischen Jugendlichen, und alle waren angestachelt von Rundfunksendungen, die auf «Radio Rebellion» die traditionellen javanischen Heldentaten einer charismatischen langhaarigen Erscheinung namens «Bruder Tomo» präsentierten. Chinesen, Ambonesen und Indos wurden der Spionage für die NICA bezichtigt und mit Dolchen und Speeren angegriffen. Und die Japaner, die um ihr Leben fürchteten, versorgten den randalierenden Pöbel bereitwillig mit noch mehr tödlichen Waffen.

Peter van Berkums Schwester Carla kam mit anderen niederländischen Flüchtlingen aus einem nahegelegenen Konzentrationslager: «Eine Horde Einheimischer stürmte uns entgegen, die aggressiv ihre Bambusspeere schlangen und dazu fortwährend *merdeka! merdeka! merdeka!* [Freiheit] schrien. Sie waren in Fetzen gekleidet, und ihre dunklen Augen hatten etwas Furchteinflößendes. Ich hatte Angst.»⁶³

Die Alliierten beschlossen zu handeln. P.J.G. Huijter, ein niederländischer Hauptmann der Marine, wurde in die Stadt gesandt, damit er die Landung alliierter Truppen vorbereitete. Seine Ankunft wurde als zusätzliche Provokation empfunden, was nicht weiter verwunderlich ist. Unermüdlich belieferten die japanischen Waffenkammern die *permuda-Kämpfer*. Am 25. Oktober gingen rund viertausend britische Truppen an Land, vorwiegend Inder und nepalesische Gurkhas; ein Gerücht behauptete, es seien Niederländer mit geschwärzten Gesichtern, und sie wurden von einer bunt zusammengewürfelten Armee von Indonesiern angegriffen. Aus Furcht, ihre Streitkräfte könnten massakriert werden, baten die Briten Sukarno und Hatta, herzukommen und den Pöbel in Schach zu halten. Sie kamen auch, erzielten sogar einen gewissen Erfolg, der Waffenstillstand hielt aber nur, mehr oder weniger, bis 31. Oktober: An diesem Tag wurde der britische Kommandant, Brigadegeneral A.W.S. Mallaby, der in einen Kampf einzugreifen versuchte, von Indonesiern erschossen.

Nun übten die Briten Vergeltung. Ab dem 10. November wurde Surabaya drei Wochen lang aus der Luft bombardiert und mit Granaten und Maschinengewehren beschossen. Ein Augenzeuge beschrieb die Szene in der Innenstadt: «Leichen von Männern, Pferden, Katzen und Hunden lagen im Rinnstein, die Strassen waren übersät mit Glassplittern, Möbeln, herausgerissenen Telefonkabeln, und durch die Bürogebäude hallte der

Kampfärm ... Der indonesische Widerstand durchlief zwei Phasen; auf fanatische Selbstopferung, bei der Männer mit nichts als Dolchen auf Sherman-Panzer losgingen, folgte kurz darauf eine besser organisierte und effizientere Gegenwehr, die sich streng an japanische Militärhandbücher hielt.»⁶⁴

Ende November war Surabaya befriedet, allerdings um den Preis, dass die Stadt jetzt ein ausgebombtes Schlachtfeld war, auf dem die Leichen von Indonesiern, Indern, Briten, Niederländern, Indos und Chinesen verwesten. Erst 1949 und nach weiteren Racheakten – nicht zuletzt seitens der Niederländer, die 1946 Todesschwadronen unter Raymond Westerling, dem «Türken», nach Sulawesi geschickt hatten, wo Tausende Zivilisten ermordet wurden – erlangte Indonesien seine volle Unabhängigkeit. (Übrigens wurde Westerling, der während des Zweiten Weltkriegs in Nordafrika gegen die Deutschen gekämpft hatte, später ein frommer Muslim.)

Aber Blut fordert Blut. Die Niederländer beschuldigten Sukarno nicht nur des Verrats, sondern sahen in ihm einen Strohmann der Kommunisten. Exakt zwanzig Jahre nach der Schlacht von Surabaya verdrängten Offiziere Sukarno durch einen Militärputsch, der angeblich notwendig war, um eine Machtübernahme der Kommunisten zu verhindern. Dies war der Beginn einer landesweiten Säuberungsaktion. Muslimische Bürgerwehren, bewaffnete Jugendliche, Armeebataillone, javanische Mystiker und gewöhnliche Zivilisten – alle beteiligten sich an der Ermordung einer halben Million Menschen, darunter vielen Chinesen. Der Anführer der Putschisten und künftige Präsident Indonesiens war Generalmajor Suharto. In der japanischen Armee ausgebildet und gründlich gegen den westlichen Imperialismus indoktriniert, hatte Suharto 1945 gegen die Niederländer gekämpft. Seine Präsidentschaft dauerte zweiunddreissig Jahre, und während dieser ganzen Zeit erfreute er sich als strammer Kommunistenfeind der herzlichen und unerschütterlichen Unterstützung der Westmächte, selbstverständlich auch der Niederlande.

*

Nicht weniger als die Niederländer fürchteten die Franzosen 1945 den Verlust ihres Kolonialbesitzes, und sie fühlten sich, wenn überhaupt, noch stärker gedemütigt: nicht nur wegen ihrer Niederlage im Jahr 1940, sondern auch wegen ihrer Geschichte offizieller, auf staatlicher Ebene praktizierter Kollaboration. Französisch-Indochina wurde nach wie vor von einer vichytreuen Kolonialregierung verwaltet, die Japaner aber waren *de facto* Besatzungsmacht: Sie benutzten die Kolonie als Militärbasis, während die Franzosen im Cercle Sportif von Saigon ihren Apéritif schlürften und ansonsten ihren Angelegenheiten nachgingen. Im März 1945 aber war es mit dem süßen Leben vorbei. Nach der Befreiung Frankreichs war auf die französische Kollaboration mit Japan kein Verlass mehr, und die französischen Truppen und Offiziere in Saigon und Hanoi wurden prompt verhaftet.

Als den Japanern in der ersten Augustwoche die Niederlage vor Augen stand, übertrugen sie die politische Autorität der Marionettenregierung unter Kaiser Bào Dai, während die kommunistische Vietminh («Liga für die Unabhängigkeit Vietnams») die Kontrolle über den Norden übernahm. Wenige Wochen später, als chinesische Truppen über die Nordgrenze strömten und die Landung britischer Truppen im Süden unmittelbar bevorstand, machten sowohl Bào Dai als auch der Kommunistenführer Ho Chi Minh sehr deutlich klar, dass an eine Rückkehr zur französischen Herrschaft nicht zu denken war. In Hanoi wurden bereits die Statuen französischer kolonialer Würdenträger gestürzt. Am 2. September versammelten sich mindestens dreihunderttausend Vietnamesen auf dem Ba-Dinh-Platz nahe dem Palast des ehemaligen französischen Generalgouverneurs, um Ho Chi Minhs Unabhängigkeitserklärung zu hören. Musikkapellen spielten kommunistische Märsche, in deren Texten auch harte Worte über das «Trinken von französischem Blut» fielen. Pistolenbewehrte Vietminh-Soldaten bewachten die mit roten Flaggen geschmückte Rednertribüne. Über «Onkel» Hös Haupt war ein königlicher Schirm aufgespannt, während er leise ins Mikrofon sprach: «Landsleute, könnt ihr mich hören?» Aus Hunderttausenden Kehlen scholl es zurück: «Ja!»

Ein Offizier des US-Geheimdienstes, der das Ereignis miterlebte, berichtete seinen Vorgesetzten in der südchinesischen Stadt Kunming: «Nach meinem Dafürhalten meinen es diese Leute ernst, und ich fürchte,

die Franzosen müssen mit ihnen rechnen. Anders gesagt, wir alle müssen mit ihnen rechnen.»⁶⁵ Er kann nicht gewusst haben, wie prophetisch seine Worte waren.

Wenn die Franzosen, von denen viele nach wie vor im Gefängnis saßen und von japanischen Soldaten bewacht wurden, angesichts dieser Ereignisse Furcht befiel, so waren die französischen Kolonialherren in Algerien bereits in heller Panik. Anfang 1945 hatten sowohl Algerien als auch Indochina schwere Hungersnöte erlebt, die nicht nur durch Trockenheit, sondern auch durch die Umlenkung der Lebensmittelversorgung ans Militär verursacht waren. In Indochina verhungerte mehr als eine Million Menschen. In Algerien schürte der Hunger einen Volkszorn, in dem die verängstigten Franzosen den Beginn einer gewaltsamen Revolution sahen.

In Wahrheit verlangten die meisten Algerier, trotz einer gewissen Aufwiegelung seitens algerischer Kommunisten und radikaler Nationalisten, einfach nur gleiche Rechte. Doch bei jedem Stein, den eine muslimische Hand gegen einen französischen Siedler warf, sahen die Franzosen die «arabische Revolte» vor der Tür stehen. Die nach dem Krieg eingesetzte neue Kolonialverwaltung hatten französische Linke übernommen, von denen viele im aktiven Widerstand gegen die Deutschen gewesen waren. Hingegen waren viele Siedler Anhänger des Vichy-Regimes gewesen und zudem erbitterte Antisemiten. (Unter französischer Herrschaft waren algerische Muslime oft die einzigen gewesen, die sich für die Rechte der Juden eingesetzt hatten.) Und doch wurden die Muslime, die jetzt die Unabhängigkeit ihres Landes oder wenigstens Gleichberechtigung forderten, sehr schnell als «Nazis» gebrandmarkt – das war nicht anders, als hätte man das Unabhängigkeitsstreben der Indonesier und Vietnamesen in den Kontext eines japanischen faschistischen Komplotts gestellt. Damit fühlte sich die neue linksgerichtete Obrigkeit im Land, nicht anders als zuvor die vichytreue Verwaltung, zu hartem Durchgreifen befugt.

Unterdessen hatte die Gewalt in Algerien stetig zugenommen, zumal in den vom Hunger betroffenen Gebieten um Sétif im Nordosten. Siedler gerieten mit Nomaden aneinander, arrogante Polizeioffiziere wurden aus Dörfern gejagt, in Algier provozierten rechtsgerichtete europäische Ju-

gendliche Muslime mit Parolen wie «*Vive Pétain!*» oder sogar «*Vive Hitler!*», und französische Polizisten schossen in eine algerische Menge, die zu einer Kundgebung zum 1. Mai gekommen war.

Dass die Gewalt gerade in Sétif explodierte, dem Zentrum muslimischer Agitation und des algerischen Nationalismus, war naheliegend. Am 8. Mai beschlossen die Pieds-noirs, die Algerienfranzosen, ungeachtet ihrer früheren Gefolgschaft den alliierten Sieg über Deutschland mit vollem Patriotenpomp zu feiern. Am selben Tag versammelten sich Muslime, vorwiegend Landbewohner, Männer, Frauen und Kinder, frühmorgens vor der Hauptmoschee. Manche Männer trugen den traditionellen Dolch im Gewand, der Dschellaba, andere hatten Pistolen. Anführer der AML (Amis du Manifeste et de la Liberté, «Freunde des Manifests und der Freiheit»), der muslimischen Bürgerrechtsorganisation, versicherten der Obrigkeit, dies sei keine politische Demonstration. Es werde keine nationalistischen Transparente geben.

Um acht Uhr morgens war die Menschenmenge auf rund dreitausend angeschwollen und setzte sich entlang der Avenue Georges Clemenceau in Bewegung, um am Kriegerdenkmal einen Kranz niederzulegen. Trotz gegenteiliger Zusagen entrollten einige AML-Mitglieder nationalistische Banner, auf denen stand: «Wir wollen dieselben Rechte wie ihr.» Beim Anblick eines Transparents mit der Botschaft «Lang lebe die algerische Unabhängigkeit!» gerieten die Polizisten, die eine Strassensperre bemannten, ausser sich; sie entrissen es seinem Träger, einem armen Algerier, der an Ort und Stelle ums Leben kam. Als hätten sie nur auf den Moment gewartet, begannen nun französische Zivilisten von ihren Baikonen und aus dem Café de France mit Maschinengewehren in die Menge zu feuern. Zwanzig bis vierzig Menschen wurden getötet. In Todesangst rannten die Demonstranten in die Seitengassen davon und griffen in ihrer Panik mit Pistolen und Dolchen Europäer an. Der französische Kommunist Albert Denier wurde dabei so schwer verletzt, dass ihm beide Hände abgenommen werden mussten.

Eine französische Lehrerin berichtete, wie sie in einem Café gegenüber ihrer Schule sass, als «von allen Seiten ein Strom schreiender Einheimischer mit Dolchen in den Händen auftauchte. Sie rannten in Rich-

tung des arabischen Marktes. Greuelthaten waren verübt worden. Ich sah, wie etwa fünfzehn von ihnen Monsieur Vaillant, der doch ein alter Freund der Araber war, mit Knüppeln niederschlugen ... Allein die Vorstellung ist schrecklich. Das Merkwürdige ist, dass die meisten Opfer den Arabern eigentlich wohlgesinnt waren.»⁶⁶

Die Nachricht von den Morden drang rasch in die umliegenden Dörfer. Zu Racheakten kam es nur vereinzelt, aber wenn, dann waren sie brutal: «Wir waren mit Messern und Gewehren bewaffnet. Mein Vater brachte den Bäcker um, weil er Franzose war. Wir traten Haustüren ein und brannten mit dem Öl und Petroleum, das wir vorfanden, die Häuser nieder.»⁶⁷ Die Pieds-noirs suchten Zuflucht in den örtlichen Polizeistationen. Manche wurden erwischt und mit Messern verstümmelt – man schnitt ihnen die Brüste ab, stopfte ihnen die Genitalien in den Mund. Nach drei Tagen waren rund einhundert Europäer tot.

Statt dringend zur Ruhe zu mahnen, forderte der sozialistische Generalgouverneur Yves Chataigneau zehntausend Soldaten an: Marokkaner, Westafrikaner und Fremdenlegionäre. Es sei nicht nur eine praktische Übung für die Wiederherstellung der Ordnung, sondern auch eine dringend nötige Lektion: Der Mord an französischen Staatsbürgern musste gerächt werden.

Die Pieds-noirs bildeten ihrerseits Milizeinheiten und begannen mit Angriffen gegen die Lokalbevölkerung. Eines der unerschrockensten Infanterieregimenter, in dem algerische Soldaten dienten, kehrte eben aus Deutschland zurück, wo es unter vollem Einsatz gegen Hitler gekämpft hatte. Zurück in der Heimat, wurden die Soldaten ins Hinterland geschickt, damit sie Jagd auf ihre Landsleute machten. Ende Juni war das Land in furchterregendem Schweigen erstarrt. Dörfer und Städte waren wochenlang aus der Luft bombardiert und von Kreuzern aus beschossen worden; Tausende waren verhaftet, oft gefoltert und hingerichtet worden. Die exakte Zahl der algerischen Toten ist unbekannt; Schätzungen gehen bis zu dreissigtausend. Mit den Morden waren absichtliche Demütigungen verbunden; so führten die Kolonialherren eine Praxis aus dem 19. Jahrhundert wieder ein, die rituelle Unterwerfung der Einheimischen, bei der sie Tausende ausgehungertes Bauern, die der Bombardierung nicht

länger standhielten, vor der französischen Fahne auf die Knie zwangen, damit sie um Vergebung flehten. Andere stiessen sie zu Boden und liessen sie schreien: «Wir sind Juden. Wir sind Hunde. Lang lebe Frankreich!»

Für manchen Franzosen mag es so ausgesehen haben, als sei endlich die Normalität nach Algerien zurückgekehrt. Aber wer differenzierter dachte, so auch General de Gaulle, wusste sehr genau, dass der Massenmord an einheimischen Bevölkerungen ein Schandfleck auf *La France éternelle* war, die der Staatsmythologie zufolge der NS-Gefahr doch so tapfer getrotzt hatte. Daher wurden die Vorgänge in Sétif und umliegenden Gegenden viele Jahre lang offiziell totgeschwiegen.

Die Franzosen in Saigon aber nahmen Sétif als Warnung davor, was auch ihnen widerfahren konnte, wenn sie das Unabhängigkeitsstreben der Vietnamesen nicht rasch im Keim erstickten. Im August sah die Lage für die Franzosen nicht gut aus. Viele sassen noch in japanischen Gefängnissen. Die Vietminh erhielt – oder nahm sich einfach – immer mehr japanische Waffen. Mehrere japanische Offiziere liefen zur Vietminh über, entweder aus Überzeugung («Asien für die Asiaten») oder weil sie sich der Verfolgung wegen schwerer Kriegsverbrechen entziehen wollten. Bei den Amerikanern kamen die imperialistischen Pläne der Franzosen nicht gut an, während die noch von Chiang Kai-sheks Nationalisten regierten Chinesen nichts gegen eine französische Herrschaft in Indochina einzuwenden hatten. Die einzigen, die uneingeschränkt auf der Seite Frankreichs standen, waren, was nicht weiter verwundert, die Briten.

Massenausschreitungen beginnen oft mit einem Gerücht. So war in Hanoi am 20. September auf einmal die Rede von einem französischen Komplott, das Land mithilfe von vietnamesischen Angehörigen der französischen kolonialen Sicherheitspolizei wieder unter Kontrolle zu bringen. Angeblich waren geheime Waffenlager gefunden worden. Es war auch die Rede von Giftgas. Die Japaner hatten französische Soldaten aus der Haft entlassen und sogar wiederbewaffnet. Um Frankreichs finstere Pläne zu vereiteln, fielen Tausende Vietnamesen mit Messern, Speeren und Macheten über die Häuser von Franzosen her und plünderten sie, und sie belästigten jeden Franzosen, den sie auf der Strasse antrafen. Die japanischen Soldaten standen meist tatenlos daneben.

Die Kellner des besten Hotels in Hanoi, des Métropole, überfielen Gäste in ihrem Zimmer und schlossen sie im Speisesaal ein. Ein Franzose, dem die Flucht gelang, rief die Japaner zu Hilfe, damit sie die französischen Gefangenen befreien und die Ordnung wiederherstellen.

Françoise Martin war eine junge Französin, die nach Hanoi gekommen war, «nicht um in diesem Land Geld zu machen, sondern im Gegenteil aus humanitärem Idealismus». Sie empfand nichts als «Respekt vor der chinesisch-annamitischen Kultur». Doch wie sie über die Vietnamesen dachte, die auf der Strasse für ihre Unabhängigkeit demonstrierten, war vermutlich typisch für die meisten Kolonialfranzosen: «Möglicherweise waren *echte* Patrioten unter ihnen ... Aber was diese Meute von Verbrechern und Dummköpfen betrifft, die mit ihren Flaggen kreuz und quer durch die Stadt rennen, so liesse sie der Anblick eines halben Dutzends Kanonen augenblicklich zurück in ihre Rattenlöcher huschen. Leider haben wir kein halbes Dutzend Kanonen und werden sie auch nicht so bald bekommen.»⁶⁸

Im August hatte es weitere Gerüchte über ein Waffenlager in einer französischen Villa gegeben. Demonstranten prangerten den französischen Imperialismus an. Doch abgesehen von ein paar Morden auf dem Land hielt sich die Gewalt der Vietnamesen gegen die Kolonialmacht in Grenzen. Die Franzosen waren dennoch halb gelähmt vor Furcht, zumal sie noch immer völlig hilflos waren, trotz der Aufmunterungsreden aus dem Mutterland, wo General de Gaulle verkündete, die Entwicklung Indochinas sei «eines der Hauptziele von [Frankreichs] Aktivitäten in seiner neugeborenen Macht und wiedergefundenen Grösse».⁶⁹

«Alle sind bis an die Zähne bewaffnet», beschrieb Françoise Martin die Lage in Hanoi, «Amerikaner, Chinesen, Annamiten; nur die Franzosen haben zu ihrer Verteidigung nichts als Stöcke und leere Flaschen .. .»⁷⁰ Ihre Analyse des vietnamesischen Unabhängigkeitskampfes war für ihre Zeit und ihren Ort so typisch wie ihre Meinung über die «Dummköpfe» von Demonstranten. Es sei alles eine Verschwörung, fand sie: «Offiziell haben die Japaner ihre Waffen niedergelegt, führen aber weiterhin Krieg, nur auf andere Art, nämlich indem sie jeden Wiederaufstieg der Europäer in Indonesien und Malaya verhindern; ihre Methoden waren überall die-

selben: ein perfider Plan, bewundernswert ausgearbeitet, sorgfältig umgesetzt ... Ein bewundernswertes weiteres Beispiel für die Doppelzüngigkeit des Asiaten, mit der er den Weissen immer wieder hinters Licht führt.»⁷¹

Als es schliesslich zu Gewaltausbrüchen kam, war es nicht in Hanoi, sondern in Saigon. Das erste Anzeichen, dass Aufruhr bevorstand, hatte bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit den Ereignissen in Algerien. Am 2. September versammelten sich Hunderttausende Vietnamesen – oder «Annamiten», wie sie in der westlichen Presse genannt wurden –, viele waren aus ländlichen Gegenden nach Saigon gekommen, um Ho Chi Minhs Unabhängigkeitserklärung in der Radiübertragung aus Hanoi zu hören. Am selben Morgen hatten junge Vietnamesen zur Demonstration vor dem Tor eines Militärlagers aufgerufen, in dem nach wie vor französische Soldaten interniert waren. Auf Hohn und Spott der Vietnamesen reagierten die Franzosen ihrerseits mit Beschimpfungen und sangen die «Marseillaise». Wegen eines technischen Problems konnte die versammelte Menge Ho Chi Minhs Ansprache gar nicht hören, argwöhnte aber sofort Sabotage seitens der Franzosen und geriet in noch grösseren Zorn. Als erste Demonstranten vor der Kathedrale eintrafen, fielen auch die ersten Schüsse. Die Menge geriet in Panik, und ein randalierender Pöbel griff jeden Franzosen an, der sich zeigte. Chinesische und europäische Geschäfte wurden geplündert, Priester erschlagen, Frauen die Zähne eingetreten.

Für die Schüsse, die das Chaos ausgelöst hatten, machten die Franzosen vietnamesische Provokateure verantwortlich. Gut zwei Wochen später hatten sie dem britischen General Douglas Gracey klargemacht, dass es Zeit sei, die Vietnamesen aus den Polizeirevieren und öffentlichen Ämtern zu entfernen und die Franzosen wiederzubewaffnen. Und die Briten taten ihnen den Gefallen aus kolonialer Solidarität. Am 23. September sah es so aus, als sei in Saigon die alte Ordnung wiederhergestellt: Die Franzosen hatten wieder das Sagen. Die wochen-, monate-, vielleicht jahrelang empfundene Demütigung und Hilflosigkeit liessen aus dem französischen Triumph regelrechte Ausschreitungen werden: Das Blatt hatte sich gewendet, nun wurden die Vietnamesen von einem französischen Pöbel gelyncht. Ein britischer Offizier berichtete von «wildem Schiessereien,

und Annamiten wurden ganz ungeniert durch die Strassen gezerzt und ins Gefängnis gesperrt».⁷²

Die Rache liess nicht lange auf sich warten. Tags darauf drangen Vietnamesen in französische Häuser ein und überfielen die Bewohner. An den Flussufern wurden Menschen gefoltert. Vietnamesische Ehefrauen von Franzosen wurden mit Messern verstümmelt. Ein Bericht spricht von Hochschwangeren mit aufgeschlitzten Bäuchen. In Saigon tobten die Kämpfe fast zwei Monate lang – Briten, Franzosen und Japaner gegen Vietnamesen. Etliche Japaner wechselten die Seiten. In der französischen Fremdenlegion waren auch Deutsche, die in Nordafrika gegen die Alliierten gekämpft hatten, darunter möglicherweise ehemalige SS-Leute. In den Gefängnissen wurden Tausende Vietnamesen gefoltert und nach «Prozessen», die allenfalls fünf Minuten dauerten, zu grausamen Haftstrafen oder zum Tod verurteilt.

Mitte November konnten die Franzosen wieder im Cercle Sportif ihren Apéritif geniessen und sich in der Gewissheit wiegen, dass das Leben bald wieder normal wäre. Diese Illusion hielt sich tatsächlich eine Zeitlang – im Süden bis 1949, als Südvietnam mit Saigon als Hauptstadt unabhängig wurde, und im Norden bis 1954, als Ho Chi Minhs Kommunisten als Herrscher der Sozialistischen Republik Nordvietnam mit der Hauptstadt Hanoi anerkannt wurden. Aber nirgends waren die Worte, die Macbeth zu seiner Frau sprach – dass Blut nach immer mehr Blut verlangt –, wahrer als in jenem schmalen südostasiatischen Land, das erst als drei galt, dann als zwei und jetzt eines ist.

Teil 2 Trümmerbeseitigung

Kapitel 4 Heimkehr

Mein Vater war einer von mehr als acht Millionen *displaced persons*, die im Mai 1945 in Deutschland festsassen und auf ihre Rückkehr nach Hause warteten. Rund drei Millionen weitere Versprengte hielten sich in anderen Teilen Europas auf, manche sehnten sich nach Hause, andere wollten irgendwohin, nur nicht nach Hause, und wieder andere hatten kein Zuhause mehr, in das sie zurückkehren konnten: Polen in die Ukraine, Serben und Kroaten nach Österreich, Weissrussen nach Jugoslawien, jüdische Flüchtlinge nach Kasachstan und so weiter. Nicht weniger niederschmetternd sind die Zahlen aus Asien: Sechseinhalb Millionen Japaner waren in Asien und im Pazifikraum gestrandet, die Hälfte von ihnen Zivilisten. Mehr als eine Million koreanische Arbeiter hielt sich noch in Japan auf. Und Tausende australische, europäische, amerikanische Kriegsgefangene sassen in China, Japan, Taiwan und Südostasien fest, ebenso wie Indonesier und andere Asiaten, die in der ganzen Region Zwangsarbeit in der japanischen Kriegsindustrie geleistet hatten. An die hundertachtzigtausend Asiaten hatten am Bau der Eisenbahnlinie Thailand-Burma gearbeitet; rund die Hälfte war noch am Leben.

Alle Kriege haben Vertriebene, Verschleppte zur Folge, Menschen, die durch die Kriegshandlungen zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen wurden; der Irakkrieg, der 2003 mit dem Einmarsch unter US-amerikanischer Führung begann, machte bis zu fünf Millionen Menschen heimatlos. Das Ausmass von Vertreibung und Verschleppung infolge des Zweiten Weltkriegs war besonders entsetzlich, weil sie zu einem so grossen Teil absichtlich erfolgt waren, aus ideologischen ebenso wie aus skrupellos praktischen Gründen: Deportation zur Zwangsarbeit, Bevölkerungsaustausch, «ethnische Säuberungen», verschobene Landesgrenzen, Emigration auf der Suche nach «Lebensraum» für die deutsche und die japanische

Herrenrasse, die entfachten Bürgerkriege, ganze Populationen von Deportierten, die in den Tod oder ins Exil geschickt wurden, und so weiter. Die Hauptschuldigen in Europa waren die Deutschen, aber Stalins Vorgehen in der Sowjetunion und an ihrer Peripherie war oft nicht weniger mörderisch als das der Nationalsozialisten.¹

Für meinen Vater hatte der Gedanke an Heimkehr nichts Kompliziertes. Zwar stand er seit 1944, als die Alliierten Teile der Niederlande befreit hatten, womit die Verbindung zwischen seiner Heimatstadt und Deutschland gekappt war, nicht mehr im Briefwechsel mit seiner Familie, aber er hatte immerhin eine Heimat, in die er zurückkehren konnte. Mit britischen Militärlastern, Zug und Bus gelangte er im Sommer 1945 von einem britischen DP-Lager in Magdeburg bis zur niederländischen Grenze. Das Empfangskomitee in der Grenzstadt Enschede befragte ihn und andere Heimkehrer, ob ihre Arbeit in Deutschland freiwillig gewesen sei oder nicht. Wer im Verdacht stand, aus freiem Entschluss gearbeitet zu haben, verwirkte seinen Anspruch auf Lebensmittelrationen, und der damit verbundene Ärger war nur der schwache Vorgeschmack einer Besessenheit, die während der nächsten Jahrzehnte anhielt, wie ein Schorf, den das gesamte niederländische Volk immer wieder zwanghaft abkratzte: Es war die unermüdlich gestellte Frage, wer auf der «richtigen» und wer auf der «falschen» Seite stand, wer tapfer oder feig, Kollaborateur oder Widerstandskämpfer, Held oder Schurke gewesen war. (Selbstverständlich passte kaum jemand eindeutig in irgendeine Kategorie.) Es war ein mühsamer Empfang, der den Heimkehrenden da bereitet wurde. Beindruckt war mein Vater jedoch von der Höflichkeit seiner Gesprächspartner: Er war es nicht mehr gewöhnt, mit Vertretern der Obrigkeit zusammenzukommen, die ihn *nicht* anbrüllten.

Als er dann aber in seiner Heimatstadt Nijmegen ankam, war seine Gefühlslage schon komplizierter. Er hatte Berlin als ein Trümmerfeld verlassen. Er war Zerstörung gewöhnt. Es muss ziemlich aufwühlend gewesen sein, durch die Altstadt von Nijmegen zu gehen, von deren stattlichen Häusern, einige noch aus dem Mittelalter, viele ebenfalls verschwunden waren, zerstört durch einen versehentlichen Bombenangriff der Amerikaner 1944. Nach jahrelangem Heimweh bekam mein Vater mit einem Mal

kalte Füße, und er brachte es nicht fertig, den eigentlich kurzen Weg bis zu seinem Elternhaus zu gehen. Weshalb das so war, weiss er heute nicht mehr genau. Vielleicht weil er nicht sicher sein konnte, ob seine Eltern noch lebten, ob das Haus noch stand. Vielleicht fürchtete er auch, dass das langersehnte Wiedersehen unangenehm und peinlich würde; es war in der Zwischenzeit ja sehr viel passiert.

Am Ende ging er natürlich doch nach Hause. Die ganze Familie hatte überlebt, und das Wiedersehen war reine Freude. Bald hatte er seinen alten Platz im sozialen Gefüge wiedergefunden; er passte sogar noch hinein. Er war einer von denen, die Glück gehabt hatten.

Für andere war die Vertreibung ein länger anhaltender Zustand und die Heimkehr eine Enttäuschung oder Schlimmeres. Extremerfahrungen reissen tiefe Gräben der Verständnislosigkeit zwischen Menschen. Alle hatten das Bedürfnis, ihre Geschichte zu erzählen. Konnte jemand, der Auschwitz überlebt hatte, den Menschen zu Hause, die von der Existenz der Todeslager allenfalls gehört hatten, auch nur annähernd mitteilen, was er – oder sie – in der Zeit erlebt hatte?

Diese Verständnislosigkeit beschrieb der ungarische Schriftsteller Imre Kertész in seinem *Roman eines Schicksallosen* (1992).² Der Autor, ein assimilierter Budapester Jude, war selbst in Auschwitz und Buchenwald. Bei der Deportation erst vierzehnjährig, wurde er im KZ gewissermassen erwachsen. Sein fiktives Alter Ego György trägt bei der Rückkehr nach Budapest noch die zerlumpte gestreifte Häftlingsjacke aus Buchenwald, und so ausgemergelt und fleckig, wie er ist, sieht er aus wie ein alter Mann. In der Wohnung seiner Eltern wohnen jetzt fremde Menschen, unfreundliche, argwöhnische Leute, die ihm die Tür vor der Nase zuknallen. KZ-Überlebende machten diese Erfahrung öfter, vor allem jüdische, mit deren Rückkehr niemand gerechnet hatte und die, wenn sie doch kamen, oft nicht gut aufgenommen wurden. Aber das Wiedersehen mit den früheren jüdischen Nachbarn, die untertauchen und in Budapest bleiben konnten, ist eigentlich noch schmerzlicher. Das Leben zu Hause sei auch nicht einfach gewesen, sagen sie. Als sie erfahren, wo er in der ganzen Zeit war, geben sie ihm den freundlichen Rat, «die Greuel» einfach zu vergessen

und nur an die Zukunft zu denken. Ähnliches hat ihm schon ein anderer beflissener Mitmensch geraten, ein «demokratischer» Journalist, den György in der Strassenbahn getroffen hat: Das Wichtigste sei doch, dass die «Nazihölle» vorbei sei, überstanden.

Was György den anderen nicht begreiflich machen kann, ist, dass er nicht in der Hölle war; seine Erlebnisse waren nicht metaphysisch: Er war im KZ. Wie sollte er vergessen und nur an die Zukunft denken, als sei sein früheres Leben einfach ein Albtraum oder Horrorfilm gewesen? Das Leben im KZ war weder selbstgewählt noch angenehm, aber es war dennoch Leben, *sein* Leben. Man konnte nicht so tun, als gäbe es keine Kontinuität. Das Problem war, dass Menschen, die nichts Vergleichbares erlebt hatten, sich weder vorstellen konnten noch vorstellen wollten, wie es gewesen war; daher die Flucht in Abstraktionen wie «Hölle» und «Greuel», die schnellstmöglich vergessen werden sollten.

Der Journalist und die Nachbarn – Herr Steiner, Herr und Frau Fleischmann –, die Kertesz am Ende seines Romans beschreibt, meinten es gut. Das war nicht immer der Fall, wenn Menschen, die den Krieg zu Hause erlebt hatten, mit KZ-Überlebenden oder anderen Heimkehrern, Kriegsgefangenen etwa oder Zwangsarbeitern, zusammentrafen. Leiden ist eine persönliche Angelegenheit. Die meisten Menschen wünschen sich, dass ihr Leiden zur Kenntnis genommen, anerkannt wird. Das Leiden anderer, vor allem wenn es unzweifelhaft schlimmer war, kann Ursache von Irritation, vielleicht Schuldgefühl sein: «Das Leben zu Hause war auch nicht einfach.»

Der manchmal frostige Empfang jüdischer Überlebender, die nach Hause kamen, nicht nur nach Polen und andere blutgetränkte Länder Mitteleuropas, sondern auch in westeuropäische wie die Niederlande, hatte mehrere Ursachen; eine war ein unbestimmtes, nicht vollständig verdrängtes schlechtes Gewissen, eine andere waren antisemitische Vorurteile, die durch die Jahre deutscher Besatzung womöglich noch verstärkt worden waren – Propaganda wirkt.

Das galt keinesfalls nur für Kollaborateure oder Nazisympathisanten. Als eine junge Frau, Netty Rosenfeld, 1944 nach der Befreiung der südlichen Niederlande aus ihrem Versteck kam und sich um eine Stelle beim Radiosender des holländischen Widerstands bewarb, erhielt sie den

Bescheid, Rosenfeld sei kein passender Name für den öffentlichen Rundfunk. Es arbeiteten schon genug Juden bei Radio Herrijzend Nederland (Wiedergeborene Niederlande; mit Spitznamen hiess der Sender «Wiedergeborenes Jerusalem»), das müsse sie doch verstehen. Eine Lektion, die Juden aus ihren unseligen Erfahrungen gewiss hätten lernen sollen, lautete: Drängt euch nicht vor, glaubt bloss nicht, ihr könntet schon wieder den Ton angeben. Und dies war als freundlicher Rat gemeint.

Ein gewisser Siegfried Goudsmit veröffentlichte im September 1945 in *Paraat*, einer linken Zeitung, die vom niederländischen Widerstand gegründet worden war, folgende Geschichte:

Eine Bushaltestelle. Passagiere warten auf den Bus nach Amsterdam. Unter ihnen zwei Juden. Der eine setzt sich auf die Bank... Eine nichtjüdische «Dame» ist damit nicht einverstanden und meint, er solle stehen. «Andere Leute haben ein Recht auf diesen Sitz.» Ja, gnädige Frau, unter anderen Umständen würde ich stehen, aber ich bin eben aus dem Krankenhaus gekommen, in das ich wegen totaler Erschöpfung nach meiner Rückkehr aus einem deutschen Konzentrationslager eingeliefert wurde, und wie Sie sehen, bin ich noch ziemlich schwach. «Hätte man Sie nur im Konzentrationslager behalten. Wir haben hier ohnehin schon genug von Ihresgleichen.» ...³

Anderen KZ-Überlebenden wurden vorgehalten, sie seien nicht die einzigen, die gelitten hätten; auch Niederländer hätten gehungert oder ihr Fahrrad verloren und Ähnliches. Juden sollten nicht zu viele Forderungen stellen, sollten nicht zu selbstbewusst auftreten. Sie sollten ihren Platz kennen und, das vor allem, dankbar sein.

Ein ehemaliges Widerstandsblatt, *De Patriot*, veröffentlichte einen Brief zum Problem des Antisemitismus im Nachkriegsholland. Er erschien am 2. Juli 1945:

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Juden, speziell wegen der deutschen Verfolgung, grosse Sympathie vom niederländischen Volk geniessen konnten. Jetzt gehört es sich aber, dass sie sich zurückhal-

ten und nicht übertreiben; sie sollen sich stets darauf besinnen, dass es ihre Pflicht ist, dankbar zu sein, und diese Dankbarkeit soll sich in erster Linie darin erweisen, dass an jenen, die um der Juden willen selbst Opfer wurden, wieder gutgemacht wird, was sich gutmachen lässt. Sie können Gott danken, dass sie mit dem Leben davonkamen. Man kann die Sympathie [des niederländischen Volkes] auch verspielen ... Die Juden sind wahrlich nicht die einzigen, die gelitten haben ...⁴

Kein Wunder also, dass die meisten jüdischen Überlebenden lieber den Mund hielten. Nicht sagten, dass von den rund hundertfünfzigtausend Juden, die es 1940 in den Niederlanden noch waren, fünfundsechzig Prozent nicht überlebt hatten. Nicht sagten, dass aus den KZs nur fünftausend zurückgekommen waren. Nicht sagten, dass die Nazimörder tatkräftige Unterstützung von der niederländischen Bürokratie, Polizei und Justiz bekommen hatten. Nicht sagten, wie die nichtjüdische Bevölkerung geschwiegen hatte, als die Deportationen anfangen und kein Ende mehr nahmen.

In den ersten Nachkriegsjahren wurden in den Niederlanden geradezu hektisch Kriegerdenkmäler errichtet – für Widerstandskämpfer, für gefallene Soldaten, für das Leiden des Volkes, für die Selbstopferung tapferer Individuen. Das erste Monument zum Gedenken an die jüdische Katastrophe wurde 1950 in Amsterdam aufgestellt, nicht weit vom alten jüdischen Markt, der portugiesischen Synagoge aus dem 17. Jahrhundert und den erst verlassen, dann ausgeschlachteten Häusern der abtransportierten Juden. Aus weißem Marmor, überragt von einem Davidstern, besteht es aus fünf Reliefs: Darstellungen der Liebe, des Widerstands, der Tapferkeit und der Trauer der nichtjüdischen Niederländer. Sein Name lautet «Monument der jüdischen Erkenntlichkeit».

Tatsache ist, dass jüdische Überlebende peinlich waren. Sie passten nicht in die Heldenerzählung, die zwischen den Ruinen des Kriegs hastig konstruiert wurde, in den Niederlanden, in Frankreich, eigentlich in jedem Land, dessen Menschen die unbequemen, beschämenden Wahrheiten über die Vergangenheit zu vergessen suchten. Männer und Frauen, die, so gut es ging, die Demütigungen der Besatzung während des Kriegs über-

standen hatten, indem sie sich bedeckt hielten und den Blick abwandten, wenn es anderen schlecht erging – sie taten nun so, als seien sie die ganze Zeit Helden gewesen. In den fünfziger Jahren hörte ich in der Grundschule die stolzen Berichte von Lehrern, die von ihren winzigen Akten des Widerstands erzählten – zum Beispiel wenn sie deutsche Soldaten, die nach dem Weg fragten, in eine falsche Richtung geschickt hatten, und Ähnliches.

Mein Lieblingsschriftsteller in Kindertagen war Klaas Norel, dessen Bücher von den mutigen Taten junger Widerstandskämpfer handelten; sie hatten beherzte Titel wie *Aushalten*, *Jungens!*, *Englandfahrer* oder *Widerstand und Sieg*. Für Juden war auf der Liste realer oder imaginärer Helden kein Platz, und die alten Vorurteile hielten sich zäh. Hier eine Passage aus *Englandfahrer*. «Die Juden mögen keine Helden sein, aber schlau sind sie sicherlich. Erst als die Nazis anfangen, nach jüdischem Geld und Eigentum zu greifen, wachten die Juden auf. Dann aber gehörig. Mit List und Schläue gelang es ihnen, dem Feind Millionen vorzuenthalten.»

*

Auch in Frankreich, wo sich die Regierung unter de Gaulle bemühte, nach einer Zeit ungehemmter Vergeltung die tiefen Risse in der Gesellschaft zu kitten, indem sie so tat, als hätten sich die meisten Bürger tapfer gegen den deutschen Feind gestellt, breitete sich eine Stimmung eigennütziger, wenn auch vielleicht notwendiger Selbsttäuschung aus, in der die ehemaligen Kriegsgefangenen ein störender Fremdkörper waren. Kein festlicher Empfang für die Heimkehrer in ihren abgerissenen, fadenscheinigen, altmodischen Uniformen! Im Gegenteil, man machte sie für die schändliche Niederlage von 1940 verantwortlich. In einem «Frankreich, das gekämpft hat, dem einzigen Frankreich, dem wahren Frankreich, dem ewigen Frankreich» (de Gaulles Worte am Tag nach der Befreiung von Paris) war für diese Männer kein Platz. Hoffen konnten sie allenfalls auf eine Lebensmittelkarte, etwas Bargeld, eine ärztliche Untersuchung und ein paar Takte «Marseillaise» (falls die Gruppe gross genug war, um einen musikalischen Empfang zu rechtfertigen).

Dass die Vichy-Propaganda die Kriegsgefangenen als mutige Krieger dargestellt hatte, die ihre Haft zur höheren Ehre Frankreichs erduldeten, war nach dem Krieg auch nicht hilfreich. Roger Ikor, später ein berühmter Schriftsteller, wurde im Mai 1940 gefangengenommen und, obwohl jüdischer Herkunft, mit anderen französischen Kriegsgefangenen in Pommern inhaftiert. In seinen Erinnerungen schreibt er: «Mundtot, ohne Möglichkeit zu widersprechen, waren wir die perfekten Parteigänger für Pétain und seine Bande. War es da nicht naheliegend, dass er uns mit dem reinsten Blut Frankreichs in Verbindung brachte? Aus dem genau entgegengesetzten Grund verachteten uns die Gaullisten. Zwei Millionen Gefangene, zumal mit dem Schandfleck des Pétainismus behaftet, das war den Hähnen im Korb peinlich und ihrem besonderen Frankreichbild abträglich. Hatten wir uns nicht gefangennehmen lassen, statt – wie sie – tapfer Widerstand zu leisten? Da konnten wir ja nur Feiglinge sein, nicht das reinste, sondern das unreinste Blut.»⁵

Und so schlugen den Kriegsgefangenen bei ihrer Rückkehr meist kalte Förmlichkeit und schweigende Verachtung, im besten Fall Herablassung entgegen. In den Repatriierungszentren wurden sie von herrischen Staatsvertretern, häufig -vertreterinnen in Uniform empfangen, die im Dienstrang manchmal höher standen als diese Männer mit ihren Kriegsjahren hinter Stacheldraht und die auch keine Hemmungen kannten, ihren Rang hervorzukehren.

Die Schriftstellerin Marguerite Duras, selbst im Widerstand, schrieb darüber in ihrem Roman *Der Schmerz*:

Es kommen immer noch welche an. Lastwagen fahren vorbei ... In Gruppen zu fünfzig ergiessen sich die Gefangenen ins Auffanglager ... «Die armen Jungs» betrachten den Ehrensaal, alle lächeln. Repatriierungsoffiziere rahmen sie ein. «Auf Freunde, in eine Reihe.» Sie reihen sich ein und lächeln weiter. ...In diesen Tagen war ich an der Gare de F Est, eine dieser Damen hat einen Soldaten der Legion angefahren und auf ihre Tressen gezeigt: «Na, mein Freund, grüsst man nicht mehr, Sie sehen doch, dass ich Hauptmann (sic!) bin?»⁶

Duras war überzeugte Linke, und sie hatte eine besondere Abneigung gegen genau diese Sorte Staatsvertreter, die sich mit ihrem Amt schmücken. Das waren Reaktionäre, die, in den Worten von Dionys Mascolo («D.»), ihrem Liebhaber und Genossen im linken Widerstand, «gegen jede Widerstandsbewegung sein werden, die nicht unmittelbar gaullistisch ist. Sie werden Frankreich besetzen. Sie denken, sie halten sich für das schützende und denkende Frankreich.»⁷ Mit der Zeit konstruierten sie die Heldenerzählung vom «ewigen Frankreich», die sie selbst in goldenem Licht zeigte.

Duras beschreibt noch eine andere, erschütterndere Rückkehr. Ihr Mann, Robert Antelme, auch er ein Linker und im Widerstand, war verhaftet und nach Buchenwald deportiert worden. Sie war zwar schon während des Kriegs eine Beziehung mit «D.» eingegangen, machte sich aber grösste Sorgen um ihren Mann; deshalb pendelte sie ständig zwischen Repatriierungszentrum und Gare de F Est hin und her und hoffte auf die Nachricht, dass er am Leben sei. Antelme war, als ihn der spätere Präsident François Mitterrand zufällig in einem deutschen Lager entdeckte, kaum in der Lage zu sprechen, geschweige denn zu gehen. Doch am Ende erfolgte tatsächlich das ersehnte Wiedersehen in Paris:

Beauchamp und D. hielten ihn unter den Achseln. Sie waren auf dem Treppenabsatz der ersten Etage stehengeblieben. Er sah nach oben. Ich weiss nicht mehr genau. Er hat mich wohl angesehen und mich erkannt und gelächelt. Ich habe nein geschrien, dass ich nicht sehen wolle. Ich bin die Treppe wieder hinaufgelaufen. Ich brüllte die ganze Zeit, daran erinnere ich mich noch. Der Krieg brach als Gebrüll heraus. Sechs Jahre, ohne zu schreien. Ich fand mich bei Nachbarn wieder. Sie zwangen mich, Rum zu trinken, sie schütteten ihn mir in den Mund. In die Schreie.

Kurze Zeit später sieht sie ihn wieder, er lächelt immer noch:

An diesem Lächeln erkenne ich ihn plötzlich, aber aus sehr weiter Entfernung, als ob ich ihn am Ende eines Tunnels sähe. Es ist ein Lächeln der Verlegenheit. Er entschuldigt sich, dass es so weit mit

*ihm gekommen ist, zum Abfall heruntergekommen. Und dann erlischt sein Lächeln. Und er wird wieder ein Unbekannter.*⁸

Mein Vater war nicht in Buchenwald. Er hatte auch keine Frau im holländischen Widerstand, die einen Liebhaber hatte und sich scheiden lassen wollte. Seine Heimkehr war nicht annähernd so dramatisch. Aber diese Passage aus Duras' Erinnerung ist ein Hinweis darauf, wo auch seine Angst vor dem Heimkommen herkam: Es war die Angst, fremd geworden zu sein.

*

Wenn für französische Kriegsgefangene das Heimkommen schwer war, um wie viel schwerer wird es für Deutsche und Japaner gewesen sein. Auf deren Schultern lag nicht nur die Last der nationalen Niederlage, die für sich schon schwer genug war, sondern es empfingen sie die Verachtung, ja der Hass der eigenen Landsleute, denn sie waren ja schuld an einem katastrophalen Krieg und an unaussprechlichen Verbrechen, sie hatten als arrogante Krieger das ganze Land bevormundet und kehrten jetzt als erbärmliche Verlierer zurück. Das war natürlich nicht ganz fair. Andere, darunter Millionen Frauen, hatten ihnen zugejubelt, fahnenschwenkend und patriotische Lieder singend, als sie in den Krieg gezogen waren, und hatten ihre Siege gefeiert, die in manchen Fällen real waren, in anderen von der staatlichen Propaganda erfunden. In einem von offizieller Hysterie zur Raserei aufgepeitschten hochautoritären Staat trug der gewöhnliche Soldat für die Folgen nicht mehr Verantwortung als die Zivilbevölkerung, die ihn so lautstark bejubelt hatte. In Deutschland jedenfalls konnte man die Nazis für alles verantwortlich machen. Die Japaner, die kein Äquivalent der NSDAP hatten, schoben die Katastrophe auf «die Militaristen» und im Weiteren auf jeden, der mit den Streitkräften irgendwie in Verbindung stand – eine Betrachtungsweise, die auch von der amerikanischen Nachkriegspropaganda verbreitet und von der japanischen Presse getreulich wiedergegeben wurde.

Die Kamikazeflieger (*Tokkotai*), schrieb der japanische Essayist Sakaguchi Anjo, seien «bereits heute Schwarzmarktgangster geworden».⁹

Dieser Absturz, dieses massenhafte Erwachen aus nationaler Selbsttäuschung wurde ganz unverblümt den Männern in die Schuhe geschoben, die für den Kaiser in den Tod geschickt worden waren und das schmachvolle Pech hatten, am Leben geblieben zu sein. Es gibt einen japanischen Ausdruck, der unmittelbar nach dem Krieg in aller Munde war: *Tokkotai kuzure*, «degenerierter Kamikaze» – junge Männer, deren morbider Idealismus in Sex- und Alkoholgelage umgeschlagen war.

Verbitterung gegen auftrumpfende, wichtigtuerische japanische Soldaten gab es schon vor der Niederlage 1945, allerdings wäre es äusserst riskant gewesen, sie zu äussern. Als die Leute sahen, wie aus kriegerischer Gewalt kriminelles Verhalten in Friedenszeiten wurde, erfuhr das stolze Bild der kaiserlichen Streitkräfte eine weitere Trübung. Bei Kriegsende waren die Militärlager nach wie vor voller Waren; es gab darin nicht nur Waffen, sondern alles, bis hin zu Decken und Kleidung – unverzichtbar für eine notleidende Bevölkerung. Nach der organisierten Plünderung durch hochrangige Offiziere und ihre zivilen Kumpane, häufig Gangster mit zwielichtiger Kriegsvorgangeneit, waren die Lager leer, und das Beutegut gelangte nach und nach auf den Schwarzmarkt, wo es zu Preisen verkauft wurde, die sich die meisten nicht leisten konnten.

Millionen junger Männer ins zivile Leben zurückzuholen, nachdem sie zuerst dafür ausgebildet worden waren, für ihr Land zu töten, kann niemals reibungslos vonstattengehen. Zusätzlich erschwert wurde der Prozess durch die Schande der Niederlage. Da erscheint es ganz folgerichtig, dass eine Radiosendung, die von Sommer 1946 an zweimal täglich ausgestrahlt wurde, um über vermisste Personen zu informieren, eine eigene Unterabteilung speziell für desorientierte Veteranen hatte; sie hiess «Wer bin ich?».¹⁰

Den demoralisierten, durch militärisches Versagen ohnehin ihrer Männlichkeit beraubten Kriegern standen weitere Schläge bevor: Oft war ihr Zuhause zerstört, ihre Ehe am Ende. Ein verbreitetes Thema in deutschen wie in japanischen Filmen und Büchern über die erste Nachkriegszeit ist die tiefe Kluft zwischen heimkehrenden Soldaten und ihren Ehefrauen, die sich Liebhaber genommen haben, um die Einsamkeit zu lindern oder schlicht um zu überleben. Das Thema ist so alt wie der Krieg:

Der heimkehrende Agamemnon wird im eigenen Haus von seiner Frau oder ihrem Liebhaber oder beiden – je nach Version der Geschichte – ermordet. Rainer Werner Fassbinders Film *Die Ehe der Maria Braun* (1979) ist eines der schönsten Beispiele aus Deutschland: Marias Ehemann, eben aus dem Grauen der Ostfront zurückgekehrt, findet seine Frau nackt in den Armen eines schwarzen amerikanischen Soldaten. In diesem Fall stirbt der Liebhaber. Ein sehr viel weniger bekanntes japanisches Beispiel ist Ozu Yasujirōs Film *Eine Henne im Wind* (1948). Recht untypisch für Ozu endet der Film äusserst melodramatisch, als der eifersüchtige Ehemann seine Frau die Treppe hinunterwirft, weil sie in seiner Abwesenheit mit einem anderen Mann geschlafen hat. Verletzt, hinkend fleht die Frau um seine Vergebung, und unter einem Strom von Tränen nimmt schliesslich alles ein glückliches Ende.

Die Geschichte, die dem überfrachteten Finale vorausgeht, ist aber typisch für die Zeit. Tokiko, die Frau, die nicht weiss, ob ihr Mann noch lebt, versucht sich und ihren kleinen Sohn mit dem Hungerlohn durchzubringen, den sie als Näherin verdient. Der Sohn erkrankt schwer, und sie hat kein Geld, um das Krankenhaus zu bezahlen, weshalb sie sich für eine Nacht an einen Fremden verkauft. Als Shuichi, ihr Ehemann, schliesslich zurückkommt, beichtet ihm Tokiko ihren einmaligen Fehltritt. Wutentbrannt über die Untreue seiner Frau, entwickelt Shuichi eine regelrechte Besessenheit. Dabei geht es gar nicht hauptsächlich um Treue: Der wahre Grund seiner Raserei ist das Ringen des besiegten Soldaten um die verlorene Selbstachtung. Der Film ist sehr realistisch – nur dass die Ehe im realen Leben wahrscheinlich nicht mit einer tränenreichen Versöhnung gerettet worden wäre.

Leserbriefe an Zeitungen zeigen, wie gross die Probleme der Rückkehr und Wiedereingliederung waren. Von dem berühmten Romanautor Shiga Naoya erschien am 16. Dezember 1945 ein Brief in der Zeitung *Asahi*, in dem er schrieb, seiner Meinung nach habe die Regierung die Pflicht, ehemalige Kamikazepiloten umzuerziehen: Woher sollten denn junge Männer, die man gelehrt hatte, zum Ruhm der Nation Selbstmord zu begehen, jetzt das nötige Rüstzeug haben, um sich in der zynischen Welt von 1945, diesem Kampf aller gegen alle, ein neues Leben aufzu-

bauen? Ihr Absturz in die Verzweiflung, in die «Degeneration», die ihnen die Gesellschaft vorwarf, lasse sich nur verhindern, wenn ihnen der Staat eine eigene Schulung biete. Ein anderer Leser nahm darauf Bezug, stimmte zu, wies aber daraufhin, dass die japanische Gesellschaft insgesamt dringend der Umerziehung bedürfe. Und wieder ein anderer Leserbriefschreiber, der selbst zum Selbstmordpiloten ausgebildet worden war, versicherte, die Schulung durch den Krieg und der Geist der *Tokkotai* seien genau das, was jetzt, in der degenerierten Kultur des Nachkriegs-japans, gebraucht werde.

Einer der ergreifendsten Briefe an die *Asahi* stammte ebenfalls von einem ehemaligen Soldaten; er wurde am 13. Dezember veröffentlicht:

*Mitveteranen! Jetzt sind wir frei. Aus dem düsteren und grausamen Militärleben, von den blutigen Schlachtfeldern sind wir zurückgekehrt. Aber zu Hause erwarteten uns die scharfen Augen der zivilen Bevölkerung, in denen Hass auf die Militaristen steht, und wir fanden unsere Heimatstädte von den Feuern des Kriegs zerstört ... Die blutigen Schlachten sind vorbei, aber die eigentliche Schlacht des Lebens hat erst begonnen ...*¹¹

Seine Jugendillusionen, schreibt er, habe ja schon das Leben beim Militär zerschlagen, das selbstgefällige und tyrannische Offizierskorps, dessen aufgeblasene Salbaderei über Treue zum Land und andere hochfliegende Ideale sich als hohl und leer erwiesen habe. Für sie sei der gemeine Soldat nichts anderes als eine Maschine. Und jetzt, schreibt er, «ist der Veteran zum Synonym für den Bösewicht geworden ...».

«Wie denkt das Volk wirklich über uns Veteranen?», fragt ein anderer am selben Tag. «Die Leute denken, ein Soldat sei dasselbe wie ein Militarist. Natürlich müssen die Militaristen Verantwortung für unsere Niederlage im Krieg übernehmen. Aber der gewöhnliche Soldat war doch nicht so. Er war nur ein Patriot, der für sein Land gekämpft hat. Glaubt ihr tatsächlich, wir hätten aus eigenem Wunsch oder um unseres Vorteils willen unser junges Leben weggeworfen, um auf den Schlachtfeldern oder im

Pazifik zu kämpfen? Ich würde mir wirklich wünschen, dass man uns Veteranen mehr Wärme entgegenbringt.»¹²

Die amerikanischen Vietnamkriegsveteranen konnten solche Empfindungen sicher nachfühlen. Aber sogar die Sieger in einem Krieg, der nahezu einhellig als gerecht empfunden worden war, hatten Schwierigkeiten, ins zivile Leben zurückzufinden. William «Bill» Mauldin war der populärste Karikaturist in der US-Armee. Mit seinen respektlosen Zeichnungen in *Stars and Stripes* von Willie und Joe, zwei GIs, die das Soldatenleben an der Front in Europa zu bewältigen versuchen, wurde er zum Helden der GIs, der *dogfaces*, wie die Infanteristen heissen. Willie und Joe reden wie reguläre Soldaten, und sie denken auch so. Und was sie denken, ist für die Vorgesetzten oft wenig schmeichelhaft, was Mauldin eine Standpauke von General Patton eintrug, der ihm mit Gefängnis drohte. Im Juni 1945 prangte Willie auf der Titelseite des *Tzme*-Magazins, und jetzt sah er müde aus, war unrasiert, zerzaust, mit einer Zigarette im linken Mundwinkel – meilenweit entfernt vom strahlenden Kriegshelden.

Back Home (1947) ist Mauldins Bericht in Wort und Bild von Willies und Joes Heimkehr. Die Probleme, die auf sie zukommen, und die Ansichten, die sie äussern, sind gemässigte Versionen der Empfindungen, die japanische Veteranen in Leserbriefen an die Zeitungen zum Ausdruck brachten. Da ist zum Beispiel das Ressentiment gegen die hohen Ränge: Willie und Joe stehen in schlotternden Zivilkleidern an einer Hotelrezeption, um ein Zimmer zu mieten, und ein mürrischer Gepäckträger mit gestreiften Hosen, Mütze, Schulterklappen und Goldknöpfen schleppt ihre Koffer. Joe: «Aha, Major Wilson trägt wieder Uniform.»

Willies und Joes verhaltener Zorn brennt bei Weitem nicht so heiss wie der Hass japanischer Soldaten auf die Offiziere, die Zehntausende von ihnen in Himmelfahrtskommandos verheizten oder tatsächlich umbrachten und ihre Leichen assen, als sie in Neuguinea oder auf den Philippinen unter Dauerbeschuss standen und nichts mehr zu essen hatten. Aber Mauldins Argument, dass ein schlechter Soldat sich vor allem selber schädigt, während «ein schlechter Offizier sehr viel Elend bei seinen Untergebenen anrichtet», dürfte auch in Japan auf offene Ohren gestossen sein.¹³

Die Kluft zwischen Militär- und Zivilleben zu schliessen war ein schmerzhafter Prozess, für die Helden des Schlachtfelds mindestens ebenso sehr wie für Männer, die sich im Kampf nicht weiter hervorgetan hatten. Ehefrauen und Freundinnen fanden die heimgekehrten Soldaten nicht immer heldenhaft genug. In einer Karikatur hält Willie, der einen schäbigen Geschäftsanzug trägt, ungeschickt das Kriegsbaby im Arm, das ihm völlig fremd ist. Seine Frau, mit schickem Hut und Handschuhen, bemerkt dazu: «Ich hatte gehofft, du trägst deine Soldatentracht, damit ich stolz auf dich sein kann.» Mit Mauldins Worten: «Mrs Willie, die das College besucht hatte, als Willie sie kennenlernte, hatte in den ersten glorreichen Phasen des Kriegs wie ihre Kommilitoninnen fescche Uniformen verehrt. Von Willie war sie immer ein wenig enttäuscht, weil er kein Offizier mit Reitgerte und knallroten Hosen geworden war.» Er bekam ja nicht einmal Auszeichnungen. Deshalb, fährt Mauldin fort, «blieb ihr nicht nur das Vergnügen versagt, mit seinen Orden zu protzen, sondern es wurde ihr ziemlich plötzlich bewusst, dass sie ihn vorher nie in Zivil gesehen hatte – er sah wirklich recht unelegant und mittelmässig aus.»¹⁴

Es ist nicht überraschend, dass manche Kriegsteilnehmer, die mit der Enttäuschung oder dem zivilen Leben nicht zurechtkamen oder auch von der Brutalität auf dem Schlachtfeld traumatisiert waren, Gewalttaten begingen; das kommt nach jedem Krieg vor. Im ersten Jahr nach dem Zweiten Weltkrieg aber schenkte die Presse solchen Vergehen übertriebene Aufmerksamkeit. Willies Frau sehen wir eine Zeitung mit der Schlagzeile lesen: «Veteran tritt Tante», während ein niedergeschmetterter Willie mit einem Glas Whiskey in der Hand im Sessel sitzt. Der Kommentar dazu lautet: «Kurzmeldung über einen dreifachen Axtmord auf Seite 17. Kein Veteran beteiligt.»¹⁵ Mauldin verweist auf den traurigen Umstand, dass solche Horrorschlagzeilen «das Gerücht, das in jedem Land nach einem Krieg kursiert, zusätzlich schürten: nämlich dass die heimkehrenden Soldaten dafür ausgebildet sind, anzugreifen und zu töten, und damit eine potenzielle Gefahr für die Gesellschaft darstellen».

Verglichen mit den Kriegsheimkehrern in Deutschland oder Japan, mag das Problem der zurückkehrenden GIs trotz gewisser Ähnlichkeiten marginal scheinen: Schliesslich waren sie Helden, die ins reichste Land

der Erde zurückkehrten, sich in ihrem Sieg sonnten und dank dem grossartigen neuen Gesetz *G. I. Bill*, das unter anderem den Universitätszugang für jeden Kriegsteilnehmer vorsah, bald von der staatlich finanzierten Wiedereingliederung profitieren sollten. Aber sogar in Amerika gelang es den Männern in Uniform oft nicht, der Heldenerzählung gerecht zu werden. Natürlich gab es einen entscheidenden Unterschied zwischen den Siegerländern und den Besiegten, der sich auch dann noch bemerkbar machte, als die Not, die auf jeden verheerenden Krieg folgt, längst überstanden war. Die Deutschen und die Japaner waren ernüchert und glaubten nicht mehr an das heroische Ideal. Von Krieg wollten sie nichts mehr wissen. Die Briten und Amerikaner hingegen wurden die Nostalgie nach ihrer Sternstunde nie mehr ganz los, was zu der fatalen Neigung führte, sich auf unüberlegte militärische Abenteuer einzulassen, damit sie und ihr Volk sich von neuem als Helden fühlen konnten.

*

Wie stand es um die Männer, die nicht mehr nach Hause wollten?

Das Drautal, im österreichischen Bundesland Kärnten gelegen und für sein atemberaubendes Alpenpanorama mit kühlen Bergseen, Blumenwiesen und dunklen Fichtenwäldern berühmt, muss den slowenischen Flüchtlingen aus Jugoslawien wie ein Blick ins Paradies erschienen sein, als sie aus dem pechfinsternen, halb mit Wasser gefüllten Tunnel auftauchten, den Zwangsarbeiter für die Wehrmacht gegraben hatten. Andere kamen über felsige, vereiste Gebirgspässe. Einer von ihnen erinnerte sich: «In dieser grandiosen Landschaft kam es uns vor, als stünde glitzernd und von allen Seiten widerhallend das Wort LEBEN vor uns.»¹⁶

Wer aber die gesegnete Region mit ihren malerischen Orten und Dorfkirchen in diesem schönen Frühjahr 1945 aus der Nähe betrachtete, der sah Fremdartiges und Verstörendes. Das Drautal war übersät mit Lagern und Barackensiedlungen, den Behelfsunterkünften für Zehntausende Menschen – ehemalige Soldaten ebenso wie Frauen und Kinder samt ihren Pferden, Ochsenkarren und sogar Kamelen. Es waren stolze Kosaken mit hohen Schaffellmützen, slowenische Bauern, serbische Tschetniks –

die einen Royalisten, die anderen Faschisten, die dritten etwas von beidem –, kroatische Faschisten von der gefürchteten Ustascha, Ukrainer, Russen, ehemalige Kriegsgefangene aus verschiedenen europäischen Ländern und sogar ein paar NS-Massenmörder, die sich in Berghütten versteckten, so etwa Odilo Globocnik («Globus» für seine Kameraden, ein Slowenien-deutscher, der, unter anderem, für die Einrichtung der Todeslager in Polen zuständig gewesen war. Ein Reporter der Londoner *Times* verglich diese Ansammlung erschöpfter Flüchtlinge, die zumeist vor Titos kommunistischen Partisanen oder der Roten Armee der UdSSR geflohen waren, mit einer «Völkerwanderung wie die der Ostgoten anderthalb Jahrtausende früher». ¹⁷ Wie Nigel Nicolson, ein britischer Geheimdienstoffizier und später bekannter Londoner Verleger, sagte, war Kärnten «der Sumpf von Europa». ¹⁸

Betrachtet man die Kärntner Landespolitik der jüngsten Zeit, die so typisch für diese Art von ethnischem Nationalismus war, der damals eine menschliche und kulturelle Katastrophe in Europa verursacht hatte, dann war das britisch besetzte Kärnten gewissermassen ein passender Schauplatz für die Misere einer Völkerwanderung. Im Süden lebten vor allem Slowenen. Zu Kriegszeiten war der Gauleiter der deutschsprachige Kärntner Friedrich Rainer; er hatte versucht, den Süden zu «germanisieren», indem er die Slowenen zwang, Deutsch zu sprechen; andernfalls wurden sie kurzerhand deportiert und durch Menschen mit germanischem Stammbaum ersetzt. Als der Krieg vorbei war, marschierten Titos Partisanen ein und beanspruchten das Gebiet für Jugoslawien, bis sie von der britischen Armee zurückgedrängt wurden.

Das war allerdings nur ein kleiner Teil des Problems im «Sumpf von Europa», der von Menschen wimmelte, von Zivilisten wie Soldaten, die nicht in ihre Heimat zurückwollten oder keine Heimat mehr hatten. Nigel Nicolson schrieb:

Die Zahl der Nationalitäten, die uns um Schutz anflehten, schien grenzenlos zu sein. Die Deutschen wollten vor Tito geschützt werden, die Kosaken vor den Bulgaren, die Tschetniks vor den Kroaten, die Weissrussen vor der Roten Armee, die Österreicher vor den Slowe-

*nen, die Ungarn vor allen anderen, und ebenso umgekehrt, die Liste wieder aufwärts ... Kärnten war nicht nur das letzte Refugium der NS-Kriegsverbrecher, sondern auch Zuflucht für vergleichsweise harmlose Völker, die vor den Russen und vor Tito flohen, unerwünscht waren und fast überall, wo sie hinkamen, verfolgt wurden.*¹⁹

In vielen Fällen war die Lage sogar noch schlimmer. Die Slowenen, Kroaten und Serben, die gegen Titos Kommunisten gekämpft hatten – manchmal aufseiten der Deutschen, manchmal auch nicht –, erwarteten Folter und Tod, falls sie ihrem Erzfeind in Jugoslawien ausgeliefert wurden. Kosaken, von denen viele schon einmal, nämlich im Bürgerkrieg nach 1917 gegen die Kommunisten gekämpft hatten und ihr Leben seither in diversen europäischen Hauptstädten als Kellner, Taxifahrer oder Autoren obskurer Emigrantenzeitschriften fristeten, wussten, dass sie in der Sowjetunion Hinrichtung oder langsamer Tod im Gulag erwartete. Von ähnlichen Ängsten waren die Ukrainer beherrscht, die sich törichter-, aber nicht unerklärlicherweise an Hitler gehängt hatten, weil sie hofften, auf diese Weise Stalin loszuwerden. Die furchtsamen Erwartungen bewahrheiteten sich allesamt. Mit einem allerdings hatten sie nicht gerechnet: dass die Briten, die sie für das ritterlichste, anständigste, grosszügigste Volk Europas gehalten hatten, sie zwingen würden zu gehen.

In der österreichischen Stadt Bleiburg, im Südosten von Kärnten an der jugoslawischen (heute slowenischen) Grenze gelegen, erhielt Brigadegeneral T. P. Scott, Kommandant der 38. (irischen) Brigade, am 14. Mai die Meldung, dass sich zweihunderttausend Soldaten der kroatischen Armee in Begleitung einer halben Million kroatischer Zivilisten den britischen Linien näherten. Bei seinem Gespräch mit deren Vertretern musste Scott, dem Vernehmen nach ein mitfühlender Mensch, ihnen begreiflich machen, dass er sie nicht nach Österreich lassen könne. Es sei kein Platz für sie. Sie würden verhungern. Na gut, antworteten manche, dann verhungern wir eben. Andere fragten, ob sie vielleicht nach Afrika weiterziehen könnten oder nach Amerika. Nein, das sei auch nicht möglich. In dem Fall würden sie «lieber gleich hier sterben, ehe sie sich irgendwelchen Bolschewisten ausliefern».²⁰

Es brauchte viel Überredung, doch am Ende waren die Kroaten, die durstig, hungrig und am Rand der Verzweiflung waren, einverstanden, sich den Titoisten («Tits», wie die Briten sie nannten) zu ergeben. Die Männer würden wie reguläre Kriegsgefangene behandelt und die Frauen nach Kroatien in ihre Häuser zurückgeschickt: Das versprach man ihnen, Brigadegeneral Scott könne ganz beruhigt sein.

Es kam anders. Die genauen Umstände werden wir vielleicht nie erfahren. Die Berichte der wenigen Überlebenden sind verbittert und womöglich übertrieben, aber sie vermitteln eine Vorstellung davon, wie mit ihnen umgesprungen wurde. Etlichen Berichten zufolge wurden am 15. und 16. Mai zehntausend Soldaten und Offiziere auf der jugoslawischen Seite der Grenze niedergeschossen und in den Strassengraben geworfen. Am 17. Mai begann ein «Todesmarsch» entlang der Drau (Drava) ins slowenische Maribor. Einer Version der Geschichte zufolge wurden «Hunderttausende Kroaten ... dazu in Marschkolonnen eingeteilt, und nach typisch russischer Manier fesselte man ihnen die Hände mit Draht. Vor Hunger und Durst schmachmend, abgezehrt, nur noch blosse Schemen ihrer selbst, siech und mit dem Tode ringend, mussten sie lange Strecken neben ihren reitenden oder in Pferdewagen fahrenden ‚Befreiern‘ herrennen. Wer dieses Laufschrirtempo nicht durchhielt, wurde erstochen, totgeprügelt oder niedergeknallt und einfach am Strassenrand liegengelassen oder in einen Graben geworfen.»²¹ Ein anderer Bericht schätzt, dass «rund 12'000 Kroaten» im Graben neben der Strasse verscharrt wurden. «Weil das Blut den Boden tränkte und der Boden selbst sich wegen der gedunsenen Leichen zu heben begann, gossen die Partisanen Lauge darauf aus, schaufelten noch mehr Erde darüber und ebneten den Boden mit Panzern ein.»²²

Auch wenn diese Geschichten hassgefärbt sind, steht ausser Zweifel, dass Titos Partisanen sehr viele Menschen umbrachten, nicht nur Kroaten auf ihrem Todesmarsch, sondern auch Serben und Slowenen im dichten, schönen Wald von Kocevje, durch den heute Wildschwein, Luchs und Rothirsch streifen, mit Maschinengewehren erschossen. Dorthin waren sie als Gefangene der Kommunisten gelangt, weil die Briten sie in den Zug nach Jugoslawien gesetzt und ihnen gesagt hatten, sie führen jetzt nach

Italien. Hätten sie ihnen ihr wahres Ziel verraten, hätten sie genau den Aufruhr ausgelöst, den sie um jeden Preis zu vermeiden suchten.

Die Auslieferung russischer und anderer Antikommunisten an ihre Feinde, die notfalls unter einem Vorwand und manchmal auch mit Gewalt erfolgte, rechtfertigten die Briten, indem sie sich sagten, die Kroaten, Serben, Slowenen, Weissrussen und Ukrainer seien schliesslich Verräter, die auf der Seite der Deutschen gekämpft hätten, kurzum Feinde nicht nur der sowjetischen Verbündeten, sondern auch der Briten. Abgesehen davon, dass Frauen und Kinder sich kaum als feindliche Kämpfer bezeichnen liessen, war es, wie immer, nicht ganz so einfach.

Es stimmt, dass an die zehn Prozent der Soldaten in deutscher Uniform, die nach der Invasion der Normandie in Frankreich gefangengenommen wurden, Russen waren. Diese Russen aber, von denen die meisten kein Wort Deutsch konnten und die sich gern, ja erleichtert den Briten ergaben, waren kaum je von Enthusiasmus für die Sache Hitlers getrieben. Viele waren Kriegsgefangene von der Ostfront gewesen. Wer die Strategie der Deutschen, sowjetische Gefangene absichtlich verhungern zu lassen, überlebte, wurde 1943, als die Deutschen dringend eines Truppenanschubs bedurften, vor eine brutale Entscheidung gestellt: entweder innerhalb eines Fremdenbataillons in der Wehrmacht zu dienen oder zu sterben.

Der Fall der Kosaken war komplizierter. Ihre ranghohen Offiziere, Veteranen des russischen Bürgerkriegs und jetzt in ihren Sechzigern, sahen den Einmarsch der Deutschen in die Sowjetunion als ihre letzte Chance, traditionelles Kosakenland zurückzufordern, auf dem sie leben konnten wie ihre Grossväter: als eine Art Kriegerkaste des 18. Jahrhunderts. Die Deutschen versprachen ihnen Hilfe, sofern sie auf deutscher Seite kämpften, was sie dann auch taten – eine grimmige Bande Soldaten, die mit den edelsteinbesetzten Dolchen und Krummsäbeln ihrer Vorfahren in den Krieg zogen. Es war ein romantischer, törichter, häufig verhängnisvoller Versuch, zu einer Lebensweise zurückzufinden, die wahrscheinlich ein für alle Mal untergegangen war. Sie kämpften in der Sowjetunion und, als sie zum Rückzug gezwungen waren, in Jugoslawien, begleitet von Tausenden ziviler Flüchtlinge, die das Leben unter Stalin nicht mehr ertrugen. Gegen Ende des Kriegs vergaben die Deutschen –

wie die Japaner in Südostasien – Territorien an kollaborierende Regimes, sozusagen als Bestechung in letzter Minute, um sie bei der Stange zu halten: Den Kosaken teilten sie mit, sie könnten in den italienischen Alpen «Kosakien» gründen. Als dann die Briten eintrafen, erklärten die Kosaken nicht die Engländer, sondern die Sowjetkommunisten zu ihren Feinden, gaben Kosakien auf und wanderten über den Alpenhauptkamm in die idyllischen Kärntner Täler ein.

Die kroatischen Faschisten, wird behauptet, hätten sich unter ihrem Anführer Ante Pavelić mit seiner versteinerten Miene derart entsetzlich aufgeführt, dass selbst die Deutschen schockiert waren. Der italienische Journalist und Schriftsteller Curzio Malaparte, dessen Berichte oft von einer anschaulichen Phantasie gefärbt waren, schilderte ein Interview mit Pavelić, der einen Weidenkorb auf dem Schreibtisch stehen hatte, und weil der Korb einen Spalt offen war, sah Malaparte, dass er mit kleinen runden, glitschigen Objekten gefüllt war, vielleicht Muscheln oder Austern. Ob dies die berühmten dalmatischen Austern seien, fragte er, und Pavelić antwortete mit dünnem Lächeln, nein, das sei ein Geschenk von seinen getreuen Ustaschi: vierzig Pfund Menschaugen.

Die Ustaschi waren ausserordentlich brutal, nicht anders als Titos Partisanen, die slowenische Heimwehr und die serbischen Tschetniks. Aber ihr Krieg lässt sich nicht sauber in einen Krieg zwischen Alliierten und Deutschen, Demokraten und Faschisten oder auch Kommunisten und Antikommunisten einordnen. Sie waren an mehreren Bürgerkriegen beteiligt, die gleichzeitig stattfanden und an ethnischen, politischen und religiösen Fronten geführt wurden: kroatische Katholiken gegen orthodoxe Serben gegen muslimische Bosniaken gegen serbische Royalisten gegen kommunistische Partisanen gegen die slowenische Heimwehr gegen slowenische Kommunisten. Die Ideologie – die faschistische, kommunistische, nationalsozialistische – war nur *ein* Bestandteil. Alle Seiten paktierten mit externen Mächten, auch mit den deutschen Invasoren, solange es ihren innenpolitischen Zwecken diene. Woher sollte ein britischer Soldat, wenn er ehemaligen Tschetniks und Partisanen gegenüberstand, die beide zum einen oder anderen Zeitpunkt Verbündete gegen die Deutschen ge-

wesen waren, denn wissen, wen er als Freund und wen er als Feind betrachten sollte?

Am Ende wurde auch darüber mit Gewalt entschieden. Harold Macmillan, der britische Generalbevollmächtigte für die Mittelmeerländer, formulierte es so: «Im Dezember 1943 lautete die bestinformierte britische Meinung, dass die Partisanen schliesslich Jugoslawien regieren würden und dass die Monarchie keine Zukunft habe und nicht länger ein einheitsstiftendes Element sei. Gleichzeitig war die Region von grösster militärischer Bedeutung; denn Titos Truppen waren, bei entsprechender Unterstützung, in der Lage, eine grosse Zahl deutscher Divisionen zurückzuhalten, sehr zum Vorteil der italienischen und später der französischen Front.»²³ Die royalistischen Tschetniks hatten das Pech, dass sie im Bürgerkrieg auf der Verliererseite standen.

Wenn Tito 1945 als wichtiger Verbündeter der Westmächte angesehen wurde, dann galt dasselbe auch für Stalin, den in Grossbritannien und den USA viele immer noch liebevoll «Onkel Joe» nannten. Der britische Aussenminister Anthony Eden brauchte also nicht über seinen Schatten zu springen, als er seinem sowjetischen Amtskollegen auf einer Konferenz in Moskau im September 1944 versprach, alle Sowjetbürger kämen wieder nach Hause, «ob sie wollen oder nicht».²⁴ Es wurde nicht nur grösster Wert darauf gelegt, mit den in Kriegszeiten verbündeten Mächten auch weiterhin gute Beziehungen zu pflegen; Grossbritannien wollte nichts unternehmen, was womöglich über das Leben Tausender britischer Kriegsgefangener in sowjetisch besetzten Gebieten entschied.

Andere Mitglieder der britischen Regierung, darunter Winston Churchill, hatten gewisse Zweifel an einer Politik, deren Konsequenzen ihnen durchaus bewusst waren. Lord Selborne, Minister für die Kriegswirtschaft, schrieb an Churchill, die Auslieferung dieser Menschen an Russland «wird den sicheren Tod für sie bedeuten». Eden wiederum schrieb dem Premierminister: «Wir [können] uns hier keine Sentimentalitäten leisten.» Schliesslich seien die Männer gefangengenommen worden, «während sie in deutschen militärischen oder paramilitärischen Einheiten dienten, die sich in Frankreich oft abscheulich benommen haben». Mit sei-

ner nächsten Bemerkung traf er den Kern der Sache eher: ausserdem «wollen wir mit diesen Leuten doch nicht für immer belastet sein».²⁵ Und deshalb wurde auf der Konferenz von Jalta im Februar 1945 die Rückführung sämtlicher sowjetischer Staatsbürger formell bestätigt.

Die Tatsache, dass viele Russen nur erzwungenermassen und die als Zwangs- oder Hilfsarbeiter nach Deutschland verschleppten Frauen und Kinder überhaupt nie deutsche Uniformen getragen hatten, dass viele Kosaken nie Bürger der Sowjetunion gewesen waren, weshalb von Rechts wegen keine Verpflichtung bestand, sie zu «repatriieren», störte weder Eden noch die Sowjetführung. Im zweiten Fall stand dahinter wiederum eine Heldenerzählung, allerdings anderer Art als in Frankreich oder den Niederlanden: Dass so viele Russen und andere Sowjetbürger die Sowjetunion bekämpft hatten, manche durchaus willig, und dass andere womöglich einfach um ihres Überlebens willen in Deutschland gearbeitet hatten, war peinlich. Der offiziellen Version zufolge hatten alle Bürger im Paradies des sowjetischen Arbeiters dem faschistischen Feind Widerstand geleistet. Sich zu ergeben, sich gefangennehmen zu lassen war ein Verbrechen; wer den Deutschen in die Hände fiel, *musste* ein Verräter sein und als solcher behandelt werden.

Es gab noch eine weitere Komplikation. Titos Partisanen mögen Verbündete gegen die Nazis gewesen sein, in der Phantasie der Briten sogar edle bäuerliche Helden, aber dass sie nun beharrlich Teile Italiens und Südösterreichs forderten, wurde allmählich lästig. Das Letzte, was die westlichen Alliierten brauchten, war ein Krieg mit alten Kampfgenossen. Aber um wirklich sicherzugehen, dass sich das Vorrücken der Tito-Anhänger stoppen liess, forderte Feldmarschall Harold Alexander, auf dessen Schultern bereits die Last von einer Million Kriegsgefangener lag, das Recht, erst in Österreich «klar Schiff» zu machen: das hiess, die Jugoslawen nach Jugoslawien zurückzuführen und die Russen in die Sowjetunion, und zwar so rasch wie möglich.

Entsetzliche Szenen waren die unmittelbare Folge dieses Klar-Schiff-Machens. Wenn die Menschen sich nicht unter Zuhilfenahme von allerlei Tricks überreden liessen, mussten kampferfahrene britische Soldaten, manchmal selbst den Tränen nahe, sie unter Zwang, mit Stössen,

Schlägen, manchmal sogar mit dem Bajonett, in die Viehwaggons und auf Lastwagen treiben. Frauen warfen sich ihnen schreiend zu Füßen, Kinder wurden von einer panischen Menge totgetreten; manche wurden erschossen, und andere rammten sich lieber eigenhändig ein Messer in den Hals oder sprangen in die Drau, nur um der Deportation zu entgehen.

Der vielleicht traurigste Fall waren die Kosaken. Ihre Einbildungen – dass sie als Soldaten des britischen Weltreichs nach Afrika geschickt würden oder nach Asien, um gegen die Japaner zu kämpfen – wurden absichtlich geschürt; alles war recht, um sie ruhigzuhalten, ehe ihr unvermeidliches Schicksal besiegelt war. Eine Zeitlang unterhielten sie sich und ihre britischen Eroberer mit prächtigen Vorführungen ihrer Reitkunst. Selbst ihre Entwaffnung war Betrug: Man versprach ihnen neuere, bessere Waffen, falls sie die alten hergäben. Als die Briten erkannten, dass ihnen die Kosaken in Abwesenheit ihrer Offiziere leichter gehorsam waren, wurden Ende Mai die Kosaken – Offiziere, fünfzehnhundert an der Zahl, zur Teilnahme an einer «Konferenz» geschickt, die angeblich über ihre Zukunft entscheide; abends seien sie wieder bei ihren Familien. In Wahrheit verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen. Die Rote Armee nahm sie in Empfang, richtete manche auf der Stelle hin und schickte den Rest ins Straflager, wo nur sehr wenige überlebten.

Die übrigen Kosaken, rasend vor Sorge wegen ihrer Offiziere, die nicht zurückkamen, fassten Argwohn gegen die Briten. Die Zeit war reif für härtere Massnahmen. Die unangenehme Aufgabe, waffenlose Menschen zu zwingen, sich ihren Todfeinden auszuliefern, bekam das irische Infanterieregiment innerhalb der britischen Armee zugewiesen, die Royal Irish Inniskilling Fusiliers, denn Generalmajor Robert Arbuthnot war der Meinung, dort sei der Widerstand geringer als bei den englischen Truppen. Tatsächlich waren die irischen Soldaten so verstört, dass sie der Meuterei nahe waren. David Shaw, ihr befehlshabender Offizier, berichtete: «Die Männer beehrten in jeder Weise dagegen auf, aber schliesslich gehorchten auch sie den Befehlen. Es war schrecklich. Ich erinnere mich noch, wie diese Frauen – einige von ihnen schwanger – sich am Boden wälzten und schrien. Meine Männer legten ihre Gewehre zu Boden, hoben die Frauen in den Zug, verschlossen die Türen und standen so lange neben

dem Zug, bis er sich in Bewegung setzte, mit den schreienden Frauen an den Fenstern.»²⁶

In einem anderen Kosakenlager an den Ufern der Drau versammelten sich am i. Juni Tausende Menschen, nachdem sie den Befehl zum Aufbruch erhalten hatten, um ihre betenden, Psalmen singenden Priester in vollem orthodoxem Ornat zu einer dichtgedrängten Menge, in deren Mitte, beieinander untergehakt, die Frauen und Kinder knieten; den äussersten Kreis bildeten die jüngeren Männer. Sie hielten Bilder von Ikonen und schwarze Fahnen und hatten einen Altar mit hohem Kreuz errichtet – dies alles in der Annahme, dass die Soldaten nicht wagen würden, Betende anzugreifen. Es musste etwas geschehen. Major «Rusty» Davies, der sich mit zahlreichen Kosaken angefreundet hatte, erinnert sich: «Als Einzelne vom Rande des Haufens weggerissen wurden, drängte der Rest zu noch festerer Masse zusammen, und als sie von Panik erfasst wurden, kletterten sie in verzweifelter Bemühung, von den Soldaten wegzukommen, übereinander hinweg ... Das Ergebnis war eine Pyramide schreiender, hysterischer Menschen, unter denen eine Anzahl von Leuten in der Falle sass.»²⁷

Eine junge Frau, die tiefe Schnittwunden an den Beinen davontrug, als die Wucht der schiebenden Menge sie durch ein geschlossenes Fenster drückte, beschreibt, was geschah, als der Zaun auf der einen Seite der Menschenmasse nachgab:

*Die Leute rannten an meinen Füßen vorbei, offenbar ohne jede Selbstkontrolle. Alles ging jetzt durcheinander: die Gesänge, die Gebete, das Stöhnen und Weinen, die Schreie der armen Leute, die den Soldaten in die Hände gefallen waren, das Weinen der Kinder und die Kraftausdrücke der Soldaten. Jedermann wurde geschlagen, selbst die Priester, die ihre Kreuze über dem Kopf hielten und weiter beteten.*²³

Am Ende war der Auftrag erledigt. Manche ertränkten sich samt ihren Kindern im Fluss. Andere erhängten sich ausserhalb des Lagers. Aber die meisten verbliebenen Kosaken endeten in versiegelten Viehwaggons mit einem winzigen Fenster und einem einzigen Toiletteneimer für alle. Brigadegeneral T.P. Scott hatte zu seinem Kommandanten gesagt, die ganze

Sache sei «eine verdammt miese Vorstellung». Und Major «Rusty» Davies sagte: «Ich denke immer noch mit Schaudern daran.»²⁹

Die Kosaken waren nur eines der verwaisten Völker, die misshandelt, zerschlagen und am Ende von der Geschichte dezimiert wurden. Aber «Geschichte» ist zu abstrakt: Vernichtet wurden sie von Männern, die sich an Ideologien berauschten, an Ideen von Revolution und ethnisch gesäuberten Staaten. An denselben Ideen gingen auch andere zugrunde, von denen manche zuvor selbst zu ihren Anhängern gehört haben mochten.

*

Der Wortlaut, den die «Grossen Drei» – Grossbritannien, USA und UdSSR – auf der Potsdamer Konferenz in der drückenden Julihitze 1945 verabschiedeten, klingt ganz vernünftig, wenn auch ein bisschen nichts-sagend. Bezüglich der Ausweisung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa einigten sie sich auf folgende Verlautbarung: «Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und in Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemässer und humaner Weise erfolgen soll.»

Das hörte sich fair an. Die Übereinkunft, die den Entscheidungen Churchills, Roosevelts und Stalins zwei Jahre früher auf der Konferenz von Teheran folgte, wonach ein grosser Teil Ostpolens an die Sowjetunion fallen sollte, umgab eine Atmosphäre eigenartiger Kameraderie, zumal zwischen dem US-Präsidenten Harry Truman und Stalin. (Truman mochte Churchill weniger, nachdem ihm der britische Premierminister mit allerlei Schmeicheleien Honig um den Bart zu schmieren versucht hatte.) Als Truman in seinem «Kleinen Weissen Haus» in Potsdam Stalin und Churchill Paderewskis Menuett in G-Dur vorspielte, bemerkte Stalin: «Ach ja, Musik ist doch was Ausgezeichnetes, sie treibt das Tier im Menschen aus.»³⁰

Viele amerikanische Soldaten scheinen damals Trumans herzliche Gefühle gegenüber Stalin geteilt zu haben. Stalin, berichtete *Yank*, die Zeitung der U.S. Army, aus Potsdam, «war sicherlich das für die Soldaten interessanteste Zugpferd innerhalb dieser Galaxie von VIPs. Und das war so schon vor dem Gerücht, dem zufolge Joe Japans Kapitulation bereits in der Hosentasche hatte. Korporal John Tuohy von Long Island, NY, früher Künstleragent bei Paramount Pictures, jetzt Wachposten vor dem mit Prominenz vollgestopften Kleinen Weissen Haus, beschreibt Stalin so: ‚Kleiner, als ich erwartet hätte, aber ein tadelloser Mann, der sehr schöne Uniformen trägt.‘»³¹ Die *New York Times* bezeichnete die in den Ruinen nahe der deutschen Hauptstadt tagenden Chefs der drei Siegermächte als «drei Männer, die über einen Friedhof gehen; diese Männer halten die meiste Macht der Welt in ihren Händen.»³² Und damit natürlich auch das Schicksal von mehr als elf Millionen deutschsprachiger Menschen, von denen viele tiefe Wurzeln in Gebieten hatten, die jetzt von Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien beansprucht wurden.

Hinter der farblosen Rhetorik von Potsdam standen Ansichten und Gefühle, die in weitaus brutalere Worte gefasst waren. Im Sudetenland, in Schlesien und Ostpreussen waren bereits Millionen Deutsche aus ihren Häusern vertrieben worden. Unmittelbar vor der Potsdamer Konferenz hatte Stalin dem tschechoslowakischen Premierminister Zdeněk Fierlinger versichert: «Wir werden Sie nicht stören. Werfen Sie sie raus.»³³

Als Churchill in Jalta zu Stalin sagte, die Zwangsumsiedlung von Millionen Menschen habe für ihn nichts Erschreckendes, versicherte auch Stalin dem britischen Premier: «Dort [in Polen] werden keine Deutschen mehr sein, denn wenn unsere Truppen kommen, laufen die Deutschen weg.» Woraufhin Churchill sagte: «Dann ist da das Problem, was man in Deutschland mit ihnen macht. Wir haben sechs oder sieben Millionen getötet und werden bis Ende des Krieges wahrscheinlich noch eine Million töten.» Stalin, der exakte Zahlen liebte, wollte es genau wissen: «Eine oder zwei?» Churchill: «Oh, ich ziehe da keine Grenze nach oben. Es wird also Platz genug in Deutschland für die sein, die die Lücke füllen müssen.»³⁴

Von diesen Deutschen war eine ganze Reihe glühende Nazis gewe-

sen, auch Kriegsverbrecher waren unter ihnen. Viele, vielleicht die meisten deutschen Zivilisten an den Rändern des Reichs waren der NSDAP und ihren Ortsverbänden wohlgesinnt, zumal im Sudetenland, wo sich die Deutschen, trotz ihres grösseren Wohlstands, vor 1938 von den Tschechen als Bürger zweiter Klasse behandelt gefühlt hatten. Gleichwohl hatten viele mit den Nazis nichts zu schaffen; manche waren explizite Gegner gewesen. Doch weder Churchill noch Stalin hatten einen Sinn für derart feine Unterschiede. Fort mussten sie alle: Verbrecher, Nazis, Nazigegner, Männer, Frauen und Kinder.

Umsiedlungen, Massenvertreibungen und Grenzverlegungen waren gängige Politik von Stalin und Hitler. Churchill hingegen hatte einen anderen Präzedenzfall im Sinn, den Vertrag von Lausanne von 1923, der einen Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei vorsah: Griechische Staatsangehörige muslimischen Glaubens mussten in die Türkei übersiedeln, und türkische Staatsangehörige griechisch-orthodoxen Glaubens wechselten nach Griechenland. Tatsächlich hatte der Bevölkerungsaustausch schon weitgehend vor 1923 von selbst stattgefunden, nämlich als Folge des Griechisch-Türkischen Kriegs; der offizielle Austausch war dann eine relativ unblutige Angelegenheit. Aber was 1945 und 1946 in Ost- und Mitteleuropa geschah, war eine völlig andere Größenordnung. Es gab natürlich eine Art Austausch: Polen aus Ostpolen, das nun zur Ukraine gehörte, zogen nach Schlesien, das ein Teil Deutschlands gewesen und jetzt geräumt worden war. In der Realität sah es so aus, dass rund elf Millionen Menschen aus ihren Häusern vertrieben worden waren, und das ging nur in den seltensten Fällen ordentlich oder human vonstatten.

Hans Graf von Lehndorff, der Arzt aus Königsberg, nach dessen Überzeugung die Menschen sich von Gott abgewandt hatten und sich deshalb wie die Wilden aufführten, versuchte irgendwann zu Fuss seine ausgebombte, niedergebrannte, vollkommen ausgeplünderte Heimatstadt zu verlassen. Auf einem Kohle- oder Viehwaggon in Richtung Westen mitzufahren hielt er für zu gefährlich. Und deshalb wanderte er im kalten Regen durch «mensenleeres Land»:

Auf den Feldern rechts und links das ungeerntete Getreide... Bombenlöcher auf der Strasse, zerrissene Bäume, Kriegsfahrzeuge in den Strassengraben, ausgebrannte Ortschaften. In einem halb verfallenen Haus suche ich vorübergehend Schutz gegen Regen und Wind. Da rührt sich etwas nebenan. Ich höre Ziegel knirschen und finde ein paar zerlumpte Gestalten, die dort stehen und vor sich hindösen. Drei Kinder sind dabei. Sie mustern mich feindselig. Anscheinend wollten auch sie von Königsberg fort und sind hier hängengeblieben. Die Russen haben sie aufgegriffen und nicht weitergehen lassen. Nun reicht es weder vorwärts noch rückwärts. Das letzte, was sie gegessen haben, sind ein paar Kartoffeln, die sie sich von einem Lastwagen nehmen durften, der kürzlich hier anhielt. Ich frage nicht nach dem Preis, den sie zahlten. Aus der Art, wie sie davon sprechen, geht schon hervor, dass die Frauen wieder herhalten mussten. Mein Himmel, wer kann an solchen Gespenstern denn noch Gefallen finden?³⁵

Es geschah noch viel Schlimmeres. Aber mehr als andere Berichte von sadistischer Gewalt, von Mord und Hungertod sagt uns diese Geschichte etwas über die Hilflosigkeit von Menschen, die von einem Tag auf den anderen ihr Zuhause verlieren. Sie konnten weder weiter, noch konnten sie zurück; sie steckten fest in einem entvölkerten Land, das nicht mehr ihres war.

Lehndorff hatte Recht mit seinem Misstrauen gegenüber der Eisenbahn. Nicht nur hätte er tagelang in überladenen Güterzügen festgesessen, eingequetscht mit vielen anderen ohne Essen, Trinken und Toilette, Wind und Wetter ausgesetzt, sondern es bestand das Risiko, dass sie heruntergeholt und in Zwangsarbeiterlager gesteckt oder zumindest unterwegs ausgeraubt würden. Paul Löbe, ein sozialdemokratischer Journalist, der zuvor vom NS-Regime verhaftet worden war, schilderte die Situation auf einer Reise durch Schlesien:

Als wir eine Stunde von Dittersbach bis Merzdorf gefahren waren, spannten die Russen die Lokomotive aus, wir hatten 22 Stunden Aufenthalt; und ähnliche Unterbrechungen wiederholten sich. Dabei lagen auf dem Kohlenberge jedes Güterwagens zahlreiche Fliehende

*und Reisende; Deutsche, Polen, Russen durcheinander. Viermal wurde der Zug geplündert, zweimal von Polen, zweimal von Russen. Das ging sehr einfach vor sich. Fuhr der Zug wegen Gleisschadens langsam, erkletterten die Räuberbanden die Wagen, rissen den Leuten Koffer und Rucksäcke weg und warfen sie auf den Bahndamm; nach einer halben Stunde sprangen sie ab und sammelten die Beute zurücklaufend ein.*³⁶

In dieser gesetzlosen Zeit, in der Polizisten und andere Staatsvertreter sich häufig den Plünderern anschlossen, waren Bahnhöfe die gefährlichsten Aufenthaltsorte. Räuberbanden überfielen jeden, der das Pech gehabt hatte, hier übernachten zu müssen. Frauen jeglichen Alters liefen zudem Gefahr, von betrunkenen Soldaten, die auf Abwechslung aus waren, vergewaltigt zu werden. Einer der Schrecken von Obdachlosigkeit und vollkommener Rechtlosigkeit ist, dass andere den Freibrief haben, nach Belieben mit einem zu verfahren.

In mancherlei Hinsicht war das, was den Deutschen in Schlesien, Ostpreussen und im Sudetenland widerfuhr, ein groteskes Spiegelbild dessen, wie die Deutschen mit anderen verfahren waren, vor allem mit den Juden. Viele öffentliche Plätze und Gebäude waren ihnen verboten; sie mussten Armbinden mit dem Buchstaben N tragen (für *Niemiec*, Deutscher); sie durften keine Eier, kein Obst, keine Milch, keinen Käse kaufen; sie durften keine polnischen Staatsbürger heiraten.

Natürlich hat diese Parallele ihre Grenzen. Eine Freundin von Ernst Jünger schrieb ihm aus ihrer Haft in der Tschechoslowakei: «Was sich im deutschen und auch im ungarischen Gebiet der Tschechoslowakei abspielte, ist an Tragik nur dem zu vergleichen, was die Juden hier zu ertragen hatten.»³⁷ Das ist Unsinn. Es wird noch immer viel über die Frage gestritten, wie viele Deutsche bei den Vertreibungen umkamen. Einige deutsche Historiker sprachen von über einer Million. Gegenbehauptungen meinten: rund die Hälfte.³⁸ Was immer noch schlimm genug ist. Es gab jedoch niemals einen systematischen Plan zur Vernichtung aller Deutschen. Und in manchen Fällen wurden gebürtige Schlesier oder Sudeten-deutsche vor die Wahl gestellt, polnische oder tschechoslowakische Staatsbürger zu werden – eine Option, die Juden unter NS-Herrschaft niemals hatten.

Deutsche Frauen, die gelegentliche sexuelle Angriffe von sowjetischen Soldaten, von Polen oder Tschechen erdulden mussten, bezeichneten sich als «Freiwild». Das ist mehr oder weniger das, was alle Recht- und Obdachlosen erleben. Im Sommer 1945 wurde Schlesien zum «Wilden Westen». Der provisorische Chef der neuen polnischen Verwaltung von Gdansk, ehemals Danzig, sprach von einem «Golddrausch»: «Auf allen Strassen und mit allen Gefährten streben sie aus allen Teilen Polens zu diesem Klondike, und ihr Ziel ist nicht Arbeit, sondern Rauben und Plündern.»³⁹ Deutsche Häuser, deutsche Unternehmen, deutsche Vermögenswerte jeglicher Art und nicht zuletzt die Deutschen selbst waren reif, gepflückt zu werden.

Die ethnische Säuberung von 1945 beschränkte sich aber nicht auf Vertreibung und Versklavung. Herbert Hupka, Sohn einer jüdischen Mutter aus dem oberschlesischen Ratibor (Racibórz), erinnert sich, dass er im Regen an seiner alten Schule vorbeimarschieren musste, wo sein Vater Latein und Griechisch unterrichtet hatte, und dort sah er einen Haufen zeretzter, durchweichter Bücher: von Thomas Mann, Alfred Döblin, Franz Werfel und anderen bei den Nazis verfeimten Autoren. Die Bücher waren von der NS-Regierung beschlagnahmt und auf den jüdischen Friedhof geworfen worden; irgendwie waren sie auf die Strasse gelangt, wo sie, wie Hupka schreibt, «herrenlos vor dem Gymnasium» lagen.⁴⁰

Was 1945 systematisch zerstört wurde, war deutsche Kultur, oft zusammen mit den Menschen, die sie lebten. Einstige Gebiete des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns und manche ihrer grossen Städte – Breslau, Danzig, Königsberg, Lemberg, Brünn, Tschernowitz, Prag – waren Zentren deutscher Hochkultur, die häufig eine Domäne deutschsprachiger Juden war, und mussten jetzt «entgermanisiert» werden. Strassen- und Ladenschilder wurden übermalt, Ortsnamen geändert, deutsche Bibliotheken geplündert, Denkmäler demoliert, Inschriften – etliche uralte darunter – von Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden getilgt; die deutsche Sprache an sich musste abgeschafft werden. *Yank* brachte einen Bericht aus Prag, in dem es hiess:

Wenn man auf Deutsch (weil man eben kein Tschechisch kann) nach dem Weg fragt, ertet man lediglich ein fischäugiges Starren... Es ist nicht so, dass die Tschechen nicht verstünden. Deutsch war jahrelang praktisch ihre Zweitsprache. Ein Tscheche, der in einer Prager Fabrik für die Deutschen Zwangsarbeit leisten musste... drückt es so aus: «Bitte sprechen Sie hier nicht Deutsch. Das ist die Sprache der Bestie.»⁴¹

Es gab unterschiedliche Beweggründe, nicht nur die Deutschen und ihre Kultur aus Ost- und Mitteleuropa auszulöschen, sondern sogar noch die Erinnerung daran, dass sie je hier gewesen waren. Für die Kommunisten war es ein revolutionäres Projekt mit dem Ziel, eine verhasste Bourgeoisie loszuwerden. Für Nichtkommunisten und Nationalisten wie Präsident Edvard Benes war es Rache für Verrat: «Unsere Deutschen ... haben den Staat verraten, die Demokratie verraten, uns verraten, die Menschlichkeit verraten und die Menschheit verraten.»⁴² Ein hochrangiger Geistlicher der tschechoslowakischen katholischen Kirche erklärte: «Nach 1'000 Jahren ist die Zeit gekommen, die Rechnung mit den Deutschen zu begleichen, die böse sind und für die das Gebot der Nächstenliebe deshalb nicht gilt.»⁴³ Die allgemeine Ansicht aber, der sich alle anschlossen, formulierte Polens erster Kommunistenchef Wladyslaw Gomulka auf einer Tagung des Zentralkomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei: «Wir müssen die Deutschen hinauswerfen, weil alle Länder auf nationalen, nicht multinationalen Grundlagen errichtet sind.»⁴⁴

Auf diese Weise wurde Hitlers Plan, der dem Denken der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts oder sogar noch früherer Zeit entsprungen war, nämlich die Idee von ethnischer und nationaler Reinheit, von Menschen, die Deutschland hassten, zu Ende geführt. Selbst wenn wir sämtliche Nachkriegsgreuel der ethnischen Säuberung in Polen, der Tschechoslowakei, in Ungarn und Rumänien in Betracht ziehen, dürfen wir nicht vergessen, dass die eigentlichen Zerstörer deutscher Kultur im Herzen Europas die Deutschen selbst waren. Mit der Vernichtung der mitteleuropäischen Juden, von denen viele der deutschen Hochkultur leidenschaftlich ergeben waren, leiteten sie den Prozess eigenhändig ein. Für die

Polen und Tschechen war der schnellste Weg, ihn zu Ende zu bringen, die Vertreibung der Deutschen nach dem Krieg.

*

Nicht aus Liebe zu Deutschland fanden sich so viele jüdische Überlebende im Sommer und Herbst 1945 in deutschen DP-Lagern wieder: sondern weil sie sich in Deutschland sicherer fühlten, dem Land, das sich nach besten Kräften bemüht hatte, sie alle zu ermorden – sicherer jedenfalls als in manchen ihrer Heimatländer, etwa in Litauen und Polen. Auf jeden Fall war es sehr unwahrscheinlich, dass sie in DP-Lagern, die unter amerikanischer und britischer Aufsicht standen, verfolgt würden. Zehntausende Juden, die an der Seite der Partisanen gekämpft hatten, den Lagern in Polen mehr oder minder lebendig entkommen oder aus dem sowjetischen Exil zurückgekehrt waren, strömten im Verlauf des Sommers nach Deutschland. Natürlich waren die dortigen DP-Lager, auch wenn sie eine zeitweilige Zuflucht boten, immer noch sehr fern der Heimat. Und was bedeutete «Heimat» jetzt überhaupt noch? Die meisten Überlebenden hatten keine mehr, ausser vielleicht in ihrer Vorstellung; die reale Heimat war zerstört. Wie manche DPs es ausdrückten: «Wir sind nicht in Bayern ... wir sind nirgendwo.»⁴⁵

Die Überbleibsel des europäischen Judentums waren in vielen Fällen zu zerschlagen, um sich noch selbst um ihr Wohl kümmern zu können; und zu verängstigt, zu zornig, um die Hilfe anderer anzunehmen, vor allem, wenn die Helfer Nichtjuden waren. Die DP-Lager, die sich Juden anfangs meist mit Nichtjuden teilten – in manchen berühmt gewordenen Fällen von bürokratischer Schlamperei und Gleichgültigkeit sogar mit früheren Nazis –, waren unglaublich heruntergekommen und verwahrlost. Wie sollten Menschen, die schlimmer behandelt worden waren als Schlachtvieh, über Nacht ihre Selbstachtung wiederfinden? Es war eine Sache, wenn General Patton, der nicht für seine Judenfreundlichkeit bekannt war, die jüdischen Überlebenden «geringer als Tiere» nannte; aber selbst widerstandsfähige palästinensische Juden, die nach Deutschland kamen, um ihnen zu helfen, konnten ihr Erschrecken nicht verbergen. In

Chanoch Bartows autobiographischem Roman *The Brigade* sagt ein Soldat der erwähnten jüdischen Brigade: «Ich sagte mir immer wieder, dass dies die Menschen waren, von denen wir so viele Jahre geredet hatten – aber ich war ihnen so fern, dass es mir vorkam, es trennte uns der Elektrozaun.»⁴⁶ Ein amerikanischer Soldat berichtete in einem Brief nach Hause von seiner Begegnung mit einem polnischen Juden «frisch aus Dachau». Der Mann kauerte in der Ecke einer öffentlichen Toilette in München und «weinte wie ein Kind». «Ich musste nicht fragen, warum er weinte; die Antworten sind sowieso immer dieselben und lauten: Eltern zu Tode gefoltert, Frau vergast, Kinder verhungert; oder es ist irgendeine andere Kombination dieser drei.»⁴⁷

Wenn je Menschen eine Heldenerzählung verzweifelt brauchten, so waren es die Juden, die gequältesten unter so vielen Opfern – was im Übrigen gar nicht allgemein zur Kenntnis genommen wurde. Das Grauen des Völkermords an den Juden war selbst für viele Juden in seinem ganzen Ausmass noch nicht fassbar. Dr. Solomon Schonfeld, orthodoxer Oberrabbiner von England, der im Dezember 1945 über die Lebensumstände jüdischer KZ-Überlebender in Polen berichtete, konnte noch Sätze wie diesen schreiben: «Polnische Juden stimmen darin überein, dass der Tod in Oswięcim [Auschwitz] (mit Duschräumen, Gas und Rot-Kreuz-Diensten) humaner war als anderswo.»⁴⁸ *Human!*

Schon während des Kriegs hatte die jüdische Presse in Palästina den Versuch unternommen, den heroischen Aufstand des Warschauer Ghettos 1943 mit Masada gleichzusetzen, dem heiligen Ort des selbstmörderischen letzten Gefechts der jüdischen Zeloten gegen die Römer im Jahr 73 n. Chr. Die Schlagzeile von *Yediot Ahronot* am 16. Mai 1943 lautete: «Das Masada von Warschau ist gefallen – die Nazis setzen die Reste des Warschauer Ghettos in Brand.» Der Ghettoaufstand als ein Gründungsmythos des neuen Staates Israels setzte sich eigentlich erst in den siebziger Jahren durch, doch schon unmittelbar nach dem Krieg gab es diverse Versuche, mit heroischen Gesten die Moral der Juden wiederaufzurichten. Und alle waren eng mit dem Zionismus verknüpft, dem Traum von einer Heimat, der einem gebrochenen Volk wieder Mut machen sollte. Bereits erwähnt wurde die jüdische Brigade: Mit Lastwagen, auf deren Flanken stand: «Achtung! Die Juden kommen!», rollte sie von Italien her

in Deutschland ein. Am 25. Juli veröffentlichten jüdische Vertreter aus Lagerkomitees in ganz Westdeutschland eine Bekanntmachung, mit der sie den Auszug nach Palästina forderten. Der Ort, den sie sich für dieses aufrüttelnde Ereignis ausgesucht hatten, war derselbe Bürgerbräukeller in München, von dem aus Hitler 1923 seinen misslungenen Putsch gestartet hatte.

Die Verbindung zwischen den Juden im Heiligen Land und in der Diaspora war noch dünn; daher das Bedürfnis, Warschau mit Masada zu vergleichen, als seien Mordechaj Anielewicz und die anderen im Ghetto für Eretz Israel (das Land Israel) gestorben. Aber zionistische Jugendgruppen hatten diese Verbindungen während des Krieges und auch danach in den Lagern, in denen sich jüdische Überlebende rasch zu Kibbuzim organisierten, eigens geknüpft. Major Irving Heymont, als US-Offizier für das DP-Lager in Landsberg verantwortlich, war selbst Jude. Dennoch wusste er nicht recht, was er von den Kibbuzniks in seinem Lager halten sollte: «Zusätzlich zu allen anderen Problemen erfuhr ich heute, dass die jungen und besten Elemente im Lager in Kibbuzim organisiert sind. Ein Kibbuz ist offenbar ein in sich fest verwobenes, sich autonom disziplinierendes Gebilde mit dem brennenden Wunsch, nach Palästina auszuwandern. Dort... beabsichtigen sie ihr Leben auf der Grundlage eines idealistischen Kollektivismus zu gestalten. Jeder Kibbuz ist ausgesprochen clanbewusst und am Lagerleben wenig interessiert.»⁴⁹

Nicht wenige Überlebende träumten in Wahrheit von den USA als neuer Heimat. Die Strassen des DP-Lagers Föhrenwald, einem der grössten in Bayern, trugen verlockende Namen wie «New York-», «Michigan» und «Wisconsin-Strasse».⁵⁰ Doch so attraktiv sie sein mochten, empfangen die Vereinigten Staaten die Reste des europäischen Judentums durchaus nicht mit offenen Armen; gewiss nicht direkt nach dem Krieg. Und was die jungen Zionisten aus Mitteleuropa in derart hohem Ansehen bei den Überlebenden stehen liess, das waren ihre Jugend, ihr relativ guter körperlicher Zustand, ihre Disziplin, ihr ausgeprägter Kampfgeist, ihr Idealismus und der hohe Stellenwert, den Sport, Landwirtschaft und Selbstverteidigung bei ihnen hatten. Zehn Tage nach der deutschen Kapitulation schrieb Rabbi Levy, Seelsorger der britischen Armee, an den Londoner *Jewish Chronicle* und pries die Zionisten von Belsen: «Werde ich

je diese Zusammenkünfte in den Baracken vergessen, bei denen wir miteinander hebräische Lieder sangen? Wird die Welt glauben, dass eine derartige Hartnäckigkeit und Zähigkeit überhaupt möglich ist? Vor zwei Tagen traf ich eine Gruppe junger Zionisten aus Polen. Sie lebten in einer der verdrecktesten Baracken, ihre eigene Ecke aber war makellos.»⁵¹

Der zäheste unter allen zähen Burschen in Belsen war der drahtige kleine Josef Rosensaft. Er entsprach in jeder Hinsicht dem Bild des jüdischen Helden. Geboren 1911 in Polen, lehnte er sich als junger Mann gegen die religiöse Enge seines chassidischen Elternhauses auf und wurde linker Zionist. Im Juli 1943 wurde er mit Frau und Stiefsohn im Ghetto von Będzin festgenommen und in einen Zug nach Auschwitz gesteckt. Unterwegs gelang ihm erstaunlicherweise die Flucht: Unter Maschinengewehrfeuer sprang er aus dem Zug in die Weichsel. Abermals im Ghetto festgenommen, entkam er ein zweites Mal, nur um erneut verhaftet und nach Birkenau deportiert zu werden, das dem KZ Auschwitz angegliederte Vernichtungslager. Nach zwei Monaten Sklavenarbeit im Steinbruch wurde er in ein anderes Lager verlegt, aus dem er im März 1944 entkam. Im April abermals eingefangen, wurde er monatelang in Birkenau gefoltert, verriet aber mit keinem Wort, wer ihm bei der Flucht geholfen hatte. Nach einem Abstecher ins KZ Dora-Mittelbau, wo sich die Häftlinge in dunklen unterirdischen Tunnels beim Bau von V2-Raketen für die Wehrmacht aufarbeiteten – Vernichtung durch Arbeit –, endete er in Bergen-Belsen.

Rosensaft gehörte nicht der gebildeten urbanen Elite an. Er sprach ausschliesslich Jiddisch, aber das war nicht der einzige Grund, weshalb er bei den Unterredungen mit den alliierten Behörden auf dem Jiddischen als Verhandlungssprache bestand – sehr zum Ärger seiner britischen Gesprächspartner. Es war eine Frage des Stolzes. Als Chef des Zentralkomitees der befreiten Juden von Belsen wollte er die Juden als eigenes Volk mit einer gemeinsamen Heimat behandelt wissen, und das konnte in seinen Augen nur Palästina sein. Die Juden, fand er, mussten von den Gefangenen anderer Nationalitäten getrennt leben, sollten selbst für ihre Angelegenheiten verantwortlich sein und sich bereit machen, ins Land der Juden zu übersiedeln.⁵²

Ähnliche Ansichten wurden auch in anderen Lagern formuliert. Ma-

jor Irving Heymont war oft verärgert über die Forderungen des jüdischen Komitees in Landsberg. Aber in einem Brief an seine Familie in den USA zitierte er aus einer Rede eines Lagervertreters, des litauischen Agrarwissenschaftlers Dr. J. Oleiski, die er «sehr erhellend» findet. Dr. Oleiski entsinnt sich seiner Zeit im Ghetto, als die Juden «durch den Zaun über die Vilnia nach Kaunas und auf andere litauischen Städte blickten» und «Ich will meine Heimat wiedersehen» sangen. Heute aber, fuhr Oleiski fort,

nach allem, nach den Konzentrationslagern in Deutschland, nachdem wir endgültig festgestellt haben, dass unsere einstige Heimat ein Massengrab geworden ist, können wir nur noch mit den Fingerspitzen nach den Schatten unserer Liebsten tasten und aus der Tiefe unseres Herzens weinen: Ich kann meine Heimat nie Wiedersehen. Die Siegenerationen, die im 20. Jahrhundert die schwarze Pest aus Europa vertrieben, müssen das besondere jüdische Problem ein für alle Mal begreifen. Nein, wir sind keine Polen, wenn wir in Polen geboren wurden; wir sind keine Litauer, auch wenn wir einst durch Litauen kamen, und wir sind keine Rumänen, obgleich wir den ersten Sonnenschein unseres Lebens in Rumänien erblickten. Wir sind Juden!!

Heymont war weder Zionist noch, scheint es, ein religiöser Mensch. Nie gab er seinen familiären Hintergrund preis, denn er fürchtete, sich seine heikle Aufgabe in Deutschland unnötig zu erschweren. Doch trotz seiner zahlreichen Irritationen hatte er durchaus Verständnis für Dr. Oleiskis Bestrebungen, eingeschlossen das Ziel «IN PALÄSTINA EIN JÜDISCHES GEMEINWESEN [ZU] ERRICHTEN» (auch im Originaltext in Grossbuchstaben). Tatsächlich, schrieb Heymont, «je länger ich darüber nachdenke, desto mehr schwindet mein Ärger über das Komitee. Als Gruppe hat es ja das grösste Interesse daran, die Rechte des Volkes zu verteidigen und Deutschland zu verlassen. Unter Rechten des Volkes verstehe ich, dass sie als freie Menschen behandelt werden müssen und nicht als Mündel oder Fälle für die Fürsorge.»⁵³

Die Idee, aus einer verfolgten, unterwürfigen, elenden jüdischen Minderheit, die sich den Mehrheiten in ihrer Umgebung andiente und auf

Assimilation hoffte, aber ihnen doch immer nur über die Schulter schauen konnte, aus diesen «Fürsorgefällen» eine stolze Kämpfarnation zu machen, die den eigenen heiligen Boden bestellte – diese Idee, dieses Ideal hatte es schon lange vor dem NS-Völkermord gegeben, und es hatte viele Gesichter, ein sozialistisches, ein religiöses, sogar ein rassistisches. Und die verschiedenen Fraktionen standen in manchmal erbitterter Dauerkonkurrenz zueinander. Sobald sich die Menschen so weit erholt hatten, dass sie abstimmen konnten, bildeten sie Parteien in Belsen und anderen Lagern. David Ben-Gurion, auch er ein zäher Bursche, aus Polen stammend und Anführer der zionistischen Bewegung in Palästina, erkannte schon früh, dass das Leiden der Juden dem Projekt, an das er so leidenschaftlich glaubte, in die Hände spielte. Im Oktober 1942 sagte er gegenüber der Zionistischen Exekutivkommission in Palästina: «Die Katastrophe ist, wenn sie in einen produktiven Kurs umgelenkt wird, eine Stärke; die ganze Kunst des Zionismus besteht darin, dass er unsere Katastrophe nicht in Mutlosigkeit und Entwürdigung münden lässt, wie es bei der Diaspora der Fall ist, sondern in Kreativität und Nutzen verwandelt.»⁵⁴

Das klingt einigermassen skrupellos, wie das früheste Beispiel einer «Instrumentalisierung» des Holocaust. Sicherlich gehörte die entschiedene Absage an Schwäche jeglicher Art zu Ben-Gurions Stil; das mag nötig gewesen sein, um eine neue Heldengeschichte für die Juden zu schreiben. Als pragmatischer Mann, der er war, hielt er jede Zurschaustellung von Gefühlen für unproduktiv. Aber 1942 hatte auch Ben-Gurion noch keine Ahnung vom Ausmass der jüdischen Katastrophe in Europa – wie die meisten zu der Zeit. Einer der ersten Männer, denen anscheinend klar war, was vor sich ging, war Apolinari Hartglass, zionistisches Mitglied des Rettungskomitees für das europäische Judentum. Schon 1940 warnte er vor den Nazis, die «die [jüdische] Bevölkerung in Polen ausrotten». Aber sogar Hartglass antwortete den Flüchtlingen aus Polen, die ihm 1942 seine schlimmsten Vermutungen bestätigten: «Wenn ich alles glaubte, was ihr sagt, müsste ich mich umbringen.»⁵⁵ Ben-Gurion kannte bestimmte Fakten. Die ganze Wahrheit konnte er sich, wie die meisten Menschen, noch nicht vorstellen.

Dennoch konnte man Hartglass ebenso wie Ben-Gurion vorwerfen, sie nutzten menschliches Elend zu eigenen politischen Zwecken aus. In

einem Memorandum an das Rettungskomitee schrieb Hartglass 1943, es würden vermutlich sieben Millionen europäische Juden umgebracht, und die jüdische Bevölkerung Palästinas (der *Jischuw*) könne dagegen nicht viel unternehmen. Wenn aber nur eine Handvoll Juden gerettet werden könnte, schrieb er, «müssen wir aus ihnen wenigstens politischen Nutzen ziehen. Dies erreichen wir aus zionistischer Sicht dann, a) wenn alle Welt weiss, dass Palästina als einziges Land bereit ist, die geretteten Juden aufzunehmen und der Jischuw die einzige Gemeinde ist, die sie integrieren will.»⁵⁶

Im Oktober 1945 wollte Ben-Gurion die ehemaligen Konzentrationslager in Deutschland mit eigenen Augen sehen. In seinem Tagebuch machte er sich dazu kurze, trockene, sachliche Notizen. Über Dachau: «Ich sah die Öfen, die Gaskammern, die Zwinger, die Galgen, die Häftlingsbaracken und die SS-Unterkünfte.» In Belsen: «Bis zum 15. April dieses Jahres waren 48'000 Juden hier ... Seither sind 31'000 gestorben ... (an Typhus, Tuberkulose).»⁵⁷ Ben-Gurions Ziele waren, schreibt sein Biograph Shabtai Teveth, eher von der heroischen Sorte; er sah vor sich, wie sich «die Überlebenden der Todeslager durch eine Sperre britischer Soldaten den Weg an die Küsten Palästinas erkämpfen». Teveth bemerkt dazu trocken: «Seine Musterung der zum Skelett ausgemergelten Überlebenden dürfte so etwas wie die Truppenbegutachtung eines Kommandanten vor der Schlacht gewesen sein.»⁵⁸

Die Nachricht von Ben-Gurions Rundreise sprach sich schnell herum, und wo immer er hinkam, wurde er umlagert. Dass Ben-Gurion in Landsberg war, erfuhr Heymont erst dadurch, dass «die Leute zur Münchener Landstrasse strömten, um ein Spalier zu bilden. Sie hatten Blumen dabei und hastig improvisierte Spruchbanner und Schilder. Das Lager selbst war geschmückt und verziert. Nie hatten wir hier einen derartigen Energieschub erlebt. Der Besuch von Präsident Truman persönlich hätte, glaube ich, nicht so viel Begeisterung ausgelöst.»⁵⁹ Für die Menschen im Lager, bemerkte Heymont, sei Ben-Gurion Gott.

Seine berühmteste Rede während seiner Deutschlandreise hielt Ben-Gurion im Lazarett eines Benediktinerklosters, der Erzabtei Sankt Ottilien im Landkreis Landsberg. Beim Anblick der jüdischen Waisen traten ihm, ganz untypisch, Tränen in die Augen. Aber er hatte rasch seine Fassung

wiedererlangt. «Ich werde nicht versuchen, in Worte zu fassen, was mich bewegt... das ist unmöglich.» Das stellte er seinen Zuhörern anheim, von denen manche noch die gestreifte Häftlingskleidung trugen:

Ich kann euch sagen, dass ein lebenssprühendes jüdisches Palästina existiert, und auch wenn seine Tore verschlossen sind, wird der Jischuw sie mit seinen starken Händen aufbrechen ... Heute sind wir eine entscheidende Macht in Palästina ... Wir haben unsere eigenen Läden, unsere eigenen Fabriken, unsere eigene Kultur und unsere eigenen Gewehre... Hitler war von Palästina nicht mehr weit entfernt. Es hätte dort entsetzliche Zerstörung stattfinden können, doch hätte in Palästina nicht geschehen können, was in Polen geschehen ist. Sie hätten uns nicht in unseren Synagogen abgeschlachtet. Jeder Junge und jedes Mädchen hätte auf jeden einzelnen deutschen Soldaten geschossen.⁶⁰

Stark ... Macht ... eigene Gewehre ... Solche heroischen Worte aus dem Mund des Zionistenführers waren genau das, was die Briten nicht hören wollten, obwohl der britische Aussenminister Arthur James Balfour schon 1917 versprochen hatte, in Palästina eine «nationale Heimstätte für das jüdische Volk» zu errichten. Die Briten steckten in der Zwickmühle: In der Balfour-Deklaration von 1917 hatten sie der arabischen Bevölkerung von Palästina zugesagt, es werde «nichts unternommen, das die zivilen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinden in Palästina gefährdet oder beeinträchtigt». Das wäre kaum zu bewerkstelligen: Von den rund siebenhunderttausend Menschen, die in Palästina lebten, waren einundneunzig Prozent Araber: daher das von der britischen Regierung 1939 herausgegebene Weissbuch, das die jüdische Zuwanderung nach Palästina zwischen 1940 und 1944 auf zehntausend Personen im Jahr beschränkte; in Notfällen konnte das Kontingent auf fünfundzwanzigtausend erhöht werden. Der Notfall trat ein; die Juden, die es nach Palästina schafften, waren kaum so viele, dass sie die – völlig unzureichende – Quote erfüllten. Ben-Gurion bestand jetzt darauf, mit allen denkbaren Mitteln, ob legal oder nicht, mindestens eine Million jüdische Überleben

de nach Palästina zu bringen. Geschockt von einem Bericht über den Zustand jüdischer DPs in Deutschland,⁶¹ meinte Präsident Truman in einem Brief an den britischen Premier Clement Attlee, es sollten mindestens einhunderttausend Juden im Jahr in Palästina einwandern dürfen. Er fügte hinzu: «Wie ich in Potsdam Ihnen und dem amerikanischen Volk sagte, bin ich der festen Überzeugung, dass die Einwanderung nach Palästina nicht beschränkt sein darf und dass einer vertretbaren Zahl von Europas verfolgten Juden, in Übereinstimmung mit deren Wünschen, erlaubt werden muss, sich dort anzusiedeln.»⁶²

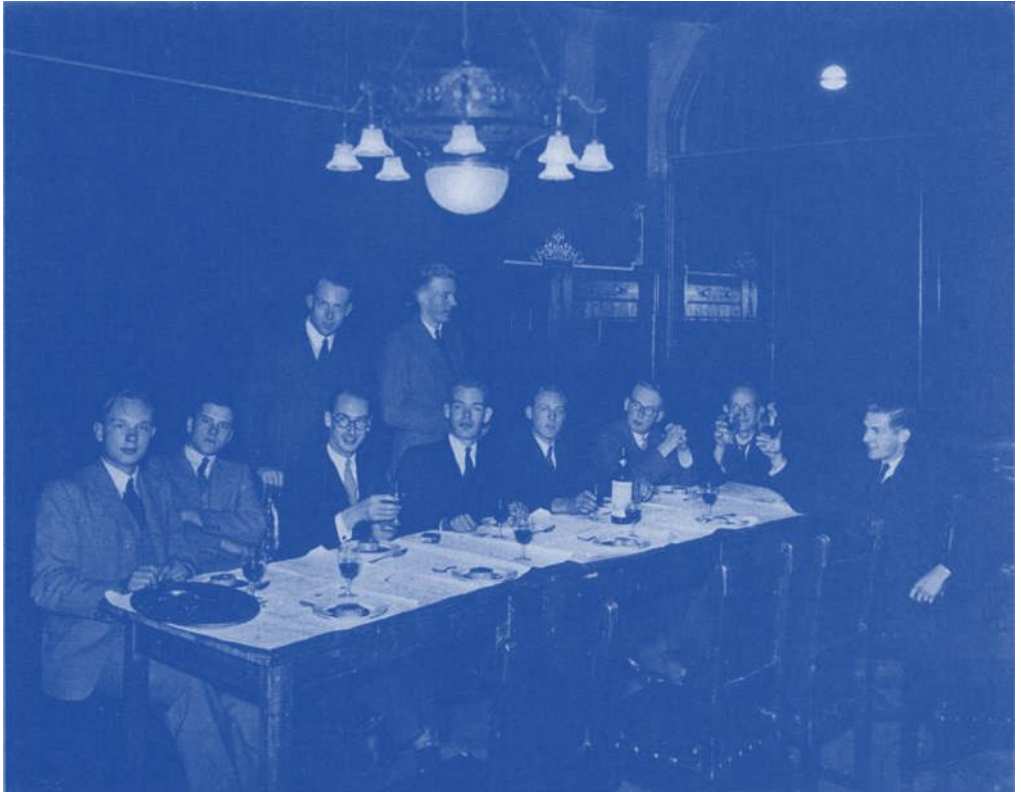
Truman sagte in seinem Brief nicht, dass er diese hunderttausend Juden nicht in den USA haben wollte. Der Grund, weshalb die Briten sich aktiv bemühten, die jüdische Einwanderung nach Palästina zu stoppen – manchmal unter Anwendung von Gewalt gegen Menschen, die eben mit knapper Not die Vernichtungslager der Nazis überlebt hatten –, war ein praktischer. Palästina war noch immer britisches Mandatsgebiet, und auch unter einer Labour-Regierung wünschte Grossbritannien seinen Einfluss im Nahen Osten als Eingangstor nach Indien zu erhalten. Die Araber, die beim britischen Aussenministerium ohnehin im Ansehen rasch sanken, wären sofort in Harnisch geraten, wenn man zu vielen Juden die Ansiedlung in einem mehrheitlich arabischen Land gestattete. Aus britischer Sicht kam dies also äusserst ungelegen. Und deshalb riskierten Juden, die versuchten, illegal an Land zu gehen, von britischen Soldaten mit Knüppeln auf ihre windigen Boote zurückgetrieben oder sogar erschossen zu werden.

Aber die Argumente der Briten waren nicht immer pragmatisch. Nachdem der Zionismus als Kampf um jüdische Identität formuliert worden war, brachten die Briten eine Alternativdefinition von Identität aufs Tapet. In Erwiderung auf den US-Sonderbericht über DPs in Deutschland von Earl G. Harrison, dem amerikanischen Abgesandten zum ICR (Intergovernmental Committee on Refugees), dem Zwischenstaatlichen Flüchtlingskomitee, argumentierte das britische Aussenministerium, es sei nicht nur ein Fehler, die Juden von anderen DPs zu trennen, wie der Bericht empfehle; falsch sei auch die Schlussfolgerung, es gebe für Juden keine Zukunft in Europa: «Es ginge zu weit, im Umkehrschluss zu behaupten, dass die Nazis Recht gehabt hätten mit ihrer Auffassung, es sei kein Platz für die Juden in Europa.»

Vielmehr sei es Aufgabe der Alliierten, «Bedingungen zu schaffen, unter denen die Juden selbst es als natürlich und richtig empfinden, ihre Heimstätte aufzusuchen. Das Eingeständnis im gegenwärtigen Stadium, dass sich solche Bedingungen unmöglich herstellen lassen, wäre ein Fehler.»⁶³

Wie genau sich das britische Aussenministerium die Schaffung solcher Bedingungen in Ländern wie Polen, Litauen, der Ukraine vorstellte, blieb unangesprochen. Auch waren sich die Juden untereinander nicht einig, welcher Weg nach Zion der richtige sei. Eine intensive Konkurrenz herrschte zwischen der Jewish Agency, die unter ihrem Dach alle zionistischen Gruppen in Palästina zusammenfasste, und dem amerikanischen Jewish Joint Distribution Committee, JDC, kurz «Joint» genannt. Die Joint-Mitarbeiter, die jüdischen Flüchtlingen und DPs mit Geld, Nahrung und anderen lebensnotwendigen Gütern nach bestem Vermögen halfen, betrachteten die zionistische Indoktrinierung mit Missfallen und Argwohn und fanden sie autoritär und kontraproduktiv. Tatsächlich wurde bekannt, dass die Jewish Agency in manchen Fällen verhinderte, dass Kinder ein neues Zuhause in Europa oder den USA fänden, weil dies nach ihrer Auffassung dem «Aufstieg» (*alija*; das ist die «Rückkehr» der Juden ins Gelobte Land) zuwiderlief.

Es dauerte noch etliche Jahre, doch am Ende setzten die Zionisten sich durch. Der Staat Israel wurde gegründet (1948), und Millionen Juden fanden dort eine Zuflucht. Die meisten Länder in Europa, ebenso die Sowjetunion und die USA, begleiteten die Staatsgründung mit Wohlwollen – sei es aus Schuldgefühl, sei es aus der seit dem 19. Jahrhundert verbreiteten Vorstellung, jede Rasse brauche ihre Nation, oder auch aus der Erkenntnis heraus, dass ein Staat Israel für viele Juden die einzig plausible Option war. Was Eden über die Kosaken gesagt hatte, galt ebenso für die europäischen Juden: «Hier wollen wir sie jedenfalls nicht haben.»⁶⁴



Mein Vater, S.L. Buruma (ganz links), mit seinen Kommilitonen in Utrecht



Tanzende sowjetische Soldaten in Berlin



Junge Niederländerinnen mit einem kanadischen Soldaten



Britische Marinesoldaten mit ihren Freundinnen am VE-Day, dem 8. Mai 45, in London



Niederländer bejubeln die Bombenflugzeuge, die im Mai 45 Essen abwerfen



Ein GI bei der Fraternisierung mit einer Japanerin in einem Tokioter Park
(Associated Press/Charles Gorry)



Griechen erhalten Unterstützung von den Alliierten



Eine «horizontale Kollaborateurin» in Holland wird von einem Pöbel verhöhnt

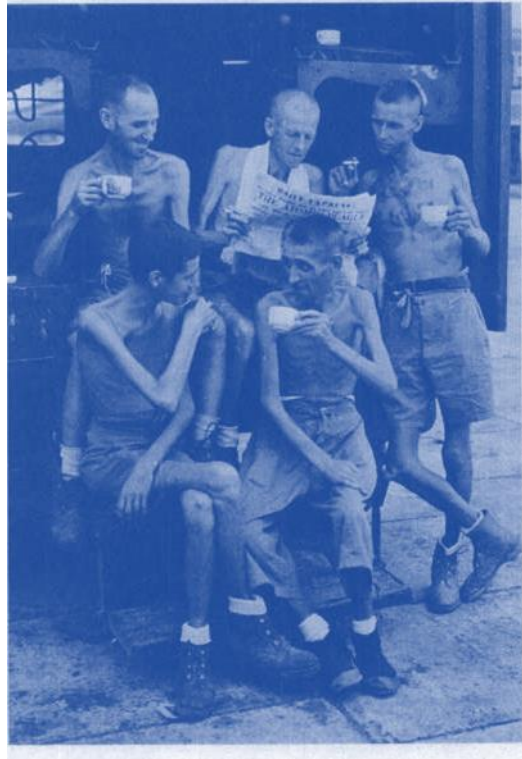


Eine wegen Kollaboration geteerte Frau in Amsterdam

Entlassung in
Bergen-Belsen



Ausgehungerte Kriegsge-
fangene in einem japani-
schen Lager in Malaya





Die britische Armee zündet die letzte Baracke von Bergen-Belsen an



Pause beim Schutträumen in Berlin



Flüchtlingskinder in Berlin



Ein Japaner vor den Trümmern seines Hauses in Yokohama



Griechinnen betrauern die Toten (*Associated Press*)



Deutsche Kriegsgefangene bei der Pflege amerikanischer Kriegsgräber nahe dem Küstenabschnitt Omaha Beach in der Normandie (*Associated Press/Peter J. Carroll*)



Ein deutscher Wehrmachtsgeneral wird vor seiner Hinrichtung in Italien angepflockt (*Associated Press*)



Deutsche Kinder bei der Abgabe von Nazi-Schulbüchern an einer Schule in Aachen



General de Gaulle in Lorient, einem ehemaligen U-Boot-Stützpunkt an der bretonischen Küste, der durch die Bomben der Alliierten schwer beschädigt wurde (*AFP/Getty Images*)



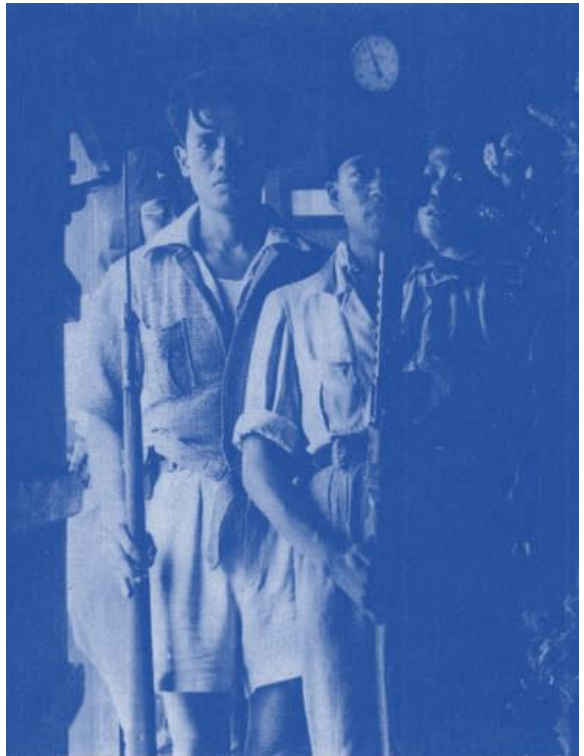
General Yamashita
bei der Vereidigung
vor seinem Prozess
in Manila



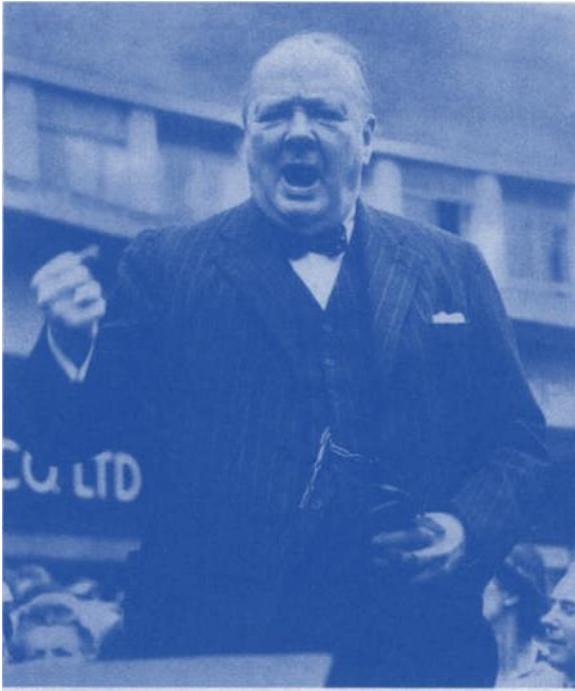
Der niederländische Nationalsozialist Anton Mussert wird vom niederländischen Widerstand in Den Haag festgenommen



Japan ergibt sich der Royal Air Force in Saigon



Indonesische
Freiheitskämpfer



Winston Churchill
kämpft um seine
Wiederwahl



Laval sagt in Paris bei der
Verhandlung von Mar-
schall Pétain (sitzend,
rechts hinter Laval) aus



Clement Attlee nach seinem Wahlsieg (*Associated Press*)

Kapitel 5 Entgiftung

Nationen werden durch Krieg, Besatzung oder Diktatur nicht nur physisch beschädigt, sondern auch moralisch korrumpiert. Die politische Legitimität geht verloren. Anstelle des Gemeinsinns macht sich Zynismus breit. Diejenigen, die unter einer Tyrannei gedeihen, sind oft die zwielichtigsten und am leichtesten korrumpierbaren Menschen. Diejenigen mit der grössten Legitimation in Zeiten des Übergangs haben, solange die Diktatur herrschte, oft am äussersten Rand gestanden. Im Zweiten Weltkrieg beschränkten sie sich auf eine sehr geringe Zahl von Männern und Frauen, die im aktiven Widerstand gewesen waren, was in London, wo die verschiedenen «freien» Regierungen ihre Proforma-Existenz im Exil fortsetzten, weniger gefährlich war, in besetzten Ländern aber äusserst riskant.

Der Widerstand, nach dem Krieg ganz bewusst romantisiert, spielte für den militärischen Sieg über NS-Deutschland oder das kaiserliche Japan nur eine geringe Rolle. Brutale Rebellion, gefolgt von böartigen Vergeltungsmassnahmen gegen unschuldige Mitbürger, verursachten oft mehr Probleme, als sie wert waren, daher der verbreitete Groll bei zurückhaltenderen Landsleuten gegenüber den Heldengestalten, deren Aktionen noch brutalere Repression zur Folge hatten. Natürlich hat Widerstand auch einen symbolischen Wert als Demonstration, dass nicht alles verloren ist, dass man einer Tyrannei immerhin Kerben schlagen kann. Die eigentliche Bedeutung von Widerstand aber wird erst klar, wenn die Kämpfe eingestellt sind. Dass es Menschen gab, die sich allen Schwierigkeiten widersetzen und sich nicht in die Knie zwingen liessen, liefert einer Gesellschaft, die von Kollaboration oder einfach auch nur Zustimmung zu einem mörderischen Regime vergiftet ist, eine Heldengeschichte. Die Wiederherstellung der Demokratie ruht auf solchen Geschichten;

sie helfen nicht nur bei der Wiederbelebung staatsbürgerlicher Moral, sondern stellen auch das Verständnis für die politische Legitimität einer Nachkriegsregierung wieder her. Sie sind die Gründungsmythen nationaler Renaissance im Nachkriegseuropa.

In Teilen Mittel- und Osteuropas war der Widerstand als solcher komplizierter, weniger eindeutig: Dort gab es zwei Tyranneien, gegen die man sich zur Wehr setzen musste. Es kam durchaus vor, dass jene, die in Stalin ihren Hauptfeind sahen, mit den Deutschen kollaborierten. Der berühmteste Widerstandsheld in der Ukraine war Stepan Bandera, Chef der Organisation ukrainischer Nationalisten. Als die Ukraine 1991, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, endlich unabhängig wurde, wurde er als Vater des Vaterlands aufgebaut, eine Art ukrainischer George Washington. Bald standen überall Bandera-Statuen, daneben Bandera-Denkmäler, Bandera-Kultstätten, Bandera-Museen. Aber Bandera ist gar kein einheitsstiftender Held, er kam aus der Westukraine, die einmal zu Österreich-Ungarn gehört hat. In der russisch-orthodoxen Ostukraine wiederum gilt Bandera noch heute als Faschist, weil er sich 1941 auf die Seite der Nazis stellte. Ausserdem trugen Banderas Nationalisten die Verantwortung für den Mord an rund vierzigtausend Polen im Jahr 1944. Der Held selbst befand sich zum Zeitpunkt, als er die Unabhängigkeit von den Deutschen wie von den Sowjets erklärte, in einem KZ der Nazis. 1959 wurde er in seinem Münchner Exil von einem KGB-Agenten ermordet.

Überschaubarer war es in Westeuropa. Besonders wichtig war der Heldenmythos in einem Land wie Frankreich, in dem Bürokratie, Polizei, Justiz, Grossunternehmer und sogar zahlreiche Künstler und Schriftsteller vom Kollaborationsregime in Vichy zutiefst kompromittiert waren. Als General de Gaulle am 18. Juni 1940 von London aus seine trotzige Radioansprache hielt, war er den meisten Franzosen völlig unbekannt. Die grosse Vaterfigur der französischen *patrie* war zu der Zeit noch immer Marschall Pétain, und so hörte kaum jemand de Gaulles stockende, aber seltsam bewegende Rede im Radio: «Was auch geschieht: Die Flamme des französischen Widerstands darf und wird nicht erlöschen.»

Tatsächlich gab es in Frankreich während der ersten Kriegsjahre kaum Widerstand. Aber de Gaulle kehrte 1944 als unumstrittenes Symbol

nationaler Redlichkeit nach Frankreich zurück und schritt in Uniform und erhobenen Hauptes an der Spitze der französischen Truppen, die Paris «befreiten», nachdem die Alliierten die Deutschen in der Normandie überwältigt hatten. Ein Heckenschütze und Nazisympathisant feuerte einen Schuss auf ihn ab, er aber marschierte weiter, als sei nichts gewesen. Und so konnte diese scheinbar unverwundbare Gestalt bis zu den ersten Nachkriegswahlen im Oktober 1945 eine provisorische Regierung bilden, in der nach wie vor zahlreiche Politiker des Vichy-Regimes sassen, weshalb, wie nicht anders zu erwarten, Feindschaft mit den häufig kommunistisch geführten Widerstandsgruppen herrschte, die de Gaulles Zielen nicht ohne Grund misstrauten, so wie er, ebenfalls nicht ohne Grund, den ihren misstraute. Aber General de Gaulle trug das stolze Gesicht des Widerstands, und das legitimierte ihn als Staatschef. Er war der Mann, der seine Nation aus dem moralischen Bankrott herauszuführen vermochte.

Deutschland und Japan hatten keine Heldensymbole oder heroischen Führungspersönlichkeiten, mit denen sie den Neuanfang hätten machen können (allerdings wurde in der kommunistischen Ostzone so etwas wie ein «antifaschistischer» Heldenmythos konstruiert). Die Offiziere, die im Juli 1944 das Hitlerattentat unternommen und mit ihrem Leben dafür bezahlt hatten, galten bei der Mehrheit der Deutschen noch nicht als Helden. Und nachdem viele von ihnen aus dem preussischen Militäradel stammten, waren sie im Ausland, aber auch von vielen Deutschen mit einer militaristischen Tradition («Preussentum») in Verbindung gebracht worden, der man die Hauptschuld am Krieg gab. In Japan hatten nur wenige dem Kriegsregime Widerstand geleistet, und das waren meist Kommunisten oder radikale Linke, die den Krieg im Gefängnis zugebracht hatten. Im Grossen und Ganzen hatten die Gegner von Hitlers Reich und Japans Kaiserlicher Regierung ihre Meinung für sich behalten oder waren – so wie viele NS-Grössen – ins Ausland geflohen.

Aber es gab doch einige aktive Widerstandskämpfer in Deutschland, winzige Gruppen von Menschen, die in nahezu völliger Isolation ihr Leben riskierten. Eine von ihnen war Ruth Andreas-Friedrich, eine Journalistin, die der Berliner Widerstandsgruppe «Onkel Emil» angehörte. Sie und ihre mutigen Freunde hatten Juden und andere Verfolgte versteckt

und heimlich die Flugblätter der «Weissen Rose» verbreitet. Nur wenige, die sich im Widerstand engagiert hatten, waren nach dem Krieg noch am Leben; auf jeden Fall gab es nicht genug Menschen wie Andreas-Friedrich, um einen nationalen Widerstandsmythos zu begründen. Dennoch herrschte, als der Krieg vorbei und die Gefahr ausgestanden war, das starke Bedürfnis, sich moralisch freizukaufen. Am 15. Mai 1945 hielt Andreas-Friedrich, die in den Trümmern der russisch besetzten Zone von Berlin nur mit Mühe überlebte, Folgendes in ihrem Tagebuch fest:

Überall herrscht politischer Hochbetrieb. Als müsse man im Eiltempo nachholen, was man zwölf Jahre versäumt hat. Wie Pilze schießen die «antifaschistischen» Gruppen aus der Erde. Spruchbänder und Plakate. Anschriften und Aufschriften. An jeder zweiten Strassenecke hat sich ein politisches Unternehmen aufgetan ... Nicht alle Kampfgruppen gegen Herrn Hitler blicken auf eine lange Lebenszeit zurück. Bei manchen hob der Widerstand erst an, als Adolf Hitlers Widerstand aufhörte. Es stinkt ein bisschen um diese rückdatierten Märtyrer.¹

Ähnliche Scheinheiligkeit, wenn auch nicht ganz so unverföhren, war in den von deutscher Besatzung befreiten Ländern zu beobachten. Aber auch dort reichten Heldenerzählungen nicht aus – geschweige denn in Deutschland und Japan! –, um mit moralischem Zusammenbruch fertigzuwerden. Damit sich eine legitime Nachkriegsordnung durchsetzen konnte, musste die Gesellschaft erst von Nazis beziehungsweise japanischen Militaristen und deren Kollaborateuren gesäubert werden, die für Krieg, Diktaturen, Verfolgung, Zwangsarbeit und Massenmord Verantwortlichen mussten gehen. Aber wo fing man an? Wie ging man vor? Wie sollte Schuld definiert werden? War Mitläufertum Grund genug, um Ziel der Säuberung zu werden? Wie fand man die Schuldigen? Und wo war die Grenze? Wenn jeder deutsche Beamte, der Nazi gewesen war oder mit den Nazis zusammengearbeitet hatte, aus dem Dienst entlassen würde, wäre die ohnehin in Trümmern liegende deutsche Gesellschaft womöglich endgültig zerfallen. Es waren einfach zu viele gewesen. In Japan wären nach einer voll-

ständigen Säuberung der Verwaltung und des politischen Establishments aus Kriegszeiten nur sehr wenige übrig geblieben, die das Wissen und die Fähigkeiten hatten, um ein Land am Rand der Hungersnot aufrechtzuhalten. Dennoch musste etwas geschehen, die Öffentlichkeit sollte sehen, dass Gerechtigkeit geübt wurde.

Die älteste und einfachste Lösung für eine in die Irre gegangene Gesellschaft ist – abgesehen von der Hinrichtung der Hauptschuldigen – Verbannung. Diesen Vorschlag machte ein konservativer christlicher Senator in Belgien, als er überlegte, wie mit den Kollaborateuren zu verfahren sei: «Wenn es in unserem Land wirklich keinen Platz gibt, um diese Menschen wiedereinzugliedern, wäre es nicht möglich, sie anderswohin gehen zu lassen?... Es gibt Länder, in Lateinamerika zum Beispiel, wo sie ein neues Leben anfangen könnten.»² Für diese Lösung entschieden sich, natürlich im Geheimen, eine ganze Reihe von NS-Massenmördern, aber das war ja keine Vorgehensweise, die von staatlicher Seite aus praktikierbar gewesen wäre. Und die Idee, sämtliche Nazis aus Deutschland, sämtliche Kollaborateure aus Europa nach Lateinamerika auszuweisen, war aberwitzig.

Dennoch waren sich die Staatschefs der Sowjetunion, Grossbritanniens und der USA auf der Potsdamer Konferenz im Juli 1945 einig, dass es eine radikale Massnahme brauchte, um die besiegten Nationen von ihrem giftigen Vermächtnis zu befreien und als Demokratien wiederaufzubauen, die nie wieder einen Krieg anzettelten. Deutschland und Japan mussten «entmilitarisiert» und «demokratisiert» werden. NS-Organisationen und NS-Polizei würden selbstverständlich verboten, aber auch «alle militärischen Organisationen und alle Vereine und Verbände, die den Zweck verfolgen, die militärische Tradition in Deutschland lebendig zu halten». Und im Rahmen der Demokratisierung sollten «alle mehr als bloss nominellen Mitglieder der NSDAP sowie alle Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen, aus öffentlichen und halböffentlichen Ämtern sowie aus Führungspositionen der Privatwirtschaft» entfernt werden.

In einem waren sich die Sowjets und die westlichen Alliierten nicht einig, und das war, wie nicht anders zu erwarten, die Vorstellung davon, was eine Demokratie sei. Unklar blieb aber auch die Unterscheidung, sofern überhaupt eine gemacht wurde, zwischen Parteimitgliedern, «Mili-

taristen» und den «Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen»: Schliesslich kann man sich einen ehemaligen Nazi denken, der durchaus bereit war, für die alliierten Ziele zu arbeiten, oder einen ehemaligen Nazigegner, der mit der Politik der Alliierten ganz und gar nicht einverstanden war – etwa einen Kommunisten in den westlichen Besatzungszonen oder einen Liberaldemokraten in der Sowjetzone. Das jeweilige Entnazifizierungsverfahren hing also auch von der Beurteilung der deutschen Katastrophe ab. In diesem Punkt waren sich die Grossmächte weitgehend einig. Der preussische Militarismus wurde als das Hauptproblem gesehen; ihn galt es, mit allen Wurzeln herauszureissen. Dass dies ein ganzes Stück am Ziel vorbeiging, wurde erst später erkannt.

Zu Japan lautete die Formulierung in Potsdam etwas anders: «Autorität und Einfluss jener, die das japanische Volk in die Irre führten und zur Eroberung der Welt verleiteten, müssen für alle Zeit beseitigt werden, denn wir sind überzeugt, dass eine neue Ordnung des Friedens, der Sicherheit und Gerechtigkeit so lange unmöglich sein wird, solange verantwortungsloser Militarismus nicht aus der Welt geschafft ist.»

Auch dies war ein bisschen vage und eigentlich irreführend: Kann es denn einen «verantwortungsvo//en» Militarismus geben? Und wer hatte wen in die Irre geführt und verleitet? General Douglas MacArthur, als Oberkommandierender der alliierten Besatzungstruppen (SCAP) vorläufig die höchste Autorität in Japan, schlug Kaiser Hirohitos Angebot, die Verantwortung für den Krieg zu übernehmen, aus. SCAP – mit dem Akronym bezeichneten ihn bald alle – war überzeugt, dass der Kaiser unverzichtbar sei, damit kein Chaos ausbreche, und sprach ihn deshalb von jeder Schuld frei.

Als mächtigster Mann in Japan und bewusst so konzipierte grosse weisse Vaterfigur empfing MacArthur zahlreiche Briefe von japanischen Bürgern, die sich mit bizarrer Ehrerbietung an ihn wandten. Der Oberkommandierende wollte eigentlich den allmächtigen Shogun für den symbolischen japanischen Kaiser spielen, schien jedoch in gewisser Weise selbst eine heilige Gestalt geworden zu sein. «Lieber Herr», stand in einem Brief, «wenn ich an die grossmütigen Massnahmen denke, die Ihre

Exzellenz eingeleitet haben, anstatt Rache zu üben, bin ich von Ehrfurcht ergriffen, als stünde ich vor einem Gott.»³

Für viele Japaner war während des Kriegs der Kaiser heilig gewesen. Allerdings nicht für liberal oder links gesinnte Japaner. Einer derjenigen, die an MacArthur schrieben, womöglich ein Christ, fragte sich, weshalb der Kaiser nicht als Kriegsverbrecher festgenommen worden sei: «Um ohne Scham vor der Welt und vor Gott wirkliche Gerechtigkeit im juristischen und menschlichen Sinn zu erlangen, bitten wir Sie, den gegenwärtigen Kaiser als Kriegsverbrecher streng zu bestrafen. Wenn Sie den Kaiser ungeschoren lassen, einfach um das Volk zu manipulieren, dann glaube ich, dass alle die gut gemeinten Massnahmen der alliierten Streitkräfte nach Ihrem Abzug wieder zu Staub zerfallen werden.»⁴

Aber es gab auch noch andere Briefe, die vor düsteren Konsequenzen warnten, falls dem Kaiser auch nur ein Haar gekrümmt würde: «Dies hätte natürlich die grösste Tragödie der Welt zur Folge. Es gelänge nur, wenn zuvor das achtzig Millionen starke Yamato- (japanische) Volk vollständig vernichtet wurde.»⁵ Die Formulierung «Yamato» lässt auf einen unverbesserlichen Nationalisten schliessen. MacArthur fand, dass gerade solche Stimmen nicht ungehört bleiben durften. Das Ergebnis war, dass der Kaiser, in dessen Namen jede Kriegshandlung bis hin zum schlimmsten Verbrechen begangen worden war, nun selbst als «irreführt» galt. Jede öffentliche Abweichung von dieser Version konnte – und kann gelegentlich heute noch* – zu ernststen Unannehmlichkeiten führen.

Nachdem es in Japan kein Gegenstück zur NSDAP gab, geschweige denn einen Hitler oder eine Machtergreifung wie die der Nazis im Januar 1933, waren stattdessen «Militarismus», «Ultranationalismus», sogar «Feudalismus» das Giftkraut, das ausgerissen werden musste. Und so lautete eine Direktive für das US-Militär: «Ehemals aktive Vertreter des Militarismus und militanten Nationalismus werden aus öffentlichen Ämtern

* 1988 sagte der Bürgermeister von Nagasaki, der Christ Motoshima Hitoshi, der Kaiser hätte zumindest eine Teilverantwortung für den Krieg übernehmen müssen, woraufhin ihn die Rechtsextremen ins Visier nahmen: Zwei Jahre später wurde er von einem gedungenen Mörder hinterrücks erschossen.

sowie jeder anderen öffentlichen oder privatwirtschaftlichen Führungsposition entfernt und bleiben auch in Zukunft von ihnen ausgeschlossen.»⁶ Bei Propagandisten, Kriegsverbrechern und Militärführern war dies eine klare, unkomplizierte Angelegenheit; die Bürokraten, deren Berufslaufbahn lange vor dem Pazifikkrieg begonnen hatte, oder Geschäftsleute und Industrielle, die mit Japans Kriegsregierungen selbstverständlich kollaboriert und entsprechend profitiert hatten, auf Herz und Nieren zu prüfen war viel schwieriger, und nur selten konnte man sie als Militaristen oder Ultrationalisten bezeichnen.

Die Vorstellung, man könne «Militarismus», «Feudalismus» oder «Preussentum» herauschneiden wie Krebszellen aus dem menschlichen Organismus, kam bei linken alliierten Funktionsträgern besser an als bei den konservativen. Dies galt auch für die Bevölkerung Deutschlands, Japans und der ehemals besetzten Länder. Da die Linken, die Kommunisten eingeschlossen, in zahlreichen Ländern den Widerstand massgeblich bestimmt hatten, erwarteten linke Widerstandskämpfer jetzt eine Nachkriegsgesellschaft entsprechend ihren Vorstellungen. In ihren Augen war 1945 die ideale Gelegenheit zur endgültigen Abrechnung mit dem militärischen, finanziellen, politischen Establishment, das mit den Faschisten kollaboriert hatte.

General MacArthur war selbst zwar konservativer Republikaner, in den ersten Jahren der Besatzung aber von idealistischen Anwälten und New-Deal-Reformern umgeben, die im Rahmen ihrer Demokratisierungsbemühungen um Japan vehement auf Säuberungen drängten. Sie hatten keine Vorstellungen von den Loyalitäten der japanischen Eliten, die vor dem Krieg bestanden hatten, und nach ihrer Auffassung brauchten sie keine besondere Kenntnis der Kultur: Jedes Land konnte zu einer Demokratie umgestaltet werden, vorausgesetzt, es hatte die richtige Verfassung und wurde auf dem Weg dorthin unterstützt, etwa mit der Schaffung unabhängiger Gewerkschaften und anderen fortschrittlichen Massnahmen. Die frühen Säuberungen in Japan wurden von Leuten wie Oberstleutnant Charles Kades überwacht, einem New-Deal-Vertreter, der in der Regierungssektion des SCAP beschäftigt war. Sein Vorgesetzter war Brigadegeneral Courtney Whitney, der zuvor Anwalt in Manila gewesen war und

die gleiche Neigung zu bombastischer Rhetorik hatte wie sein geliebter Chef. «MacArthurs Philosophie, die in den Annalen der Militärbesetzungen beispiellos ist, wird als Massstab und Ansporn für künftige Okkupationen weiterleben.»⁷ Ihr gemeinsamer Feind am hochkomplexen Hof in Tokio war Generalmajor Charles Willoughby, MacArthurs Geheimdienstchef.

Für MacArthur war Willoughby, der in Deutschland als (angeblicher) Karl von Tscheppe und Weidenbach zur Welt gekommen war, «mein Lieblingsfaschist». Mit gutem Grund. Ein Jäger mit leiser Stimme, geschmeidigen Manieren, aber jähzornigem Wesen, witterte Willoughby immer und überall jüdische und kommunistische Verschwörungen, selbst innerhalb der US-Militärverwaltung. Auch der französische Botschafter erregte seinen Argwohn, weil er unglücklicherweise einen russischen Namen trug. Mit den konservativen Höflingen um Kaiser Hirohito stand Willoughby in herzlicherem Verhältnis als mit SCAPs New-Deal-Vertretern, und nach seiner Pensionierung in den fünfziger Jahren zog er als Berater von General Francisco Franco, den er sehr bewunderte, nach Madrid. Als offiziellem Verantwortlichen für die Besatzungspolizei war es Willoughbys Aufgabe, für die Entlassung von Funktionsträgern zu sorgen, die er privat durchaus schätzte. Whitney bemerkte, nachdem er sich wieder einmal eine endlose Tirade gegen die Säuberungen von Willoughby angehört hatte: «Ich gebe zu bedenken, dass jemand, der das Programm derartig ablehnt, der falsche Mann für seine Umsetzung ist.»⁸ Und damit war die Sache zumindest vorläufig erledigt.

In Deutschland war der wichtigste Kopf hinter der Entnazifizierung Franz Neumann, ein Marxist, der etliche Jahre für das Office of Strategic Services (OSS) tätig war, den Vorläufer der CIA. Neumann war jüdischer Flüchtling aus Deutschland, wo er sich vor dem Krieg als Politikwissenschaftler und Fachanwalt für Arbeitsrecht einen Namen gemacht hatte. Während seines Exils in den USA erarbeitete er gemeinsam mit dem Politologen und Soziologen Herbert Marcuse, der ebenfalls, wie etliche seiner marxistischen Kollegen von der Frankfurter Schule, nach New York ausgewandert war, einen Entnazifizierungsleitfaden für die US-Regierung. Dabei gingen sie von der Auffassung aus, das «Dritte Reich» sei ein typischer Fall von «totalitärem Monopolkapitalismus»⁹: Hinter der NS-

Bewegung stünden die Industriellen. Die Judenverfolgung sei ein Manöver, um die Unzufriedenheit des Volkes mit dem Monopolkapitalismus auf ein anderes Ziel umzulenken.

Neumann arbeitete, unterstützt von General Lucius D. Clay, dem obersten Militärführer in der amerikanischen Zone, auch am Entwurf des berichtigten Fragebogens mit, den jeder erwachsene Deutsche ausfüllen musste. Auf der Grundlage dieser detaillierten hunderteinunddreissig Fragen über vergangene Mitgliedschaften und Sympathien hoffte das US-Militär, die Frage nach Schuld oder Unschuld von mindestens dreiundzwanzig Millionen Menschen beantworten zu können. Eine typische Frage lautete etwa: «Haben Sie oder ein unmittelbares Mitglied Ihrer Familie jemals Besitz erworben, welcher anderen Personen aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen entzogen oder anderen Personen enteignet wurde?» Eine andere Frage betraf die Mitgliedschaft in Studentenverbindungen – dabei waren sie seit 1935 verboten und niemals Teil des NS-Apparates. Natürlich waren die Antworten auf diese Fragen selten ehrlich. Die Vorlage von Dokumenten, Nachweisen aller Art wurde hinausgeschoben, manchmal für immer. Endlose Berufungen wurden eingelegt. Die Alliierten hatten weder genügend Personal noch die nötige Sachkenntnis, um die Dokumente beurteilen zu können. Wenige Amerikaner konnten so gut Deutsch, dass sie zumindest Texte lesen konnten. Die bereits überforderte Militärverwaltung, formell für den Wiederaufbau der Demokratie in Deutschland zuständig, wurde durch ein neues «Gesetz Nr. 8», das am 1. Dezember in Kraft trat, zusätzlich strapaziert.

Ruth Andreas-Friedrich, die ehemalige Widerstandskämpferin in Berlin, erwähnte dieses Gesetz in ihrem Tagebuch:

*Vor drei Wochen sind die ersten Massnahmen gegen Parteigenossen erlassen worden. Entfernung aller Nazis aus führenden Stellen des Industrie- und Wirtschaftslebens. Ausschliessung der Parteigenossen von kultureller Tätigkeit. Ehemalige Mitglieder der NSDAP dürfen in Betrieben nur noch als Arbeiter beschäftigt werden.*¹⁰

Andreas-Friedrich begrüßte die Idee, ehemalige Nazis zum Schutträumen und für andere niedere Arbeiten einzusetzen. Aber ihre Sichtweise war, wie es scheint, eine ungewöhnliche. Sie hielt fest, was sie die Menschen in ihrer Umgebung sagen hörte: «Unerhört, dieser Terror! Haarsträubend, die neue Ungerechtigkeit. Man kann doch nicht zwanzig Prozent des Volkes unter Ausnahmegesetz stellen.» Worauf sie, in ihrem privaten Tagebuch, die Antwort gibt: «Man kann! Haben sie [die Deutschen] vergessen, wie gut man es kann? Ist es ihnen entfallen, dass diese Ausnahmegesetze fast wörtlich den gleichen Inhalt trugen wie acht Jahre zuvor die Ausnahmegesetze gegen die Juden?»¹¹

Sie hatte keinerlei Verständnis für die protestierenden Deutschen. Aber die Parallele, die sie zog, war Teil des Problems. In einem faschistischen Regime Menschen aus der Gesellschaft auszuschließen ist eines; dasselbe zu tun, um eine Demokratie wiederherzustellen, ist ein unvergleichlich heikleres Unterfangen. Abgesehen davon bedeutete das schlichte Eingeständnis einer Parteimitgliedschaft nicht sehr viel. An die hundertvierzigtausend Menschen verloren ihren Arbeitsplatz, aber es waren viele kleine Beamte und Opportunisten darunter, die der Partei aus Angst oder Ehrgeiz beigetreten waren, während prominentere Personen, die mehr Schuld auf sich geladen hatten, ungeschoren blieben: die Unternehmer zum Beispiel, die sich nicht die Mühe gemacht hatten, Parteimitglied zu werden, aber mit geraubtem jüdischem Vermögen Millionen verdienten; die Bankiers, die Zahngold von ermordeten Juden horteten; die Professoren, die haarsträubende Rassenlehren verbreiteten; die Anwälte und Richter, die sich penibel an die Verordnungen der NS-Diktatur hielten und Menschen wegen umstürzlerischer Aktivitäten oder «Rassenschande» mit einem Angehörigen einer «minderwertigen Rasse» verurteilten.

Theodor Heuss war vor dem Krieg liberaler Journalist und Politiker gewesen, und auch wenn er nicht aktiv Widerstand geleistet hatte, waren ihm die Nazis verhasst. Er war einer der Deutschen, denen die Alliierten trauen zu können glaubten. 1945 ernannten ihn die Amerikaner zum Kultusminister Baden-Württembergs, und in dieser Funktion war eines seiner Probleme der Mangel an fähigen Lehrern, die gebraucht wurden, um die Jugend von zwölf Jahren Nazi-propaganda zu entwöhnen. Die Entnazifizierung, wie sie praktiziert wurde, bedeutete eine zusätzliche Erschwernis

für ihn. In einem verzweifelten Brief an die Militärverwaltung schrieb er, seiner Ansicht nach seien nur zehn bis fünfzehn Prozent der aus dem Staatsdienst Entlassenen überzeugte Nazis gewesen. Es seien aber so viele Lehrer entnazifiziert worden, dass viele Kinder keinen Unterricht mehr bekämen. Es sei doch nicht so schwer, bei älteren Lehrern, die noch in der Weimarer Republik studiert hatten, «den braunen Anstrich abzukratzen» und «die Kräfte des Guten in ihnen wiederzuerwecken». Er bat die Behörden um ihr Vertrauen: «Wir versprechen, die Lehrer vom Nazismus zu befreien und sie zu Mittlern eines neuen und besseren Denkens zu machen, damit sie die Jugend im rechten Geist unterrichten können.»¹²

Er wurde abgewiesen.

Carl Zuckmayer, der aus seinem amerikanischen Exil zurückkehrte, um im Auftrag des US-Kriegsministeriums seinen *Deutschlandbericht* zu verfassen, fand die Säuberungen der Amerikaner so unbeholfen und so oft am eigentlichen Ziel vorbeigehend, dass er fürchtete, die Entnazifizierung könne in eine «Renazifizierung» umschlagen. Konservative sähen in der Entnazifizierung eine sozialistische Verschwörung. Sie seien überzeugt, dass die alliierten Behörden absichtlich deutsche Radikale bevorzugten, die versessen darauf seien, jede grössere und kleinere Stadt von allen Personen zu säubern, die mit dem Pinsel Faschismus angestrichen werden könnten. In diesem Zusammenhang erzählt Zuckmayer einen Witz, den er in Österreich gehört hat: «Ein Mann kommt zur örtlichen Polizeiwache und fragt nach der Meldebehörde. Er möchte sich registrieren lassen. Warum registrieren lassen?, fragt der zuständige Beamte. ‚Ich muss mich registrieren lassen‘, sagt der Mann, ‚ich bin Nazi.‘ ‚Mann‘, sagt der Beamte, ‚wenn Sie Nazi sind, hätten Sie sich vor anderthalb Jahren melden sollen!‘ Vor anderthalb Jahren‘, sagt der Mann, ‚war ich noch kein Nazi.‘»¹³

Als dieser Witz die Runde machte, war die Trennung von Spreu und Weizen, von Exnazis und vermutlich Unschuldigen, aus reiner Not weitgehend den deutschen Ausschüssen übertragen worden. Dieser Schritt war im «Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus» festgeschrieben worden. Daraus wurde eine Farce. Deutsche Politiker waren wenig begeistert von der Idee, weitere Säuberungen durchzuführen. Tatsächlich sassen in den Entnazifizierungsausschüssen, die an-

geblich aus radikalen Revolutionären bestanden, oft lauter ehemalige Nazis. Katholische Pfarrer warnten vor der Sünde, belastende Aussagen über die eigenen Landsleute zu machen. Lokalgrössen, die im «Dritten Reich» viel Geld gescheffelt hatten, kauften sich frei, häufig unter Verweis auf den einen oder anderen beklagenswerten Überlebenden der NS-Verfolgung als Entlastungszeugen. Das Schlüsselwort, das 1946 in Gebrauch kam, war der «Persilschein», mit dem man sich von der nationalsozialistischen Gesinnung reinwusch. Zahllose Exnazis erhielten ihren Persilschein, und bald war aus ihrer jüngsten Vergangenheit eine weisse Weste ohne ein braunes Stäubchen geworden. Bescheinigungen, wonach man KZ-Häftling gewesen war, gab es auf dem Schwarzmarkt zu kaufen; sie waren zwar nicht billig, fünfundzwanzigtausend Mark musste man schon dafür hinlegen, aber gerade viele ehemalige SS-Männer konnten sich das durchaus leisten.

Kaum besser war es im östlichen Teil Deutschlands, obwohl dort die Kommunisten behaupteten, die Entnazifizierung in der «demokratischen Zone» sei ein grosser Erfolg gewesen. Im Spätfrühling 1945 wurde die Entnazifizierung den von Ruth Andreas-Friedrich erwähnten «antifaschistischen» Ausschüssen anvertraut, die aber im Frühsommer schon wieder aufgelöst waren: Jetzt übernahm diese Aufgabe die KPD. Theoretisch war die Entnazifizierung rigoroser als in den westlichen Besatzungszonen. Schliesslich war der Gründungsmythos der späteren DDR die stolze «antifaschistische» Geschichte; dies war das bessere Deutschland; das Deutschland des Widerstands. In diesen Mythos aber schob sich die These von einer kollektiven deutschen Schuld, einer in Fleisch und Blut eingedrungenen teutonischen Krankheit – die Kommunisten waren regelrecht besessen von der Idee, und gegen dieses deutsche Virus war leider auch ihre eigene Rhetorik nicht gefeit: Zum Beispiel forderte die KPD die totale «Liquidierung» von allem, was von Hitlers Regime noch übrig war;¹⁴ in einer Stadt in Brandenburg wurden ehemalige Nazis gezwungen, sich ein Hakenkreuz an die Kleidung zu heften; und es war viel die Rede von strenger Bestrafung. Anderswo warnte der Bezirksrichter: «Die Nazis werden genauso behandelt, wie sie uns behandelt haben, nämlich: unnachgiebig. Drückeberger werden wir zur Arbeit zwingen, und wenn wir sie dafür ins

Lager stecken müssen ... Nächstes Jahr wollen wir ein nazireines Deutschland.»¹⁵

Aber allen Massnahmen zum Trotz war die Entnazifizierung in Ostdeutschland fast so unzulänglich wie in den «kapitalistischen Zonen». Zwar bestand die Absicht, zwischen «aktiven» und «nominellen» Nazis zu differenzieren, aber die Unterschiede erwiesen sich oft als kaum fassbar. Die Sowjets waren es bald leid, überhaupt zu unterscheiden, und ordneten die Entlassung *aller* NSDAP-Mitglieder aus dem öffentlichen Dienst an – innerhalb von Monaten, was natürlich völlig unmöglich war. Ohnehin trauten sie den Deutschen die Entnazifizierung nicht zu und gaben ihnen nie geeignete Richtlinien an die Hand. Allerdings gab es in dieser Angelegenheit Gründe für das Misstrauen. Viele Deutsche verweigerten die Kooperation, denn wie sich bald herausstellte, hätte eine allzu rigorose Entnazifizierung den kompletten Zusammenbruch des Schulunterrichts, des Sozialwesens, überhaupt jedes Anflugs von wirtschaftlicher Erholung zur Folge gehabt. Und deshalb fanden die Leipziger und Dresdener nicht anders als die Münchner und Kölner immer wieder einen Vorwand, um Altnazis wieder in ihre alten Stellen zurückzuholen oder vor Verfolgung zu schützen. Selbst die sowjetischen Behörden drückten, als die Säuberungen den Produktionsplan in den von ihnen geleiteten Fabriken in Gefahr brachten, beide Augen zu. Die meisten «kleinen» Nazis wurden stillschweigend der KP einverleibt, deren autoritäre Strukturen ihnen vertraut gewesen sein dürften. Für den Fall, dass sie irgendwann Ärger machten, wurden über die wichtigeren Nazis Akten angelegt.

Das Dilemma war in allen Besatzungszonen gleich. Man konnte die deutschen Eliten, so widerwärtig sie gewesen sein mochten, nicht ausbluten und gleichzeitig hoffen, das Land – gleichgültig, ob es den kommunistischen oder den kapitalistischen Weg ging – lasse sich auf diese Weise wieder aufbauen. Sehr schnell erschien die wirtschaftliche Erholung den Alliierten als das vordringliche Ziel, wichtiger als die Herstellung von Gerechtigkeit, allerdings aus genau entgegengesetzten Gründen. Die Sowjets wollten ihr «antifaschistisches» Deutschland als Puffer gegen den kapitalistischen Imperialismus aufbauen; die USA, Grossbritannien und deren Verbündete brauchten «ihr» Deutschland als demokratisches Bollwerk gegen den Kommunismus.

General Pattons Einstellung zur Entnazifizierung und zu den ehemaligen Nazis – «diese Nazisache ist auch nichts anderes als ein Wahlkampf der Demokraten und Republikaner» und «wir werden diese Leute noch brauchen» – war historisch unausgegoren und, was seine eigene Karriere betraf, zu früh geäußert: Eisenhower musste ihn als Militärgouverneur von Bayern entlassen. Aber seine Meinung war eher unüberlegt als exzentrisch. Ein Jahr nach der deutschen Niederlage und der ersten Entnazifizierungswelle hatten sich die meisten Vertreter der US-Regierung zu Pattons Auffassung bekehrt. Besonders die Briten hatten es von Anfang an lächerlich und kontraproduktiv gefunden, wie erpicht die Amerikaner darauf waren, die Deutschen zu bestrafen. Con O'Neill aus dem britischen Aussenministerium, der diese «Schmalspurfanatiker», wie er sie nannte, zutiefst verachtete, sagte über die entsprechende Klausel im Gesetz Nr. 8, der zufolge alle ehemaligen NSDAP-Mitglieder von jeder Arbeit ausser den niederen Tätigkeiten ausgeschlossen sein sollten: «Als Beispiel für systematischen und akribischen Schwachsinn ist das kaum zu überbieten.»¹⁶

Lehrreich ist die Geschichte von Hermann Josef Abs. Verglichen mit anderen Unternehmern und Industriellen, mögen seine Verbrechen als Bankier im «Dritten Reich» geringfügig scheinen. Anders als beispielsweise Alfred Krupp beschäftigte er keine Frauen und Kinder, die sich als Sklaven zu Tode arbeiten mussten, war auch kein persönlicher Freund von Himmler wie Friedrich Flick, dessen Kohle- und Stahlimperium ein besonders brutaler Nutzniesser der Arbeit von KZ-Häftlingen war. Abs war nicht einmal Parteimitglied und SS-Offizier wie Wilhelm Zangen, der Aufsichtsrat bei Mannesmann in Düsseldorf war, oder Otto Ohlendorf, der unter dem NS-Regime Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium und Befehlshaber einer Einsatzgruppe in der Ukraine war (und als solcher für die Ermordung von rund neunzigtausend Menschen verantwortlich).

Abs machte sich niemals die Hände schmutzig. Als gebürtiger Rheinländer empfand er nichts als Verachtung für den preussischen Militärggeist. Als weltmännischer Katholik und Freund Englands, der fließend Englisch sprach, vor dem Krieg bei jüdischen Banken gearbeitet hatte und mit Siegmund Warburg gut befreundet gewesen war, hätte Abs höchstwahrscheinlich nie mit den Nazis zu tun gehabt, wäre er nicht zufällig in

den dreissiger Jahren ein überaus ehrgeiziger Technokrat gewesen. Aber Abs war Direktor der Deutschen Bank und hatte seinen Konzern durch «Arisierung» jüdischer Firmen ungeheuer bereichert. Abgesehen davon, dass er Hitlers Privatkonto betreute, war Abs auch der Bankier von Unternehmen wie Siemens, Krupp und der I.G. Farben, die rund um Auschwitz riesige Zwangsarbeitslager errichtete. Abs mag nicht aus gewöhnlichem ideologischen Eifer gehandelt haben – das ist sogar sehr unwahrscheinlich. Aber ohne Männer wie ihn wäre Hitlers kriminelles Unterfangen bei Weitem nicht so effizient gewesen.

Als Abs im Juni 1945 im Haus eines adligen Friends aufgespürt und in einen britischen Jeep verfrachtet wurde, fürchtete er das Schlimmste. Statt ins Gefängnis wurde er jedoch in eines der letzten noch stehenden Hotels in Hamburg gebracht, wo sein alter Freund aus der Londoner City, der Bankier Charles Dunston, ihn sehr herzlich begrüßte. Dunston hatte vor dem Krieg in Deutschland Geschäfte gemacht und war im Grunde ein Bewunderer der uniformierten Naziaufmärsche. «Es war wie in alten Zeiten», beschrieb Dunston das angenehme Wiedersehen. «Ich fragte nicht nach dem Krieg. Es war nicht wichtig.» Abs bat allerdings um Nachsicht mit seinem Äusseren, das er mit fehlendem Rasierzeug entschuldigte. Dunston fand ihn unverändert: «Nicht ein Härchen stand ab. Ich fragte gleich, ob er uns helfen würde, das deutsche Bankensystem wiederaufzubauen. Er stimmte erfreut zu.»²⁷

Es lief nicht ganz so wie geplant. Trotz des britischen Protests beharrten die Amerikaner auf seiner Verhaftung als mutmasslichem Kriegsverbrecher. Als aber Abs in seiner Zelle sass, weigerte er sich, den Briten vom Gefängnis aus als Finanzberater zur Verfügung zu stehen. Die Briten brauchten drei Monate, bis sie von den US-Behörden seine Freilassung erwirkt hatten.

Dem Industriellen Alfred Krupp, der seinen amerikanischen Arrestanten in der Halle seiner Essener Villa mit den Worten entgegentrat: «Das ist mein Haus, was tun Sie hier?», wurde in Nürnberg der Prozess gemacht. Ebenso dem Unternehmer Friedrich Flick. Als die Briten kamen, um Baron Georg von Schnitzler zu verhaften, der Vorstandsmitglied der I.G. Farben war und verantwortlich unter anderem für die Zwangsar-

beit in Auschwitz, kam er «schliesslich gemächlich ins Zimmer herein, das Abbild eines britischen Landedelmanns in perfekt gewienerten Halbschuhen und eleganter Golfkleidung. ... Seine erste Bemerkung war, er sei so glücklich, wieder in der Lage zu sein, in der er seine alte Freundschaft mit Lord X und Lord Y erneuern könne, mit den Duponts in Wilmington und auch mit ‚Jack Morgan‘. Er sagte, sie alle seien so gute Freunde, und es sei sehr schmerzlich gewesen, von ihnen in den letzten Jahren abgeschnitten zu sein.»¹⁸ Er wurde wegen «Plünderung und Beraubung» zu fünf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Nach einem Jahr Haft war er zurück im Geschäft und in der vornehmen Gesellschaft. Krupp wurde wegen Beschäftigung von Zwangsarbeitern zu zwölf Jahren verurteilt und sass drei davon ab. Auch Flick, der zu sieben Jahren verurteilt worden war, wurde nach drei Jahren vorzeitig aus dem Komfort des Kriegsverbrechergefängnisses Landsberg entlassen. Während seiner Haft hatte Flick bei Hermann Abs um Finanzberatung angesucht und bekam sie. Abs wiederum, der eine führende Rolle beim Wiederaufbau Westdeutschlands spielte, sass im Aufsichtsrat der Deutschen Bank, von Daimler Benz und Lufthansa sowie zahlreichen weiteren Unternehmen. Als die Leitung der Krupp AG in den sechziger Jahren in die Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung überführt wurde, sass Hermann Abs im Aufsichtsrat des Konzerns.

*

Von Hitlers Industriellenelite sassen wenigstens ein paar eine Zeitlang im Gefängnis, wo sie allerdings mit gutem Essen und sehr akzeptablem Wein gepflegt wurden. Ihren japanischen Kollegen blieb selbst das Schicksal der Haft erspart. Von der Festnahme mutmasslicher Kriegsverbrecher abgesehen, sollten die Säuberungen in Japan nicht Strafe sein, sondern «Vorbeugung». Vorbeugen sollten sie einem Wiederaufflammen des «Militarismus». Das Problem war, dass die Amerikaner nicht genau wussten, wer von der Säuberung betroffen sein sollte, und zu sehr geneigt waren, Japan als fernöstliche Version des «Dritten Reichs» zu sehen.

Wer genau hatte «das Volk Japans in die Irre geführt»? Nicht der Kaiser; der SCAP war ja bereits zu der Einsicht gelangt, dass er unschul-

dig sei. Die militärische Organisation, die am meisten Ähnlichkeit mit einer Nazitruppe hatte, war die Militärpolizei, die wegen ihrer kenntnisreichen Anwendung von Folter- und Mordmethoden bei Japanern wie Nicht-japanern sehr gefürchtete *Kempeitai*. Etwa vierzigtausend Kempeitai-Offiziere verloren ihre Stelle, worüber kaum ein Japaner eine Träne vergoss. Andere patriotische Organisationen, die mit der Shinto-Religion, mit Kaiserverehrung, Kampfkünsten, Kriegswirtschaft zu tun hatten, könnten Naziorganisationen geähgelt haben, waren aber etwas völlig anderes. Ebenso Taisei Yokusankai («Unterstützungsgesellschaft für die Kaiserliche Herrschaft»), die 1940 als reformorientierte politische Dachorganisation gegründet worden war, um Politiker, Bürokraten und Intellektuelle für die Kriegsanstrengung zu mobilisieren. Sie hatte keine kohärente Ideologie – unter ihren Gründern waren sogar Sozialisten. Auch im Kriegsplanungsausschuss saßen ein paar linke Ökonomen. Klar war nicht einmal, wie mit den Offizieren in den Streitkräften zu verfahren sei: Zuerst wurde entschieden, dass sämtliche Offiziere bis hinab zum Major aus der Armee entlassen werden müssten, denn unterhalb dieses Ranges war doch zweifellos niemand in der Position gewesen, ein Volk in die Irre zu führen. Der stellvertretende Stabschef Generalmajor Richard Marshall explodierte, als er davon Wind bekam: Seiner Erfahrung nach waren japanische Hauptleute und Leutnants die allerschlimmsten Fanatiker gewesen. Würden nicht auch sie auf die Säuberungsliste gesetzt, sagte er, könne man sicher sein, dass sie das japanische Volk abermals irreleiteten. Also kamen auch sie auf die Liste.¹⁹ Mit anderen Worten, SCAPs ratlose Mitarbeiter fischten im Trüben.

Wenn irgendeine Institution bei der japanischen Kriegsanstrengung eine wichtige Rolle gespielt hatte, so war dies die Beamtenschaft, genauer: das Ministerium für Innere Angelegenheiten (*Naimu-sho*), zuständig unter anderem für die Überwachung Andersdenkender, aber auch das (im Krieg dem Munitionsministerium einverleibte) Handels- und Industrieministerium, dem die Industrieplanung in Kriegszeiten oblag, und sogar das Finanzministerium, das bei der Ausbeutung der Ressourcen in den eroberten asiatischen Ländern sehr stark die Hände im Spiel hatte. Die Industriebürokratie war für umfangreiche Zwangsarbeit im Marionettenstaat Mandschukuo und anderen Teilen Chinas verantwortlich, aber auch

in Japan selbst, wo viele Menschen zur Arbeit in Fabriken und Bergwerken, meist unter verheerenden Bedingungen, abkommandiert wurden. Aber die Richtlinien der US-Besatzung für den Umgang mit diesen Fällen waren vage. Ranghohe Personen sollten ihres Amtes enthoben werden, rangniedere konnten bleiben. Die entlassenen Staatsdiener sollten keinerlei Einfluss mehr ausüben können. Wie man sie daran hindern sollte, ihre einstigen Untergebenen zu informellen Unterredungen zu treffen, wurde nie ganz klar. Und so trafen sie sich denn auch häufig.

Am uneinigsten war sich die Militärverwaltung in der Frage, was mit den wirtschaftlichen Eliten zu geschehen habe. Der Oberkommandierende psalmodierte in seiner unverwechselbaren pompösen Art: «Es waren ebenjene Personen, geboren und aufgewachsen als feudalistische Lehns Herren, welche die Mehrheit des japanischen Volkes de facto in Sklaverei hielten und die ... das Land ebensowohl mit den Mitteln wie mit dem Willen ausstatteten, einen Angriffskrieg zu führen.» Sie müssten um jeden Preis «davon abgehalten werden, den Verlauf von Japans künftiger Ökonomie zu beeinflussen».²⁰

Dies sagte MacArthur allerdings erst 1947, ein Jahr nachdem der Tokioter Kriegsverbrecherprozess (offiziell hiess das Gericht, vor dem die Verhandlungen stattfanden, Internationaler Militärgerichtshof für den Fernen Osten), der nach dem Beispiel der Nürnberger Prozesse konzipiert war, begonnen hatte. Andere Amerikaner vertraten eine ganz andere Auffassung. Der Chefankläger vor dem Tokioter Gericht zum Beispiel, Joseph B. Keenan, ehemaliger Abteilungsleiter im US-Justizministerium, sagte im selben Jahr: «Es liegen uns keinerlei Beweise dafür vor, dass sich hochrangige Industrielle und Unternehmer mit irgendjemandem verschworen hätten, den Krieg zu planen oder zu beginnen.»²¹

Wie die Japaner selbst über die Säuberungen dachten, hing von ihrer politischen Einstellung ab. Einer derjenigen, die dem SCAP schrieben, wollte begreiflich machen, dass «99 Prozent des japanischen Volkes zumindest bis heute absolute Fanatiker und Militaristen waren».²² Ein anderer, gemässigterer Korrespondent behauptete, die Bürokraten hätten «keine Prinzipien, so dass sie sogar einen Faschisten und Kriegsverbre-

cher wie den ehemaligen Innenminister im Amt liessen. Und wäre ein einziger Liberaler unter ihnen, so wäre er schüchtern und passiv.»²³

Was die Lage in Japan etwas einfacher machte, ist, dass dort nur eine der alliierten Mächte, nämlich die USA, für die «Entmilitarisierung» und «Demokratisierung» verantwortlich war. In Deutschland gab es kein SCAP-Pendant; nicht einmal General Lucius Clay empfing Briefe wie diesen: «Wir blicken zu MacArthur auf wie zu einem zweiten Jesus Christus.»²⁴ Innerlich zerrissen zwischen bürokratischer Zuständigkeit und politischer Überzeugung, liessen sich die Amerikaner nie eine konsistente Säuberungsstrategie einfallen. Die eigentliche Regierung des Landes blieb einem japanischen Kabinett überlassen, das den Beamtenapparat anwies, seine Reformen selbst in Gang zu bringen. Die waren bestenfalls oberflächlich; es gab aber ein anderes Ziel, das die New-Deal-Anhänger viel ernster nahmen, der Auffassung des Chefanklägers Joseph Keenan zum Trotz. Individuen, die «künftige japanische Wirtschaftsanstrengungen nicht auf ausschliesslich friedliche Ziele lenken», mussten entlassen, und «Industrie- und Bankenkonglomerate, die einen grossen Anteil von Japans Handel kontrolliert haben», zerschlagen werden.²⁵ Diese Konzerne, *zaibatsu*, wurden als die hauptsächlichen Kriegstreiber bezeichnet.

Das war ein Schock für die Industriellen, die wie der Bankier Hermann Abs und seine Kollegen in Deutschland, ihre Vorkriegskontakte zu den Vorstandsetagen in London und New York in hohen Ehren hielten. Noch ehe der Krieg überhaupt vorbei war, rief der Präsident eines grossen Stahlunternehmens, ein Harvard-Absolvent, bei einem Geheimtreffen von Industriellen aus: «*Our friend is coming.*»²⁶ Japanische Geschäftsleute mit internationaler Erfahrung, von denen viele in Europa oder in den USA studiert hatten, rechneten damit, von gleichgesinnten Amerikanern mit dem Wiederaufbau der japanischen Wirtschaft betraut zu werden. Stattdessen wurden sie hinausgedrängt und ihre Imperien zerschlagen.

Die New-Deal-Anhänger in MacArthurs Militärregierung sahen darin ihre grösste Leistung – darin und in den Landreformen, die dem ländlichen Japan das «feudalistische» Rückgrat brachen. Viele japanische Linke fühlten sich von der amerikanischen Politik ungeheuer ermutigt. In den ersten Jahren der Besatzung galt Washington als der beste Freund der

Linken. Das Wahlrecht der Frauen, das Streikrecht, Tarifverhandlungen – dies alles waren einschneidende Neuerungen, die von den Amerikanern angestossen und von den Japanern dankbar angenommen wurden. Kommunisten wie Sozialisten begannen in den Gewerkschaften und an den Hochschulen beträchtliche Macht auszuüben.

Aber selbst unter den linksorientierten Japanern, die den Unternehmern keine Sympathie entgegenbrachten, konnten sich manche nicht recht erklären, weshalb die *zaibatsu* als Kriegstreiber hingestellt wurden. In einem Brief an seinen Freund Donald Keene erwähnt Theodore de Bary, damals Marineoffizier, ein Gespräch mit einem Tokioter Geschäftsmann mit Namen Miyauchi, der sich als Sozialist und Demokrat bezeichnete. De Bary fragte ihn nach der Rolle der *zaibatsu* im Krieg. Sie hätten beim militärischen Establishment wenig gegolten, antwortete Miyauchi. Ja, manche der neuen *zaibatsu*, Nissan zum Beispiel, hätten vom Krieg profitiert, aber die alten *zaibatsu*-Familien, die «Grossen Vier» Mitsubishi, Mitsui, Sumitomo und Yasuda, seien vereinnahmt worden wie alle. «Sie waren schwach, die *zaibatsu* waren schwach.»²⁷

De Bary ist nur halb überzeugt. Er hat diesen Satz von Japanern so oft gehört, dass er die Wirkung der Militärpropaganda dahinter vermutet. Er schreibt: «Die Armee muss diese Idee in den dreissiger Jahren erstmals in die Welt gesetzt und dann ihre Wahrheit bewiesen haben, indem sie die *zaibatsu* kaufte oder einschüchterte.»

Eines steht fest: Indem sie sich auf die *zaibatsu* einschossen und das Beamtentum unbehelligt liessen, bewiesen die Amerikaner, dass sie im Grunde nicht begriffen, wie das japanische System während des Kriegs funktioniert hatte. Das lag nicht einfach an Unkenntnis oder Missverständnissen; vielmehr vermischten sich die Ansichten idealistischer Planer aus den USA, die beim Aufbau eines neuen Japans mithelfen wollten, und japanischer «Reformbürokraten», die davon ausgingen, dass sie die Wirtschaft weiterhin im Griff hätten wie zu Kriegszeiten, wenn auch zu friedlicheren Zwecken.

Aber es war nicht so, dass gar nichts geschah. 1948 waren der Werdegang von mehr als neunhunderttausend Menschen unter die Lupe genommen und mehr als eineinhalb Millionen Fragebögen ausgewertet wor-

den. Das Ministerium für Innere Angelegenheiten gab es nicht mehr, die Streitkräfte waren aufgelöst und tausendachthundert Beamte entlassen. Die Mehrzahl von ihnen (siebzig Prozent) waren allerdings ehemalige Polizisten und andere Mitarbeiter des Ministeriums für Innere Angelegenheiten. Die Wirtschaftsbeamten blieben weitgehend ungeschoren. Aus dem ehemaligen Munitionsministerium wurden nur zweiundvierzig Männer entlassen, aus dem Finanzministerium lediglich neun.²⁸ Der Mann, der das Munitionsministerium geleitet hatte, der davor für die Zwangsarbeit in der Mandschurei zuständig gewesen war, der danach an der Planung des imperialistischen Unternehmens mitarbeitete, das als Grossostasiatische Wohlstandssphäre in die Geschichte einging, wurde verhaftet, aber niemals formell als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt. Sein Name war Kishi Nobusuke, und nach der Haftentlassung ging es mit seiner Karriere steil bergauf: 1957 wurde er schliesslich japanischer Premierminister.

*

Einen kuriosen Platz in der Geschichte der Grossostasiatischen Wohlstandssphäre nehmen die Philippinen ein. Am 8. Dezember 1941, zehn Stunden nach dem Angriff auf Pearl Harbor, marschierten die Japaner ein und besetzten das Land. Douglas MacArthur, zu dem Zeitpunkt Militärberater und offiziell Feldmarschall der philippinischen Armee, zog sich wenige Monate später, im März, nach Australien zurück, von wo aus er versicherte: «Ich komme wieder.» Der philippinische Präsident Manuel L. Quezon reiste ebenfalls nach Australien ab und von dort weiter nach Washington, D. C., wo er eine Exilregierung einrichtete. Das war an sich ungewöhnlich; eine indonesische oder burmesische Exilregierung gab es nicht. Zwar existierte eine thailändische Exilregierung, aber Thailand war nie Kolonie. Bei der Invasion der japanischen Truppen standen die Philippinen irgendwo zwischen Kolonie und selbständigem Staat. Sie besaßen bereits Commonwealth-Status und sollten 1946 ganz unabhängig werden. Statt die Filipinos «aus der Gewaltherrschaft der Vereinigten Staaten zu befreien», wie General Homma Masaharu in Aussicht gestellt

hatte, rekolonisierten die Japaner das Land auf viel brutalere Weise. 1943 wurde zwar unter Präsident José P. Laurel eine unabhängige philippinische Republik ausgerufen, doch die Fäden zogen natürlich die Japaner: Hinter jedem philippinischen Regierungsbeamten stand ein japanischer «Berater», und hinter jedem Berater standen die japanische Armee und die gefürchtete *Kempeitai*, die Militärpolizei. Mit anderen Worten – von einer unabhängigen Republik konnte keine Rede sein.

Es gab jedoch eine zähe philippinische Widerstandsbewegung. Die wirkungsvollste Guerilla, die in den ländlichen Gegenden der Hauptinsel Luzon gegen die Japaner kämpfte, war politisch weder mit Quezon noch mit Laurel einverstanden. Die Hukbalahap, die «antijapanische Volksarmee», bestand aus barfüßigen Bauern, deren Feinde nicht allein die Japaner waren, sondern auch die philippinischen Grossgrundbesitzer, die mit riesigen Zuckerrohr- und Kokosnussplantagen reich geworden waren: Sie gaben sich als Demokraten aus und herrschten als feudale Oligarchie. Der prominenteste Anführer der Hukbalahap, Luis Taruc, war der Sohn eines Teilpächters. Eine andere schillernde Erscheinung war die riesige wilde Kriegerin Felipa Culala, deren Kampfname Dayang Dayang lautete: Vor ihr fürchteten sich selbst die Japaner.

Da viele Grundbesitzer unter der japanischen Besatzung nach Manila geflüchtet waren, machten es die Huks wie andere Kommunisten in anderen Ländern: Sie eigneten sich das Land an und richteten eine Art Staat im Staat ein. Ihre disziplinierten Kampf-«Schwadronen» mordeten Japaner, ohne mit der Wimper zu zucken, machten aber auch vor kollaborationsverdächtigen oder disziplinlosen Filipinos nicht Halt: Selbst die furchterregende Dayang Dayang wurde bestraft, als sie gegen die Regeln verstieß. Getreu ihrem Motto «Wer in diesem Krieg nicht reich wird, ist schwachsinnig» stahl sie, was nicht niet- und nagelfest war, vom Wasserbüffel bis zum Geschmeide, wurde festgenommen, vor Gericht gestellt und erschossen.²⁹

José Laurel und die meisten seiner Vasallen in der Marionettenregierung, etwa Manuel Roxas und Benigno Aquino, stammten aus reichen Grundbesitzerfamilien, deren Macht die Huks liebend gern gebrochen hätten, auch ohne japanische Besatzung. Sicherlich waren sie insofern Kollaborateure, als sie unter den Japanern und für die antiamerikanische pan-

asiatische Sache kämpften. Aber wie andere kollaborierende asiatische Nationalisten in ehemals westlichen Kolonien hatten auch sie komplexe Beweggründe. Laurel war ein beeindruckender Mann, er hatte in Yale Jura studiert, war Senator und Beisitzender Richter am obersten Gericht von Manila. Obwohl Angehöriger der kolonialen Elite, mag er aufrichtig geglaubt haben, dass die japanische Spielart des militanten «Asianismus» notwendig sei, um die Filipinos aus ihrer Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten herauszulösen. Ähnliches wurde von europäischen Quislingen behauptet, die glaubten, eine neue Ordnung unter der Führung von Nazideutschland könne ihre dekadenten Gesellschaften wieder auf Vordermann bringen. Aber sie begingen ihren Verrat an selbständigen Nationen; Laurel, Sukarno und andere agierten, vor und nach der Landung der Japaner, unter Fremdherrschaft.

Laurel blieb ein Hauptziel der philippinischen Guérilleros. Im Juni 1943, als er mit Benigno Aquino im Wack Wack Golf and Country Club eine Runde golfte, wurde er von zwei Angreifern, der eine ein gewisser «Little Joe», hinterrücks angeschossen. Später im Jahr, wieder genesen, besuchte Laurel die Grossostasienkonferenz in Tokio, auf der asiatische Brüderlichkeit und Zusammenarbeit beschworen wurden. Im Jahr darauf willigte er ein, wie von den Japanern gefordert, den USA den Krieg zu erklären.

Unterdessen, im Oktober 1944, machte General MacArthur sein Versprechen gegenüber den Filipinos wahr und kehrte zurück. Um das Ereignis dramatischer zu gestalten, watete er als finstere Gestalt mit Fliegerbrille durch die Brandung am Strand von Leyte. Leider musste er die Brandung mehrmals durchwaten, bis die Aufnahme für die Wochenschauen endlich stimmte. Und in Luzon führte er die gleiche Szene noch einmal auf. In seiner üblichen biblischen Art, mit der er sicher sein konnte, dass er sowohl die katholische als auch die mystische Seite der Filipinos ansprach, intonierte er: «Volk der Philippinen, ich bin zurückgekehrt. Dank der Gnade des Allmächtigen Gottes stehen unsere Truppen abermals auf philippinischem Boden – der mit dem Blut unser beider Völker geheiligt ist... Schart euch um mich ... Die Hand Gottes weist uns den Weg.»

Auf ihrem langen und oft blutigen Gewaltmarsch nach Manila er-

hielten die amerikanischen Truppen aktive Hilfe von den Huks. Die Guérilleros vertrieben die Japaner aus verschiedenen Gebieten im Zentrum von Luzon, hissten die amerikanische Flagge neben der philippinischen und richteten in der festen Erwartung, von den USA Unterstützung für eine unabhängige sozialistische Republik zu erhalten, eine eigene Verwaltung ein. Die Unterstützung aber blieb aus. Trotz einiger Worte der Bewunderung für den Kampfgeist der Huks liess sich MacArthur überreden, die Leute zurückzuholen, die er am besten kannte, nämlich die alte Elite der Grundbesitzer. Und trotz seines Gelübdes, «jeden treulosen Filipino ausfindig zu machen», ernannte MacArthur Manuel Roxas, loyales Mitglied von Laurels Marionettenregierung, zum Brigadegeneral der US-Armee.³⁰

Es erging der Befehl an die Huks, ihre Waffen abzugeben. Als sie sich weigerten, wurden sie festgenommen. Manche kamen ohne formelle Anklage ins Gefängnis, darunter auch Luis Taruc, der seine Zelle mit mehreren ehemaligen Kollaborateuren der Japaner teilte. Aus Protest marschierten fünfzigtausend Bauern zum Malacanang-Palast und erzwangen seine Entlassung, aber viele seiner Leute blieben in Haft. Der weitere Verlauf ist undurchsichtig. Massiver Druck wurde ausgeübt, grössere Summen wechselten den Besitzer. Die Presse von Manila brachte Geschichten über Laurel und Kollegen, die sich während des Kriegs als tadellose Patrioten benommen und die Filipinos nach bestem Vermögen gegen die Greuel der Japaner abgeschirmt hätten. MacArthur nannte Roxas «einen der wichtigsten Faktoren in der Guerillabewegung». Die Filipinos wurden ermahnt, sich «kleinlicher Missgunst» und «unnötiger Missverständnisse» zu enthalten, denn derlei werde nur «den Fortschritt behindern».³¹

Als erster Präsident der Philippinen nach dem Zweiten Weltkrieg erklärte Manuel Roxas eine Amnestie für Kollaborateure. Tausende wurden aus der Haft entlassen. Luis Taruc schlug sich in die Büsche, und aus den Huks wurde die Volksbefreiungsarmee, Vorläuferin des maoistischen *Nuevo Ejército del Pueblo*, der Neuen Volksarmee. Und die alten Grundbesitzerfamilien, die wieder unangefochten das Sagen über ihre Ländereien hatten, beherrschten weiter die Politik. Daran änderte sich auch 1986 nichts, nachdem die «Volksrevolution» Ferdinand Marcos gestürzt und in der Welt die Hoffnung auf Demokratie in Asien geweckt hatte. Star der

Volksrevolution war Corazon «Cory» Aquino, Benigno Aquinos Schwiebertochter, und ihr Vizepräsident war «Doy» Laurel, José Laurels Sohn. Derzeitiges Staatsoberhaupt ist Benigno Aquino III., Corys ältester Sohn.

*

Wenn es darum geht, einem zerrütteten Land wieder zu Legitimität zu verhelfen, ist eine symbolische Gestalt, eine Integrationsfigur, von grossem Wert. Das kann ein angesehener Monarch sein, ein Widerstandsheld, sogar ein ausländischer General, der glaubhaft als Retter auftritt. General Douglas MacArthurs Stil mag ein bisschen zu pathetisch gewesen sein, für manchen Geschmack auch egomanisch, doch in Japan wie auf den Philippinen spielte er diese Rolle perfekt. Dass er den japanischen Kaiser als Symbol für Kontinuität einsetzte, war eine kalkulierte Ergänzung seiner eigenen Darbietung als zeitweiliger Shogun. Heldentum hat oft eine theatralische Komponente, auch im Fall von MacArthur, und manchmal ist es überhaupt komplette Fiktion. In Nordkorea zum Beispiel wurde «Der Grosse Führer» Kim Il-sung von der sowjetischen Roten Armee als grosser Partisanenheld aufgebaut, der im Alleingang die Japaner von der koreanischen Halbinsel vertrieben habe. In Wahrheit hatte er den Krieg weitgehend in einem sowjetischen Trainingslager bei Chabarowsk verbracht.

Wenn die Galionsfiguren der Vorkriegsregime ihre Glaubwürdigkeit verloren haben und die Legitimität fragwürdig geworden ist, sind die Voraussetzungen für einen Bürgerkrieg gegeben. In Griechenland brach er mit voller Gewalt aus, und nach einem Jahr des Schattenboxens und der Scharmützel war es auch in China so weit.

Der Generalissimus Chiang Kai-shek, von den Amerikanern «Gimo» und von General Joseph Stilwell («Essig-Joe»), der während des Kriegs US-Oberbefehlshaber in China war, «Erdnusskopf» genannt, hatte nominell das Sagen in China. Aber wichtige Teile des Landes waren für ihn eindeutig nicht erreichbar. Der Gimo präsentierte sich – und die amerikanische Kriegspropaganda unterstützte ihn dabei nach Kräften – als grosse nationale Führungspersönlichkeit, die heroisch gegen die Japaner kämpfte. Aber Mao Zedong, der sich mit seiner Guerillaarmee im Nord-

westen verkroch, setzte die – nicht völlig aus der Luft gegriffene – Behauptung in die Welt, dass Chiang im besten Fall passiv gewesen sei und im schlimmsten Fall ein Kollaborateur der Japaner gegen die Kommunisten. Die wiederum bezeichneten natürlich sich selbst als die wahren Widerstandskämpfer und Mao als den nationalen Helden. Tatsächlich betrachteten beide Seiten die Japaner als nervtötenden Nebenkriegsschauplatz, den man letztlich den USA überlassen konnte: Die würden sich schon darum kümmern. Die eigentlichen Feinde waren im eigenen Land. Als zwei feindselige chinesische Armeen sich zum letzten Gefecht aufstellten, gerieten auch zwei sehr unterschiedliche Heldenerzählung in Konflikt.

Die beiden Anführer trafen sich sogar, unmittelbar nach dem Krieg, in Tschungking (heute Chongqing geschrieben), das während des Krieges, unter der Regierung der Kuomintang, die provisorische Hauptstadt Chinas war. Sie konnten einander nicht ausstehen, hatten aber Respekt vor der Zähigkeit und Härte des jeweils anderen, wie die Bosse rivalisierender Banden. Mao trank Chiang auf dem Staatsbankett zu und wünschte ihm zehntausend Jahre Wohlstand. Höfliche Reden wurden gehalten, um den totalen Bürgerkrieg vielleicht doch noch abzuwenden; gesprochen wurde über die Teilung der Macht und die Aufteilung des Landes, die Art der Regierung, die gemeinsam ausgeübt werden könne, und so weiter, es kam aber keine verlässliche Vereinbarung zustande. Mao sagte zu seinen Genossen, die Bekundung friedlicher Absichten («Demokratie», «eine einzige Armee», Chiangs «Führung») sei «bloss ein Fetzen Papier».³² Aber der US-Botschafter in China, der psychisch labile Patrick J. Hurley, der seine chinesischen Gastgeber in Bestürzung versetzte, indem er ein ohrenbetäubendes Kriegsgeschrei nach Art der Choctaw-Indianer ausstieß, hatte noch immer die Hoffnung, dass er, ein Mann, der so gut wie nichts über China wusste, die beiden Parteien zusammenbrächte. Jeder Amerikaner, der daran zweifelte, so auch Diplomaten mit weitaus mehr Sachkenntnis, war in Hurleys fiebriger Phantasie ein Verräter und wahrscheinlich Kommunist.

Der Reporter der *New York Times* traf den Nagel auf den Kopf, als er in seinem Bericht vom 6. Oktober schrieb: «Für den Westen, der sich fragt, was das ganze Gefeilsche soll, sei darauf hingewiesen, dass Solda-

ten der entscheidende Faktor in der chinesischen Politik sind.» Aber nicht nur: Auch Waffen waren entscheidend. Was der Grund ist, weshalb Chiang auf seinem alleinigen Recht beharrte, die Japaner zu entwaffnen, und weshalb Mao darauf nicht einging.

Im Sommer 1945 hatten Chiangs Nationalisten eine Armee von etwa vier Millionen Männern, die über ganz Süd- und Zentralchina verteilt waren. Aber sie waren schlecht ausgebildet und undiszipliniert und ihre Kommandanten häufig korrupt und unfähig. «Marionettenarmeen», aufgestellt von den Japanern in Mandschukuo, Nordchina und Nanking (Nanjing), der alten Kuomintang-Hauptstadt, zählten über eine Million Mann. Sie waren besser ausgerüstet als die Nationalisten und oft die besseren Kämpfer, und statt sie zu entwaffnen, versuchte Chiang sie lieber für sich zu rekrutieren. Ferner gab es eine Vielzahl regionaler Kriegsherren, deren Loyalitäten nur von Eigennutz diktiert waren und daher dauernd im Fluss.

Die chinesische Zivilbevölkerung fürchtete die Ankunft der Nationalisten in ihren Dörfern und Städten, denn die Truppen führten sich mehr wie Räuber als wie Soldaten auf, plünderten und stahlen Lebensmittel, vergewaltigten Frauen und schanghaierten Bauern für die Armee. Die Marionettentruppen und Kriegsherrenarmeen waren kaum besser. Die Kommunisten, die etwa eine Million Soldaten und zwei Millionen Milizionäre in Dienst hatten, konnten ebenfalls skrupellose Herren sein, aber sie konnten zumindest den Wert der Disziplin. Ihre Öffentlichkeitsarbeit war besser; sie hatten begriffen, dass ein Krieg nicht zuletzt durch Propaganda gewonnen wird. Dass sie sich als heroische Volksarmee präsentierten, war einer ihrer grössten Aktivposten.

China war in weiten Teilen nicht nur schwer verwüstet, sondern auch durch ausländische Besatzung beschädigt, durch Missherrschaft lokaler Machthaber und jahrelange Säuberungen und Gegensäuberungen in einem Bruderzwist, der oft so brutal war wie der Krieg mit Japan. Der Japanologe Donald Keene war zu der Zeit ein junger Offizier der US-Marine und in Tsingtau (Qingdao) stationiert, einer Hafenstadt mit Marinestützpunkt am Gelben Meer, die für ihre Brauereien nach deutschem Vorbild und ihre europäische Architektur berühmt ist. Die Kaiserliche Japanische Flotte lag noch in der Stadt, als die US-Marines eintrafen; Keene

nahm bald «etwas Fauliges in der Luft» wahr, den Gestank von Betrug und Korruption; «der Ruch der Kollaborateure ist nicht weniger durchdringend als der generell verdächtige Charakter der Stadt selbst».³³

Er stellte fest, dass in Tsingtau nach wie vor Chinesen den Ton angaben, die von den Japanern eingesetzt worden waren, meist halbseidene Gestalten, die sich unter der ausländischen Besatzung prächtig entwickelt hatten. Er traf japanische Marineoffiziere, die sich mit ihren Heldentaten im Krieg brüsteten, und Chinesen, die von anderen Chinesen mit keineswegs kürzerem Kerbholz wegen Kollaboration hinausgedrängt wurden: Sie begehrten einfach den Besitz der Verdächtigten. Tsingtau war ein Ort für zwielichtige Schwindler, Gangster, Spione mit wechselnden Loyalitäten und Japaner, die sich nach wie vor als Herrenrasse aufspielten. Natürlich war nichts davon alleiniges Vorrecht von Tsingtau. Keene hörte Berichte aus anderen Teilen Chinas von schwerbewaffneten japanischen Truppen, die von Nationalisten um Unterstützung bei der Zurückdrängung der Kommunisten gebeten wurden. Diese Berichte waren völlig zutreffend. Eine rechte Splittergruppe in Chiangs Regierung war tatsächlich entschlossen, auf der Stelle und mit aktiver japanischer Hilfe gegen die Kommunisten Krieg zu führen. So weit wollte der vorsichtige Gimo nicht gehen, aber zahlreiche japanische Soldaten wurden eingesetzt, damit sie die chinesischen Eisenbahnen und andere Einrichtungen vor möglichen kommunistischen Angriffen schützten.

Hier und dort kam es zu Repressalien gegen die Japaner, doch insgesamt konzentrierten sich Nationalisten wie Kommunisten auf ihre Feinde im Inneren, und die Nationalisten brauchten dazu japanische Hilfe. Darüber hinaus war die Beziehung zwischen Chinesen und Japanern oft viel zu verworren für simple Lösungen.

Eine der absurdesten Szenen in der unmittelbaren Nachkriegszeit ereignete sich in Nanking, der Stadt, in der 1937 bei wochenlangen Ausschreitungen Zehn-, womöglich Hunderttausende Chinesen von Japanern massakriert und vergewaltigt worden waren. Das Massaker von Nanking gilt nach wie vor als eines der schlimmsten Kriegsverbrechen des Japanisch-Chinesischen Kriegs. General Okamura Yasuji war an diesem Massaker zwar nicht direkt beteiligt, aber verantwortlich für nicht minder ent-

setzliche Kriegsverbrechen. 1938 ermordeten die Truppen unter seinem Kommando unzählige Zivilisten mit chemischen Waffen. Seine Politik der verbrannten Erde im Jahr 1942, in China «Dreimal alles» genannt («tötet alles, verbrennt alles, plündert alles»), verursachte den Tod von mehr als zwei Millionen Menschen. Alle Männer zwischen fünfzehn und sechzig wurden ins Visier genommen und allein deshalb erschossen, weil der Verdacht, sie seien Feinde Japans, auf sie gefallen war. Und die systematische Entführung junger Frauen, vorwiegend aus Korea, die als Sexsklavinnen in japanischen Armeebordellen arbeiten mussten, erfolgte ebenfalls vor Okamuras Augen.

Aber als derselbe Okamura sich am 9. September 1945 in Nanking General Ho Yin-chin ergab, verbeugte sich der vor seinem japanischen Amtskollegen und entschuldigte sich für die Unwürdigkeit dieser demütigenden Zeremonie. Ho, der unter Okamura an der Tokioter Militärakademie ausgebildet worden war, nannte ihn *sensei*, «Lehrer». ³⁴ Und Okamura sass weiterhin im Gebäude des Aussenministeriums in Nanking, als sei nichts geschehen. Als er drei Jahre später von einem Gericht in Nanking endlich als Kriegsverbrecher verurteilt wurde, bewahrte ihn der Generalissimus persönlich vor weiteren Demütigungen und behielt ihn als Militärberater der Nationalisten. Okamura Yasuji starb 1966 friedlich in seinem Bett.

Der Schlüssel zum chinesischen Bürgerkrieg lag in der Mandschurei. Die ersten, die sich dieses von den Japanern erschlossene und verwaltete Kernland der Schwerindustrie und des Bergbaus aneigneten, befanden sich in einer nahezu unangreifbaren Position, und das waren, wie erwähnt, die Sowjets: Sie waren als erste da, bauten alles ab, was sich demontieren liess, und schafften es fort. Ihre ersten Begegnungen mit den chinesischen Kommunisten waren nicht immer herzlich. Die Offiziere der Sowjetarmee behandelten die zerrupften chinesischen Soldaten oft mit Verachtung, und das Fehlen von Dolmetschern vereitelte praktisch jede Kommunikation. Ausserdem hatte Stalin der Grossmachtstabilität halber beschlossen, den Generalissimus vorläufig als legitimen Herrscher über China anzuerkennen. Dennoch drangen immer mehr chinesische Kommunisten von der Armee des Achten Weges in der Mandschurei ein und über-

nahmen in manchen Gegenden, unterstützt von den wohlwollenden sowjetischen Befehlshabern, die Lokalverwaltung. Nachdem die meisten kommunistischen Kader diese Region – die in den Augen der meisten Chinesen der Wilde Norden war, Heimstätte von Nomaden und Wilden – weder kannten noch Wurzeln dort hatten, war dies keine leichte Aufgabe. Abgesehen vom angespannten Verhältnis mit den Sowjets und der unheilvollen Anwesenheit marodierender Banden von Marionettensoldaten, musste die Armee des Achten Weges auch mit einer Reihe lokaler Untergrundguerillas fertig werden, von denen manche sich den Sowjets zugehörig fühlten, andere den regionalen Kriegsherren und wieder andere mit dem nationalistischen Lager verbündet waren. So wie die Nationalisten im Kampf gegen die Kommunisten japanische und amerikanische Hilfe anstrebten, so baten die Kommunisten die Sowjets um Unterstützung, um «antisowjetische Banden» zu eliminieren.³⁵

Unterdessen flehte Chiang, den der kommunistische Vormarsch in die Mandschurei zunehmend nervös machte, die Amerikaner an, die Kuomintang-Truppen nach Norden zu befördern. Die Amerikaner stimmten zu, aber nur halbherzig, denn die offizielle Politik war, sich nicht in «brudermörderische Konflikte» einzumischen. Die Nationalisten kamen oft zu spät, in zu geringer Zahl und manchmal auch an den falschen Orten im Nordosten an.

Den kuriosen Charakter dieser Schlangengrube, die die Mandschurei war – die Lage wurde immer schlimmer; während der Belagerung von Changchun durch die Kommunisten im Jahr 1948 starben bis zu dreihunderttausend Menschen an Hunger und Krankheit –, veranschaulicht am besten die Geschichte eines berühmten Bordells in Andong an der Grenze zu Nordkorea.

Andong war im Herbst 1945 eine recht kosmopolitische Stadt, eine Art Casablanca Nordostasiens, in der nicht nur mandschurische Chinesen lebten, sondern auch Koreaner, Russen und rund siebzigtausend Japaner; nicht nur dort ansässige Soldaten und Zivilisten, sondern auch Flüchtlinge aus anderen Teilen des ehemaligen Marionettenstaats. Aus Furcht vor den vorrückenden Sowjettruppen, an deren Absichten kaum zu zweifeln war, insbesondere was die Frauen betraf, beschlossen die japanischen Verwaltungsbeamten ein «Variété» einzurichten, das nichts anderes war als ein

Bordell, um unerwünschte russische Aufmerksamkeit von der japanischen Weiblichkeit abzuziehen. Die Geschäftsführung des Etablissements, das sich Annei Hanten nannte, war O-Machi, eine Frau Anfang vierzig und ehemalige Geisha in japanischen Thermalbädern. Sie rekrutierte Japanerinnen, indem sie an ihren Patriotismus appellierte; viele von ihnen waren völlig unerfahren in diesem Geschäft. Sie sollten sich für das Wohl des Landes opfern: die weiblichen Kamikazes von Andong.³⁶

Noch heute steht ein steinernes Denkmal für O-Machi in ihrer Heimatstadt, errichtet von erkenntlichen Japanern, die ihr Überleben nicht zuletzt ihr verdanken. O-Machi brüstete sich mit ihrer «unpolitischen» Einstellung: Sie behandle alle Männer gleich, ob hoch oder niedrig, ob Russe, Japaner oder Chinese. Ursprünglich zur Unterhaltung der Russen gedacht, zog O-Machis «Variete» aber auch Kunden von anderem Schlag an, darunter ehemalige japanische Offiziere und Gemeindevorsteher, aber auch Chinesen, die mit den Japanern kollaboriert hatten und jetzt auf der Seite der Nationalisten standen, und sogar chinesische und japanische Kommunisten. Befeuert von Sake, Wodka und chinesischem Wein, tauschte die Kundschaft des Annei Hanten Informationen jeglicher Art.

O-Machi gab den Japanern weiter, was sie von den Sowjets über geplante Truppenbewegungen und Festnahmen gehört hatte. Entsprechend gewarnt, konnten viele Japaner noch beizeiten verschwinden. Es gab Spione und Doppelagenten, «rote Rettiche» (Antikommunisten, die sich als «rot» ausgaben) und «blaue Rettiche»: eingeschleuste Kommunisten, die als Kommunistenfeinde auftraten. Komplote wurden geschmiedet, und der jeweilige Gegenanschlag folgte auf dem Fuss. Im Annei Hanten wurde eine Ehe zwischen einer japanischen Mitarbeiterin und einem kommunistischen Spion aus China (vielleicht einem roten Rettich) gestiftet, damit die Japaner erführen, was die Kommunisten im Sinn hatten. Auch ein rechter Militärputsch wurde dort geplant; die Akteure waren Kuomintang-Chinesen und ehemalige japanische Offiziere, die bereits Geschütze in die Hügel über Andong geschafft hatten, die Durchführung aber fiel ins Wasser, weil die erwarteten nationalistischen Truppen nicht aufkreuzten.

Stattdessen marschierte nicht viel später die kommunistische Achte

Armee in die Stadt ein und ersetzte die sowjetische Rote Armee. Zuerst schien alles wie gehabt, das Annei Hanten bewirtete die Kommunisten mit einem chinesischen Festessen, allerdings ohne tändelnde Tischgenossinnen, weil die Kader derlei missbilligten. Vielleicht konnten die Japaner der Armee des Achten Wegs behilflich sein? Ehemalige Angestellte der japanischen Mandschukuo-Stromgesellschaft gründeten eine «Rote Theatertruppe», mit der sie «Volksstücke» auf die Bühne zu bringen hofften.

Aber die Eintracht war von kurzer Dauer. Die Kommunisten fanden, ein internationales Bordell zähle in keinem Fall zu den Erfordernissen der neuen Ordnung. Und weil sie argwöhnten, dass die Japaner an dem misslungenen Putsch der Nationalisten beteiligt gewesen waren, nahmen sie O-Machi und mehrere japanische Gemeindefunktionäre als Kuomintang-Agenten fest. Was aus ihnen wurde, liegt weitgehend im Dunkeln. O-Machi jedenfalls sass etwa ein Jahr im Gefängnis, und im September 1946 wurde sie am Ufer des Flusses Yalu hingerichtet. Ob sie tatsächlich Agentin war und für wen sie spionierte, bleibt ein Geheimnis.

*

Frankreich brauchte unterdessen dringend ein Gefühl von Kontinuität und Legitimität. Die Asche des Bürgerkriegs war seit der Revolution von 1789 nie erkaltet und konnte jederzeit wieder Flammen schlagen. Royalisten und katholische Reaktionäre hatten die Republik seit ihren Anfängen bekämpft; einen kurzfristigen Sieg hatten ihnen die deutsche Okkupation und das Vichy-Regime verschafft. General de Gaulle war zwar gewiss kein Mann der Linken, noch hatte er viel Sympathie für das schwierige Geschäft einer Vielparteiendemokratie. Aber um des Fortbestands willen präsentierte er sich als der naturgemässe Erbe der von ihm verachteten Republik. Zwar hatte die Nationalversammlung Marschall Pétain 1940 mit verfassunggebender Gewalt ausgestattet, doch kaum war der Krieg vorbei, wurde seine Vichy-Regierung für unrechtmässig erklärt. De Gaulles Aufgabe 1944 und 1945 war es, Frankreich wieder zusammenzuflicken.

Die Furcht vor einem Bürgerkrieg war durchaus begründet. Die

Kommunisten, die im Widerstand so wichtig gewesen waren, hatten schon 1941 die Liste ihrer Feinde parat, die einer Säuberung zum Opfer fallen mussten. Auf die Industriellen hatten sie es ebenso abgesehen wie auf die Kleinkriminellen und Schläger in der nazifreundlichen *milice*, denn in einem waren sich die ehemaligen Widerstandskämpfer einig: Ihnen kam es vor allem darauf an, die Elite zu bestrafen, die Führungsschicht, nicht nur die *lampistes*, die Mitläufer, die an den Laternenmasten baumelten, während die Chefs unbehelligt ihrer Wege gingen.³⁷ De Gaulle, der einsah, dass man der Gerechtigkeit nachhelfen musste, dass es sich Frankreich aber auch nicht leisten konnte, Säuberungen in einem Ausmass vorzunehmen, das die ohnehin schwer erschütterte Gesellschaft nicht mehr verkraftet hätte, wollte die Sache so rasch wie möglich hinter sich bringen, am besten innerhalb weniger Monate. Als Termin hatte er den Februar 1945 angepeilt, was natürlich illusorisch war.

Bis dahin aber hatte schon eine umfangreiche Selbstjustiz eingesetzt. Gefangene waren gelyncht, mehr als viertausend Menschen im Eilverfahren hingerichtet, manche von einer rasenden Menschenmenge aufgehängt worden. Vor allem im Süden Frankreichs herrschte in manchen Regionen blanke Anarchie. Natürlich war de Gaulle damit nicht einverstanden: Er hielt an dem Grundsatz fest, dass allein der Staat das Recht hat zu bestrafen, und so wurden auch mehrere ehemalige Widerstandskämpfer festgenommen, weil sie bei der Hinrichtung mutmasslicher Kollaborateure einen übertriebenen Eifer an den Tag gelegt hatten. Aber konnte de Gaulle ihnen wirklich einen Vorwurf machen? Pascal Copeau, Journalist und Résistance-Kämpfer im Süden, schrieb im Januar 1945:

*Vier entsetzliche Jahre lang lernten die besten Franzosen zu töten, zu morden, zu sabotieren, Züge zum Entgleisen zu bringen, manchmal zu plündern und immer dem, was ihnen als Gesetz präsentiert wird, den Gehorsam zu verweigern ... Von wem lernten sie das, wer gab ihnen den Befehl zu morden? Wer, wenn nicht Sie, mon général?*³³

Um das staatliche Gewaltmonopol wiederherzustellen, musste de Gaulle zuallererst die Resistance entwaffnen. Das war eine heikle Aufgabe; die *maquisards*, die Untergrundkämpfer, hatten sich ihre Waffen unter Lebensgefahr während des Krieges beschafft, und de Gaulle hatte unterdessen in der Sicherheit der britischen Hauptstadt gelebt. Die kommunistischen Widerstandskämpfer hofften nach wie vor auf eine zweite französische Revolution, und dafür brauchten sie ihre Waffen. Daraus wurde aber nichts – nicht nur weil die Kommunisten in Frankreich nicht genügend Rückendeckung für ein derart radikales Wagnis hatten, sondern auch weil Stalin klargemacht hatte, dass er keine Revolution in der amerikanischen Einflussosphäre unterstützen werde: Er hatte Wichtigeres zu tun. Er wies daher die französischen Kommunisten an, sich zurückzuhalten – und de Gaulle traf eine Vereinbarung mit ihnen: Er bot ihnen eine Amnestie für ihren Generalsekretär Maurice Thorez an, der 1939 desertiert und nach Moskau geflohen und daraufhin ausgebürgert worden war; er dürfe unbehelligt zurückkehren, sagte er, wenn sie im Gegenzug ihren bewaffneten Arm auflösten. Noch waren zahlreiche Waffen in einsamen Bauernhöfen, unter Bodenbrettern, in Lagerhäusern versteckt. Aber die Kommunisten liessen sich auf den Handel ein, und mit der Zeit gewann der Staat die Kontrolle zurück.

Manchen, die sich während der Besatzung besonders ungeheuerlich oder auffällig verhalten hatten, wurde als Vorzeigegestalten der Prozess gemacht: *pars pro toto*. Auch Pétain stand vor Gericht, wurde wegen Hochverrats verurteilt, doch angesichts seines hohen Alters begnadigten ihn seine Richter zu lebenslanger Haft, die er auf einer kleinen Insel vor der Atlantikküste, der île d'Yeu, antrat. Dort starb er 1951, dort wurde er begraben, ein umnachteter alter Mann, aller militärischen Ehren beraubt. Sein unwürdiges Ende versetzte etliche seiner treuen Anhänger in Empörung, und sie versuchten zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tod, seine Erniedrigung wiedergutzumachen, indem sie seine Überreste exhumierten und aufs Festland brachten, um sie dort würdevoll auf dem Friedhof für die Gefallenen zu bestatten. Aber bevor es dazu kam, wurden seine Gebeine in der Garage seines Anwalts, Maitre Jacques Isorni, entdeckt und hastig auf die Insel zurückexpediert, wo sie, soweit man weiss, noch heute liegen.

Pétains mächtigster Minister zur Kriegszeit, der unscheinbare und sehr verhasste Pierre Laval, hatte weniger Glück; sein Todesurteil wurde vollstreckt. Am 15. Oktober 1945 wurde er, nach einem erfolglosen Selbstmordversuch mit zu altem und daher wirkungslosem Zyankali, erschossen.

Es gab weitere Kriegsverbrecherprozesse. Doch ehe sie die Öffentlichkeit überzeugen konnten, bedurfte die Justiz selbst einer Säuberung. Das war ein Problem, denn nur ein einziger Richter in ganz Frankreich hatte sich im Krieg geweigert, Marschall Pétain den Treueeid zu leisten. Ein Säuberungsausschuss, bestehend aus Juroren und ehemaligen Widerstandskämpfern, musste beurteilen, ob Richter sich als loyale Franzosen verhalten hatten: Nach dieser sehr vagen Definition wurden zweihundertsechundsundsechzig als belastet eingestuft. Dieselben Kriterien wurden auf das Beamtentum angewandt. Die Sanktionen reichten von vorübergehendem Berufsverbot bei halbem Lohn bis zur Entlassung aus dem Dienst und vollständigem Verlust der Bürgerrechte. Von rund einer Million Beamten mussten 11343 die eine oder andere Sanktion hinnehmen, fünftausend verloren ihre Stelle. Die Elite aus Wirtschaft und Industrie hingegen musste sich, wie in anderen Ländern, kaum rechtfertigen. Berühmte Nazisympathisanten, wie dem Gründer des Kosmetikkonzerns L'Oréal, wurde kein Haar gekrümmt.

Louis Renault wiederum, Gründer der Automobilfabrik Renault, war kein bekannter Nazi. Seinem eigenen Bericht zufolge stellten ihn die Deutschen vor die unangenehme Wahl, entweder seinen Konzern von Daimler Benz übernehmen und seine Arbeiter nach Deutschland schicken zu lassen oder Fahrzeuge für die Wehrmacht zu bauen. Er entschied sich für letzteres. In Kreisen des kommunistischen Widerstands galt Renault daraufhin als Verräter der übelsten Sorte, als Klassenfeind schlechthin. Die kommunistische Tageszeitung *L'Humanité* schrieb im August 1944: «Die Leitung der Renault-Werke muss gezwungen werden, für das Leben der alliierten Soldaten zu zahlen, deren Tod sie mit ihren eifrigen Lieferungen an den Feind verursachte.»³⁹ Nachdem sonst so wenige Unternehmer von den Säuberungen betroffen waren, ist denkbar, dass Renault ein Sündenbock war – der Knochen, den die Gaullisten den Linken hinwarfen.

Renault starb an unklaren Kopfverletzungen im Gefängnis, ehe er sich vor Gericht verteidigen konnte.

In zahlreichen Fällen kehrten die suspendierten Richter und anderen Staatsbediensteten rasch in ihre früheren Ämter zurück oder fingen eine respektable Karriere in der Privatwirtschaft an. So zum Beispiel Maurice Papon, der letzte Franzose, der als Kriegsverbrecher vor Gericht stand; sein Fall war, bis auf das Ende, in jeder Hinsicht typisch. Als Generalsekretär der Präfektur Bordeaux war er unter anderem für die Polizei zuständig, und in dieser Eigenschaft sorgte er für die Deportation von mehr als tausend Juden ins KZ, aber dafür wurde er nie zur Rechenschaft gezogen. Im Gegenteil: Nach dem Krieg machte er Karriere als hoher Beamter unter verschiedenen Regierungschefs, wurde von de Gaulle in seinem Amt bestätigt, war später Präfekt von Korsika, dann Präfekt einer algerischen Provinz, wo er an der Niederschlagung des Aufstands gegen die Kolonialmacht Frankreich beteiligt war, und Polizeipräfekt von Paris, wiederum unter de Gaulle, der ihn für seine Verdienste um den französischen Staat mit der Ehrenlegion auszeichnete, und endlich Haushaltsminister unter Valéry Giscard d'Estaing. Ungewöhnlich an Papons illustrier Laufbahn ist, dass er lang genug lebte, um von seiner Vergangenheit eingeholt zu werden. Sein Prozess begann 1995. 1999 wurde er inhaftiert, kam aber 2002 wegen seines schlechten Gesundheitszustands wieder frei und zahlte eine Geldstrafe von zweitausendfünfhundert Euro für das unrechtmässige Tragen des Ordens der Ehrenlegion, der ihm wieder aberkannt worden war.

De Gaulle reparierte Frankreich auf die gleiche Weise, wie Japan «repariert» wurde – oder Italien oder Belgien oder sogar Deutschland: indem er den Schaden für die Vorkriegseliten so gering wie möglich hielt. Er konnte sich nicht erlauben, seine Nation noch stärker zu polarisieren. Die Kompetenz der Geschäftsleute, Bankiers, Anwälte, Professoren, Ärzte und Beamten wurde gebraucht. Sie hatten die richtigen Beziehungen.

Die Männer und Frauen im Widerstand hatten ihre Rolle als tapfere Rebellen und Einzelkämpfer erfüllt, hatten ihr Leben aufs Spiel gesetzt, während andere den Kopf einzogen. Sie hatten dafür die unterschiedlichsten Beweggründe: Religiosität, politische Überzeugung, Langeweile,

Wut, Abenteuerlust oder ganz einfach Anstand. Aber in den Entscheidungen, die sie trafen, waren sie weniger repräsentativ für die Mehrheit als die Opportunisten und Stiefellecker.

Die Bestrafung für Fehlverhalten war jedenfalls, in Frankreich nicht mehr und nicht weniger als irgendwo anders, oft nur symbolisch, und die Verteilung war alles andere als fair. Während das Establishment vergleichsweise unbehelligt blieb, setzte sich die ehemalige Prostituierte und mutmassliche Spionin Marthe Richard im Dezember 1945 vehement für die Abschaffung der Bordelle in Paris ein. Ein Jahr später wurden tatsächlich kraft der *Loi Marthe Richard* sämtliche Bordelle in Frankreich geschlossen. Das Argument, mit dem dieser überaus unfranzösische Eifer begründet wurde, lautete: Während der deutschen Besatzung seien die Bordelle die Hauptzentren der «Kollaboration» gewesen.

Kapitel 6 Rechtsstaatlichkeit

Als die kommunistische Armee des Achten Wegs im Spätherbst 1945 in der Mandchurei angelangt war und den chinesischen Nationalisten, die mancherorts die Japaner und andernorts die sowjetische Rote Armee abgelöst hatten, eine Stadt nach der anderen abnahm, folgten alsbald die sogenannten Volksprozesse. Die Justiz war schnell, die Rituale der Rechtsprechung rudimentär, um nicht zu sagen primitiv.

In manchen Fällen wurde mittels Zeitungsinserat nach Zeugen gesucht: Wer eine Klage gegen ehemalige Funktionäre des japanischen Marionettenstaates Mandschukuo vorzubringen habe, möge sich melden. In Andong, an der Grenze zu Nordkorea, wurde eine Grundschule in ein «Volksgericht» umgewandelt. Viele Klagen waren trivial, manche entsprangen dem sauren Bodensatz lang unterdrückten Grolls. Ein Rikschafahrer warf einem japanischen Geschäftsmann vor, er habe ihm seine Laterne zertrümmert und nicht ersetzt. Ein junger Mann klagte im Namen seines Vaters, der als Kuli so schwer für ein japanisches Unternehmen geschuftet habe, dass er an Erschöpfung gestorben sei. Die Beschuldigten, die in der Regel keine Erinnerung an ihre Missetaten hatten, kamen, wenn sie Glück hatten, mit sehr saftigen Geldstrafen davon.

Es gab auch schwere Beschuldigungen. In diesen Fällen war die Volksjustiz nicht weniger geschwind. Im Dezember wurden dreihundert japanische und chinesische Funktionäre in der Provinz Andong am Ufer des Yalu hingerichtet: alles ehemalige Mitarbeiter der Verwaltung von Mandschukuo. Es gibt einen Augenzeugenbericht davon, was zweien von ihnen geschah, nämlich dem ehemaligen Gouverneur von Andong, einem Chinesen namens Cao, und seinem japanischen Stellvertreter Watanabe.

Es wurden ihnen schwarze Kapuzen über den Kopf gezogen und Or-

den des Staates Mandschukuo an die Brust geheftet – aus Ehrenabzeichen wurden Schandmale. Dann wurden sie auf Pferdewagen entlang der Hauptstrasse von Andong vorgeführt, mussten zum Zeichen ihrer Zerknirschung den Kopf gesenkt und in den Händen ein Holzschild mit blutroten Schriftzeichen halten: Das eine bedeutete «reaktionär», das andere «Marionette». Das Volksgericht wurde im Freien abgehalten, vor einem riesigen Publikum, das stiess und drängelte, um einen Blick auf die Schuldigen zu werfen, und der Volksrichter rief laut: «Was fangen wir mit ihnen an?» «Töten! Töten!», schrie die Menge zurück. Und so wurde es beschlossen. Die Männer wurden zum Flussufer geführt und im Knien von hinten erschossen. (Angeblich wurden Watanabe zuvor die Ohren abgeschnitten, aber das ist umstritten.)¹

Interessant an diesem Bericht ist nicht die Possenhaftigkeit solcher Eilverfahren, sondern deren Notwendigkeit. Weshalb bestanden die chinesischen Kommunisten überhaupt auf Prozessen und erschossen die Bösewichte nicht einfach gleich? Offensichtlich sollten die Hinrichtungen rechtmässig aussehen. Eine Form von Legalität herzustellen ist eine notwendige Voraussetzung der Legitimität, auch in einer Diktatur – oder vielleicht vor allem in einer Diktatur. Aber der Begriff des Rechts in Schauprozessen ist ganz und gar politisch. Der Prozess ist ein Ritual, mit dem die Autorität der Kommunistischen Partei demonstriert wird. Die Beklagten in Andong wurden bezichtigt, sie seien nicht nur Werkzeuge des japanischen Marionettenstaats gewesen, sondern hätten nach der Befreiung mit den «reaktionären» chinesischen Nationalisten kollaboriert – was sich kaum vermeiden liess, denn die Nationalisten hatten die Macht in Andong, bevor die Kommunisten kamen. Nachdem die KP ja angeblich die Macht des Volkes repräsentierte, bestand dessen Rolle in dieser zereemoniellen Angelegenheit darin, das Urteil auszurufen, das von ihm erwartet wurde.

China war in dieser Hinsicht weder exotisch noch ungewöhnlich. Wo immer die Kommunisten an die Macht kamen, schossen solche Volksgerichte aus dem Boden. Der ungarische Schriftsteller Sándor Márai erlebte in Budapest, wie die von der sowjetischen Roten Armee eingesetzten ungarischen «Antifaschisten» 1945 die Macht übernahmen: Es war noch kein kommunistisches Regime, Stalin hielt eine langsame

Übernahme für besser; er wollte seine westlichen Verbündeten nicht vorzeitig kopfscheu machen. Im November fanden Wahlen statt, bei denen die Kommunisten nicht gut abschnitten. Aber die Sowjets entschieden ohnehin, wer in der Regierung sass und wer nicht, und bis 1949, als schliesslich die Ungarische Volksrepublik entstand, hatten die Kommunisten ihre Rivalen mittels «Salamitaktik», um die Formulierung ihres Generalsekretärs Mátyás Rákosi zu gebrauchen, eliminiert.

Budapest war 1945 während der monatelangen Belagerung durch sowjetische und rumänische Truppen schwer beschädigt worden. Der Burgpalast lag in Trümmern, es gab keinen Strom und keine funktionierenden Telefone, Brücken waren in die Donau gestürzt wie verwundete Stahlungeheuer. Die Nahrung war knapp. Man musste darauf gefasst sein, dass fremde Leute in die Wohnung kamen und zu essen verlangten oder einfach Ärger machten (ihren «Hass» ausdrückten, schrieb Márai). Reiche Bürgerhäuser waren beliebte Ziele des Volkszorns. Neue Machthaber hatten die alten Folterkammern der faschistischen Pfeilkreuzler übernommen, und über die schlaglochübersäten Strassen rasten Gangster in importierten amerikanischen Wagen. Márai registrierte eine merkwürdig fiebrige Aktivität in der Stadt, die erst nach einer Weile einer dumpfen Lustlosigkeit wich. «Die Unredlichkeit», schrieb er in seinen Erinnerungen, «breitete sich aus wie die Beulenpest. Recht und Wahrheit gab es nirgends, wohl aber Volksgerichte, und die politischen Hinrichtungen boten – wie zu Caligulas Zeiten in Rom – dem arbeitslosen Gesindel Tag für Tag Gelegenheit zum Amüsement.»²

Seit 1920 hatte Ungarn, nominell ein Königreich, aber ohne König, unter der Regentschaft von Admiral Miklos Horthy gestanden, dessen offizieller Titel Seine Durchlaucht der Reichsverweser des Königreichs Ungarn war. Dieses besondere Arrangement folgte auf eine einjährige Herrschaft der Kommunistischen Partei unter Béla Kun. Nach dem Roten Terror kam der Weisse Terror. Horthy, ein sehr reaktionärer Mann, wenn auch nicht eigentlich Faschist, hegte zeit seines Lebens eine tiefe Furcht vor den Kommunisten: Wie so viele, brachte auch er den Kommunismus gern mit den Juden in Verbindung («Judeobolschewismus»), die er nicht leiden konnte, allerdings nicht so sehr, dass er ihnen allen den Tod

wünschte. Törichterweise ging er Ende der dreissiger Jahre ein Bündnis mit NS-Deutschland ein, aber als Hitler Unterstützung bei der Judenvernichtung verlangte, lehnte er es ab, seine jüdischen Einwohner auszuliefern: Die ungarischen Juden wurden zwar schikaniert, waren aber vor der Ermordung sicher – bis 1944, als die Deutschen die Sache selbst in die Hand nahmen und in Ungarn einmarschierten. In der Sowjetunion wurden die deutschen Truppen dezimiert, die Nachschublinien waren überdehnt, das Material wurde knapp, und die Transportwege hatte ihnen der Feind abgeschnitten – in Ungarn aber zeigten die Nazis, wo ihre eigentlichen Prioritäten lagen, und deportierten mit gnadenloser Tüchtigkeit über vierhunderttausend ungarische Juden. Die meisten wurden in Auschwitz-Birkenau ermordet. Horthy musste zurücktreten, woraufhin die Pfeilkreuzlerpartei unter dem erbittert antisemitischen Ferenc Szälasi hundertdreissig Tage lang mit äusserster Brutalität herrschte und dem mit der «Endlösung» in Budapest betrauten Adolf Eichmann jede verlangte Hilfe gewährte.

Das antifaschistische Regime 1945 liess keinen Zweifel daran, dass der gesamten Pfeilkreuzlerregierung der Prozess gemacht werden musste, und es war ausgemachte Sache, dass er mit Todesurteilen enden würde. Eine Gemeinsamkeit der Volksjustiz aller Länder war, dass das Ergebnis von Prozessen in der Regel vorher feststand. Das war nicht nur eine Sache des Volksgerichts als solchem: Auch die Presse musste mitmachen. Béla Imredy, früher Bankier und seit 1938 Premierminister und Judenheter, wurde während seines Prozesses von einem Journalisten als «spindeldürerer Gnom mit fahrigem Gesten der Angst» beschrieben, als «Inbegriff der Jämmerlichkeit», als «eine sich unter der Last der Beweise windende graue Eidechse».³ Dazu muss man sagen, dass die westliche Presse nicht weniger schrille Worte fand, wenn es um die Angeklagten in den NS-Prozessen ging.

Ein ungarischer Rechtsexperte erklärte den eigentlichen Zweck der Volksgerichte. Es gehe nicht darum, die Kriegsverbrecher «wegen simpler Rechtsbrüche» zur Verantwortung zu ziehen, sondern «sich an ihnen für die begangenen politischen Fehler zu rächen».⁴ Die Gerichte bestanden aus Parteivolk und Gewerkschaftlern, den Vorsitz hatten Berufsrichter. Diese wurden gelegentlich wegen ihrer Milde kritisiert, vor allem von

der nächsthöheren Instanz, dem Landesrat der Volksgerichte. Die kommunistische Zeitung *Szabad Nép* empörte sich, «die Berufsrichter, die dem Gericht vorsitzen, [hätten] völlig vergessen, dass sie Richter des Volkes sind. Das Volk hält sich nicht lang mit Unterlagen auf; es sucht nicht nach mildernden Umständen für Kriegsverbrecher, sondern fordert unerbittliche Rache an jenen, die für sein Elend, sein Leiden, seine Demütigung verantwortlich sind.»⁵

Auch die Vergangenheit wurde unverrückbar der neuen Ordnung unterstellt, die, um es noch einmal zu sagen, von den Sowjets bestimmt, aber noch kein kommunistisches Regime war. Die Richter hielten manche der Beklagten, so etwa László Bárdossy, Premierminister im Jahr 1941, für schuldig, 1919 die «Demokratie» zerschlagen zu haben. Zerschlagen worden war damals Béla Kuns kommunistische Diktatur des Proletariats, die ihre eigenen Formen von Gewalttätigkeit und Schnelljustiz hatte. Es standen aber nicht nur Menschen vor Gericht, sondern das System, das sie repräsentierten. László Budinszky, Justizminister der Pfeilkreuzlerregierung, wurde zum Tod verurteilt, weil, so der Landesrat, «fünfundzwanzig Jahre repressives Herrschaftssystem das Land an den Rand der Vernichtung gebracht» hätten.⁶

Zahlenmässig gesehen, war Ungarn gar nicht unter den Strengsten. Belgien stellte mehr als siebenundfünfzigtausend Menschen wegen Kollaboration vor Gericht,⁷ und in den Niederlanden wurden an die fünftausend Kollaborateure verurteilt.⁸ In Ungarn waren es nur rund siebenundzwanzigtausend. In Griechenland sassen Ende 1945 48'956 Menschen im Gefängnis. Und das waren alles Linke.

Griechenland ist das beste Beispiel dafür, wie Kommunisten ebenso wie Antikommunisten das Gerichtsverfahren als solches zu politischen Zwecken missbrauchten, manchmal sogar gleichzeitig. Bereits 1943 wurden in Gegenden, die von der linksgerichteten Griechischen Volksbefreiungsarmee (ELAS), dem militärischen Arm der kommunistischen Nationalen Befreiungsfront (EAM) kontrolliert wurden, Volksgerichte begründet: Sie waren Teil des Versuchs, im besetzten Griechenland einen sozialistischen Staat einzurichten. Volksgerichte, gebildet aus ELAS-Kämpfern und anderen «Genossen» – Bauern, Lastwagenfahrern und so weiter

–, urteilten über Kriminelle, Kriegsverbrecher und Kollaborateure,⁹ und ihre Urteile fielen meist hart aus. Viele wurden nach einem Eilverfahren und manchmal auch ganz ohne Verfahren von den Partisanen hingerichtet.

Das häufigste Verbrechen im ländlichen Griechenland scheint Viehdiebstahl gewesen zu sein. In der Kleinstadt Deskati in Zentralgriechenland waren die Partisanen jedoch zu beschäftigt, um sich auch noch um Viehdiebe zu kümmern. Stattdessen bekam die Bevölkerung zu hören, der Viehdiebstahl müsse aufhören, denn «wir haben keine Gefängnisse und kein Exil für Diebe. Wenn einer von euch beim Stehlen erwischt wird, braucht er uns nur zu sagen, was er lieber abgeschnitten haben will, Kopf oder Füße. Die Entscheidung liegt bei euch.»¹⁰ Das scheint gewirkt zu haben, mit dem Diebstahl war Schluss, jedenfalls in Deskati. Den kuriosen Fall eines jungen Mannes aber, der einem Mädchen seine Liebe erklärt, dann aber einer anderen einen Antrag gemacht hatte, verhandelte das Volksgericht sehr wohl. Es stellte ihn vor die schlichte Entscheidung: entweder Heirat mit der ersten oder Hinrichtung. Er zögerte bis zur allerletzten Sekunde, dann entschied er sich für das Leben.

Mit Kollaborateuren verfahren die Volksgerichte gnadenlos: Mit Polizisten und Gendarmen, die sich in den Dienst der Deutschen gestellt hatten, mit Anhängern des Faschismus, slawischsprachigen Makedoniern, die gemeinsam mit den Bulgaren die Abspaltung eines Teils von Griechenland betrieben, und Klassenfeinden, die der Revolution im Weg standen, wurde kurzer Prozess gemacht. Als Griechenland im Frühjahr 1944 von den Deutschen befreit war, regierte für kurze Zeit die Nationale Einheit und stellte Kollaborateure vor staatliche Gerichte, in manchen Gegenden bestanden die Volksgerichte noch bis weit ins Jahr 1945. Dass Griechenland zwei unterschiedliche Rechtsordnungen hatte, eine offizielle mit begrenzter Autorität und eine inoffizielle, der aber ein grösseres Gebiet unterstand, zeigt, wie wenig Einigkeit hinsichtlich der politischen Legitimität herrschte. Es gab keinen griechischen General de Gaulle, der den Graben zwischen Kommunisten und Konservativen, Royalisten und Liberalen zugedeckt hätte. Die Wunden des Krieges lagen zu offen, die Abgründe waren zu tief.

Die offiziellen staatlichen Gerichte bemühten sich zwar, den wichtigsten Kollaborateuren den Prozess zu machen, etwa den griechischen

Premierministern unter deutscher Besatzung, aber die Verfahren zogen sich hin und verliefen oft stockend. Zur Rechtfertigung ihrer Kollaboration mit der Besatzungsmacht beriefen sich die Landesverräter, wie alle Landesverräter, auf ihre patriotischen Gefühle. In Wahrheit, sagten sie und konnten sogar Beweise zu ihren Gunsten anführen, seien sie von der griechischen Exilregierung angewiesen worden, im Amt zu bleiben, um aus einer aussichtslosen Situation das Beste zu machen. Der Chef der Exilregierung war kein anderer als der erste Ministerpräsident nach der Befreiung, Georgios Papandreou, dessen Sohn und Enkel später ebenfalls Ministerpräsidenten waren.

Gewalttätigere Kollaborateure aber, wie die Angehörigen der berüchtigten Sicherheitsbataillone, wurden selten vor Gericht gebracht. Als im Februar 1945 das Abkommen von Varkiza unterzeichnet war, das die Linke in Erwartung eines landesweiten Bürgerentscheids über die künftige Regierung zur Niederlegung der Waffen zwang, stand ganz Griechenland Kopf. Rechte Kollaborateure, die sich weigerten, ihre Waffen herauszurücken, terrorisierten jeden vermeintlichen linken Sympathisanten. Menschen wurden verhaftet, manchmal erschossen, nur weil sie einem Volksgericht angehört hatten. Diesmal waren es rechte Milizen, die den Staat im Staat kontrollierten; die Regierung hatte keine Macht über sie. Auch die Polizei stand meist auf ihrer Seite und dachte nicht daran, die staatliche Justiz bei der Festnahme von Kollaborateuren zu unterstützen, im Gegenteil: Frühere Partisanen und deren Anhänger wurden von Bewaffneten, die für die Deutschen gearbeitet hatten, zusammengeschlagen, gefoltert und eingesperrt. Auf jeden ehemaligen Kollaborateur, der 1945 im Gefängnis sass, kamen zehn inhaftierte ELAS-Anhänger.

Der ehemalige Partisan Panayiotis gab im Februar 1945 seine Waffe ab. Ein paar Wochen später wurde er von Angehörigen eines aufgelösten Sicherheitsbataillons aufgegriffen, im Hof einer nahegelegenen Schule kopfüber aufgehängt und mit dem Gewehrkolben durchgeprügelt. Anschliessend schlugen sie ihm die Fusssohlen mit der Peitsche zu Brei, so dass er auf allen vieren nach Hause kriechen musste. Dennoch, sinnierte er in seiner späteren Heimat Australien, habe er Glück gehabt, denn er sei «nur der ersten Welle faschistischer Rache zum Opfer gefallen», «der

zweiten Welle, als die Faschisten in ihren Gerichten Tausende zum Tod verurteilten», sei er entgangen.¹¹ Die Befreiung in Griechenland war also nicht das Ende des Bruderzwists und des endlosen Zyklus von Rache und Vergeltung, sondern der Beginn von etwas sehr viel Schlimmerem.

*

Knapp zweieinhalbtausend Jahre früher war Athen der Schauplatz der *Eumeniden*, die den dritten Teil der grossen Tragödie des Aischylos bildet, der *Orestie*: eine Geschichte von Mord und Rache. Orest hat seine Mutter getötet, um ihren Mord an seinem Vater zu rächen. Die Untaten rufen die Erinnyen auf den Plan, die drei Göttinnen der Rache, deren Aufgabe es ist, nach dem Prinzip Auge um Auge für Gerechtigkeit zu sorgen. Pallas Athene, Göttin der Weisheit und Schutzpatronin der Stadt, überredet Orest, sich dem Gericht zu stellen. Nur durch vernünftige Argumentation vor Gericht, sagt sie, seien die Rachegöttinnen zu befrieden. Aber Vernunft und Argumentation vor Gericht führen nicht unbedingt zu einem klaren Ergebnis; im Fall Orest ist das Gericht unentschieden, gleich viele Stimmen sprechen für wie gegen ihn, und daher entscheidet das Gottesurteil der Athene: Sie spricht ihn frei. Die Erinnyen aber sind nach anfänglichem Wehgeschrei von ihrer Entscheidung tatsächlich besänftigt:

*Mag des Aufruhres blutungesättigt Wüten nie
Stätte finden hier im Land,
Nimmer der Staub mit dem Blute der Bürger sich tränken,
Nie Rachgier, wechselfordender Schuld lüstern,
Blutig zerrütten die Stadt!
Freude belohne, gemeinsam
Gleiches mit allen zu lieben, allen gleich zu hassen auch,
Das heilt vielen Gram der Sterblichen!*¹²

Es hat sich nicht viel geändert, seitdem Athene über ihre grosse Stadt wachte. Den Zyklus der Rache zu beenden ist nach wie vor der beste Grund einer Gerichtsverhandlung. Aber ein Problem mit den Prozessen nach einem Krieg oder dem Sturz einer Diktatur sind die zu zahlreichen

potenziellen Angeklagten. Womöglich leistete sich Stalin einen seiner düsteren kleinen Scherze, als er 1943 auf der Konferenz von Teheran zu Churchill sagte, es sollten fünfzigtausend deutsche Offiziere kurzerhand erschossen werden. Churchill fand das offensichtlich nicht lustig und stapfte wütend aus dem Raum. Aber Stalin hatte nicht ganz Unrecht. Auch wenn so etwas wie Kollektivschuld nicht existiert, gibt es doch weitaus mehr Schuldige, als je vor Gericht gestellt werden können. Dennoch ist die Aufarbeitung durch die Justiz zwingend. Das heisst nicht, dass Individuen als Sündenböcke herhalten müssen, wenn ihnen für Verbrechen der Prozess gemacht wird, die Tausende begangen und denen Millionen Vorschub geleistet haben. Aber es gibt Prozesse, die sozusagen symbolisch sind, stellvertretend für andere, die nicht geführt werden können, weil die Betroffenen zu viele sind, weil man ihrer nicht habhaft wird, weil sie aus politischen Gründen unter Schutz stehen.

Einer der schlimmsten japanischen Kriegsverbrecher war der Arzt Ishii Shirō, ein arroganter Einzelgänger, der sich als Erfinder eines Wasseraufbereitungssystems erstmals einen Namen gemacht hatte. Einmal erschreckte er den japanischen Kaiser während der Demonstration seines Geräts, indem er ins Wasser urinierte und dann Seine Majestät aufforderte, einen Schluck zu kosten. Der Kaiser lehnte höflich ab. – Ishii war ausserdem ein früher und einigermassen besessener Befürworter der bakteriologischen und chemischen Kriegsführung. 1936 genehmigte die Kaiserliche Armee die Errichtung einer ausgedehnten geheimen Anlage in Mandschukuo, nicht weit von Harbin, der sogenannten Einheit 731, in der Ishii nach Herzenslust Experimente durchführen konnte. Ishii und seine sachkundigen Mitarbeiter, zu denen der Mikrobiologe Kitano Masaji gehörte, experimentierten nicht nur mit Beulenpest, Cholera und anderen hochinfektiösen Krankheiten, sondern verbrauchten bei jedem Versuch, der den Ärzten in den Sinn kam, Tausende Gefangene. Die Opfer seiner Experimente, hauptsächlich Chinesen, aber auch Russen und sogar einige amerikanische Kriegsgefangene, nannte er *maruta* («Brennholz»). Manche dienten für Unterkühlungsexperimente, andere wurden kopfüber aufgehängt, um zu testen, wie lange es dauert, bis der Mensch erstickt, wieder andere wurden ohne Betäubung viviseziert, vielen wurden tödliche

Krankheitserreger injiziert. Eine weitere Spezialität der Einheit 731 bestand darin, eine grosse Zahl Ratten mit tödlichen Bakterien zu infizieren und sie samt Tausenden Flöhen in Porzellanbomben an kleinen Fallschirmen über chinesischen Städten abzuwerfen.

Die Gebäude der «Wasseraufbereitungsanlage» bei Harbin wurden im Sommer 1945, unmittelbar vor dem Einmarsch der Roten Armee, von den eigenen Leuten zerstört und die noch lebenden Gefangenen hingerichtet. Auf dem Gelände steht heute ein «patriotisches Museum» mit Wachsmodellen von Ishii und seinen Kollegen bei der Durchführung einer Vivisektion. Ishii, Kitano und etliche andere kehrten unbeschadet nach Japan zurück, während weniger hochgestellte Ärzte von den Sowjets gefangengenommen und als Kriegsverbrecher vor Gericht gebracht wurden. Als schliesslich General MacArthur versicherte, den japanischen Kriegsverbrechern werde der Prozess gemacht (der Kaiser natürlich immer ausgenommen), machte sich Ishii blitzschnell aus dem Staub. General Charles Willoughby, MacArthurs «Lieblingsfaschist», und dessen Vernehmungsoffiziere liessen sich bei der Befragung überzeugen, dass die Erkenntnisse aus Ishiis Experimenten in China auch für die U.S. Army von grösstem Interesse wären, und wirklich glaubte Willoughby fest daran, dass die Menschenexperimente, die US-Ärzte ja nicht ohne Weiteres selbst hätten durchführen können, unverzichtbare Informationen gebracht hätten: Es wurde befürchtet, dass die UdSSR bei dieser Art Forschung womöglich einen erheblichen Vorsprung gegenüber den USA hatte. Wie ein Experte der U.S. Army später in seinem Bericht für das Aussenministerium schrieb, seien Menschenexperimente den Tierversuchen vorzuziehen, und da «ein Kriegsverbrecherprozess solche Daten allen Nationen bis ins Detail preisgäbe, sind wir der Meinung, dass im Interesse der Verteidigung und nationalen Sicherheit der USA diese Öffentlichkeitswirkung vermieden werden muss».¹³

Generalleutnant Ishii Shirō starb 1959 friedlich in Tokio. Die Beisetzung veranlasste sein Stellvertreter und späterer Nachfolger in der Einheit 731, Generalleutnant Kitano Masaji. Kitano, Experte für Blutexperimente, leitete später die erste kommerzielle Blutbank Grünes Kreuz. Ausser den Überresten der Versuchsanlage bei Harbin und einem kuriosen

Denkmal in einem stillgelegten Rattenkeller in China, das Kitano zu Ehren der im Dienst der Forschung sezierten Ratten errichtete, ist von diesen Männern keine Spur übrig.

*

Der erste Kriegsverbrecherprozess im Pazifikraum war die Verhandlung gegen General Yamashita Tomoyuki, auch der «Tiger von Malaya» genannt (respektvoll in Japan, überall sonst voller Furcht). Dabei war General Yamashita nur kurz in Malaya; verdient hatte er sich seinen Beinamen, als er im Februar 1942 trotz eines weit überlegenen Gegners – dreißigtausend Japanern standen über hunderttausend Briten und Commonwealth-Truppen gegenüber – Singapur einnahm. Der demütigende Anblick, wie Yamashita vor Generalleutnant Arthur Percival stand und herrisch die Antwort auf seine Frage verlangte, ob Percival kapitulierte, «ja oder nein», ist heute, in Wachs dargestellt, im Vergnügungspark auf der singapurischen Insel Sentosa zu sehen.

General Tōjō, der während des Kriegs Premierminister war und Yamashita nicht ausstehen konnte, ihm ausserdem misstraute, vielleicht wegen dessen überlegener militärischer Begabung oder auch weil Yamashita dem japanischen Krieg mit den Westmächten sehr skeptisch gegenüberstand, zog ihn überraschend aus Südostasien ab und stellte ihn in Mandschukuo kalt, wo er keine Aussicht auf Schlachtruhm hatte. Erst nach Tōjōs erzwungenem Rücktritt 1944 wurde Yamashita wieder in den Pazifikraum zurückgeschickt und erhielt die undankbare Aufgabe, die Philippinen zu verteidigen, als sie bereits nicht mehr zu halten waren.

Als Yamashita im Herbst 1945 vor Gericht stand, wurde ihm die schlimmste im Krieg begangene Greuelthat zur Last gelegt: das Massaker von Manila.

Die Fakten stehen ausser Frage. Von vorrückenden US-Truppen im Februar 1945 in Manila eingekreist, erhielten über zwanzigtausend Japaner, die meisten von der Kaiserlichen Japanischen Marine, den Befehl, bis zum letzten Mann zu kämpfen und dabei die philippinische Hauptstadt möglichst dem Erdboden gleichzumachen. Die Soldaten vernichteten erst die üppigen Vorräte an Bier und Reiswein, die man ihnen zur Verfügung

gestellt hatte, und steigerten sich dann in eine Orgie der Gewalt hinein. Sie vergewaltigten und ermordeten Frauen jedes Alters, schmetterten Babys und Kinder gegen Mauern oder schlitzen sie mit dem Bajonett auf, verstümmelten Männer zum Spass und massakrierten sie anschliessend. Überfielen Krankenhäuser und verbrannten die Patienten bei lebendigem Leib, steckten Häuser und Gebäude in Brand. Und währenddessen beschossen die US-Truppen die Stadt mit Panzerkanonen und Haubitzen, und die Japaner wehrten die amerikanischen Angriffe mit Flammenwerfern und Bazookas ab. Diese Hölle dauerte einen Monat, dann war Manila ein rauchendes Trümmerfeld. Die Verwüstung stand der Zerstörung Warschaws in nichts nach; bis zu einhunderttausend Filipinos wurden bei diesem anhaltenden Blutausch umgebracht.

Vor dem Krieg war Manila General Douglas MacArthurs angestammtes Revier gewesen. Er hatte eine Wohnung im Manila Hotel, die bei dem Gemetzel schwer beschädigt wurde, mehr noch, er beobachtete den Angriff auf das Hotel aus der Ferne und war, wie er sagte, im Schockzustand: «Von einer Sekunde auf die andere schlugen lodernde Flammen aus meinem Penthouse. Sie hatten es beschossen. Und ich sah zu, wie meine Militärbibliothek, meine Andenken, die persönliche Habe eines ganzen Lebens verbrannten, und was ich empfand, lässt sich nicht in Worte fassen ... Es war mein Zuhause, und ich kostete die Bitterkeit der Zerstörung bis zum letzten Tropfen.»¹⁴

Die Ereignisse in Manila 1945 und drei Jahre früher, als die Japanische Kaiserliche Armee unter General Homma Masaharu ihn vertrieben hatte, erlebte MacArthur als persönlichen Affront. Folglich waren auch die Kriegsverbrecherprozesse gegen Homma und Yamashita in Manila eine ziemlich persönliche Angelegenheit. Aus Washington war der Befehl ergangen, gemäss den Beschlüssen der Alliierten vom Juni 1945 bei der strafrechtlichen Verfolgung von Kriegsverbrechern zügig vorzugehen. Zuständig dafür aber waren Militärausschüsse, die unter MacArthurs Befehl standen: MacArthur ernannte die Richter, und MacArthur leitete die Verhandlungen. Viele Augenzeugen, die im Gerichtssaal sassen, hatten den unabweislichen Eindruck, dass diese Verhandlungen keineswegs das Feuer der Rache löschten, sondern selbst eine Form von Rache waren.

Jemand sollte für die abscheulichen Verbrechen in Manila bezahlen – und für andere Grausamkeiten unter japanischer Okkupation: den Todesmarsch von Bataan im April 1942, das Aushungern der Kriegsgefangenen, die Zerstörung philippinischer Dörfer und Städte, die Foltergefängnisse der Kempeitai. Da die Kollaborateure innerhalb der philippinischen Elite vor der Verfolgung weitgehend geschützt und die meisten aktiven Widerstandskämpfer im Zuge der Kommunistenbekämpfung aus dem Verkehr gezogen waren, wurde ein Bösewicht gebraucht, um den Filipinos, die so viel erlitten hatten, zu demonstrieren, dass ihnen dennoch Gerechtigkeit widerfahren sollte; die namenlose Menge der Mörder brauchte ein brutales Gesicht. Jemand musste hängen.

Yamashita Tomoyuki war dafür zweifellos geeignet: ein gedrungenener, stiernackiger Mann mit kurzsichtigen Schlitzaugen – die Karikatur des japanischen Kriegsverbrechers. Die Filipinos wurden ermuntert, seinem Prozess in der ehemaligen Residenz des Hochkommissars zahlreich beizuwohnen. Eine alte Frau war von ihren Kriegserfahrungen derart verbittert, dass sie eine Tasche voller Steine mitgebracht hatte, um sie nach dem monströsen japanischen General zu werfen. Und manche amerikanischen Reporter hatten ihn lang vor dem Richterspruch bereits verurteilt. Wie der Reporter von *Yank* so hübsch formulierte: «Von Anbeginn der Verhandlungen hätte sich kein Trottel gefunden, der auch nur zwei Pesos auf Yamashitas Freispruch gewettet hätte.»¹⁵

Yank fuhr fort: «Im zerschossenen Amtssitz des Hochkommissars, wo er einst als Eroberer geherrscht hatte, stand Yamashita als Kriegsverbrecher vor einem fünfköpfigen Gericht. Er erhielt ein faires Verfahren: nach Recht und Gesetz – was der General seinen Opfern durchaus nicht hatte angedeihen lassen.»

Daran stimmt so gut wie nichts. Yamashita war niemals zuvor in den Räumen des Hochkommissars gewesen, und erst recht nicht als Eroberer. Er war zum ersten Mal auf die Philippinen gekommen, nachdem Mac Arthur kurz zuvor im Golf von Leyte an Land gewatet war. Zu dem Zeitpunkt war die Verteidigung des Landes bereits ein hoffnungsloses Unterfangen; Yamashita kannte das Gelände nicht, die Befehlskette war abge-

rissen, seine Soldaten waren über sämtliche philippinischen Inseln verstreut. Die Nachschublinien waren weitgehend unterbrochen, die durchs Gebirge streifenden Soldaten hatten zumeist keine Nahrung mehr. Benzin gab es kaum. Die Soldaten waren schlecht ausgebildet und demoralisiert von Hunger, Erschöpfung, dem tropischen Klima. Von philippinischen Guerillakämpfern bedrängt und von den überlegenen US-Streitkräften überwältigt, hatte Yamashita keine Chance, seine Soldaten wenigstens zu Gesicht zu bekommen, geschweige denn sie zur Eroberung zu führen.

Das Massaker von Manila war zumindest teilweise das Ergebnis eines Zustands der Auflösung bei den japanischen Truppen. Yamashita hatte sein Hauptquartier in den Bergen, fast zweihundert Meilen von Manila entfernt; und da ihm klar war, dass er die Hauptstadt nicht verteidigen konnte, befahl er den kompletten Truppenrückzug, auch der nominell ihm unterstellten Marine. Manila wäre somit eine offene Stadt gewesen, zurückgeblieben wären nur sechzehnhundert Soldaten, um den Nachschub zu sichern. Aber die Befehlshaber der Marine waren uneins: Die einen forderten Kampf bis zum letzten Mann, andere waren für den Rückzug, aber nicht ohne zuvor die Hafenanlagen zerstört zu haben. Es war nicht klar, wer unter wessen Kommando stand. Befehle verhallten ungehört. Wie so oft bei den japanischen Streitkräften, nahmen rangmittlere Offiziere die Sache selbst in die Hand, und die grössten Eiferer setzten sich durch. Als ein fuchsteufelswilder Yamashita abermals auf Rückzug bestand, waren die Soldaten der Land- und Seestreitkräfte in Manila eingekesselt und hatten keinen anderen Ausweg als den Tod.

Yamashita bekam gewiss keinen fairen Prozess. Seine Richter waren Schreibtischoffiziere, deren juristisches Wissen so spärlich war wie ihr Verständnis für Gefechtssituationen. Einer war so gelangweilt, dass er die meiste Zeit im Tiefschlaf verbrachte. MacArthur stellte der Anklage alles Nötige zur Verfügung, während die Anwälte der Verteidigung überhaupt erst im letztmöglichen Moment bestimmt wurden. Es war keine Zeit, um den mehr als sechzig Anklagepunkten nachzugehen, zumal kurz vor Verhandlungsbeginn weitere hinzukamen. Verfahrensregeln schienen reine Willkür oder überhaupt manipuliert zu sein. In einer «Sonderverlautbarung» MacArthurs wurden die von den Alliierten im Juni festgelegten Regeln noch einmal ausgeführt:

«Das Gericht ist nicht an technische Beweisregeln gebunden. Es wird, soweit irgend möglich, beschleunigte, nichttechnische Verfahren anwenden und alle Hinweise zulassen, die als beweiskräftig erachtet werden. Alle intendierten Geständnisse oder Aussagen des Angeklagten sind zulässig.»¹⁶

Zu Yamashitas Pech zählten dazu eidesstattliche Erklärungen zweifelhafter Natur ebenso wie die Aussage eines zwielichtigen Paares ehemaliger Kollaborateure, das seinen Ruf zu rehabilitieren suchte, indem es dem Gericht wilde Spekulationen über die von Yamashita angeblich geplante Auslöschung des gesamten philippinischen Volkes präsentierte. Auch eine Reihe traumatisierter Zeugen trat vor und erzählte eine Geschichte von unsäglicher Gewalt während der Plünderung von Manila. In den Worten von *Yank*: «Schluchzende junge Zeugin berichtet von wiederholten Angriffen japanischer Soldaten. Viele Mädchen wurden mit dem Bajonett zur Willfähigkeit gezwungen ... Auszug aus einer Aussage: ... Eine Zwölfjährige lag auf einer Matte auf dem Boden. Sie war selbst voller Blut und die Matte dort, wo sie lag, blutgetränkte»

Kaum jemand bezweifelte die Wahrheit solcher Geschichten. Die Frage war, ob Yamashita davon gewusst haben konnte und ob er in dem Fall die Gewalt hätte unterbinden können. Bei den Nürnberger Prozessen, die zur selben Zeit stattfanden, wurden die deutschen Generäle nur für Kriegsverbrechen belangt, die sie angeordnet, denen sie Vorschub geleistet oder an denen sie sich persönlich beteiligt hatten. Es gab keinen Beweis, dass Yamashita irgendeines der ihm zur Last gelegten Verbrechen selbst begangen hatte. Tatsächlich wiesen seine Befehle in die entgegengesetzte Richtung. Und deshalb wurde er eines Verbrechens angeklagt, das zuvor nicht existiert hatte: Man warf ihm vor, Greuelthaten von Unterebenen, über die er keine Kontrolle hatte und die seine Befehle absichtlich missachteten, nicht verhindert zu haben. *Yank* behauptete überzeugt, Yamashitas Prozess sei fair, «nach Recht und Gesetz» verlaufen – von Recht und Gesetz, die hier zur Anwendung kamen, dürften weder Yamashita noch sonst ein Befehlshaber etwas mitbekommen haben. Am 7. Dezember 1945, dem Jahrestag des Angriffs auf Pearl Harbor, wurde Yamashita Tomoyuki zum Tod durch den Strang verurteilt. Er verneigte

sich vor seinen Richtern und dankte den Vereinigten Staaten, dass sie ihm «aufrechte amerikanische Offiziere und Ehrenmänner als Verteidiger» an die Seite gestellt hätten. Major Robert Kerr sagte gegenüber einem Reporter, eigentlich sei er nach Ostasien gekommen, um Japsen am Strand zu erschiessen, nicht um sie aufzuhängen, aber das sei ja letztlich gleich.¹⁷

Den Gnadenappell wies MacArthur zurück. Yamashitas Anwälte versuchten – ohne grosse Hoffnung – das Oberste Bundesgericht der USA zu der Erklärung zu bewegen, dass der Prozess ungültig sei, weil, so ihr Argument, Militärausschüsse nicht das Recht hätten, in Friedenszeiten ehemalige Feinde zu verurteilen; ausserdem sei der Prozess nicht fair geführt worden. Das Oberste Gericht aber wollte die Legitimität eines Militärgerichts nicht anzweifeln; zwei Richter allerdings äusserten sehr wohl ihre Bedenken. Der eine, Richter Wiley B. Rutledge jr., schrieb: «Es entspricht nicht unserer Rechtsauffassung, jemanden eines Verbrechens anzuklagen, das erst definiert wird, wenn das zugrundeliegende Handeln bereits stattgefunden hat... Massenschuld legen wir keinen Individuen zur Last, vielleicht grundsätzlich nicht, ganz gewiss aber nicht, wenn die Person nicht beschuldigt oder überführt wird, aktiv an dem von anderen begangenen Unrecht teilgenommen oder aber selbiges wissentlich und absichtlich nicht verhindert zu haben, obwohl dies sowohl ihre Pflicht gewesen als auch in ihrer Macht gestanden hätte.»¹⁸

Sein Gewissen sei rein, erklärte Yamashita. Die Beweise für das Massaker von Manila, von dem er nach eigener Aussage zum Zeitpunkt der Ereignisse keine Kenntnis hatte, bestürzten ihn tief. Seinen Anwälten sagte er, es wäre ihm ohnehin schmerzlich gefallen, angesichts so vieler Toter, die letztlich in seine Verantwortung fielen, nach Japan zurückzukehren. Nachdem er sein Urteil vernommen hatte, schrieb er ein kurzes Gedicht:

*Die Welt, die ich kannte,
Ist nun ein Ort der Schande.
Wann sonst soll ich sterben,
Wenn nicht jetzt?*¹⁹

Das Todesurteil wurde am 23. Februar 1946 in Los Banos, einem pittoresken Thermalbad südlich von Manila, vollstreckt.

*

General MacArthur formulierte eine eigenartige und interessante Rechtfertigung für seine Unversöhnlichkeit gegenüber seinen japanischen Gegnern: Yamashita habe dem Militärstand Schande gemacht.

Die Traditionen kämpfender Männer sind lang und ehrenwert. Sie beruhen auf der edelsten menschlichen Eigenschaft – Aufopferung. Diesen unumstößlichen Wertemassstab hat dieser Offizier verraten; er hat seine Pflicht gegenüber seinen Leuten, seinem Land, seinem Feind, der Menschheit verraten; er hat seinen Soldatenglauben verraten. Die daraus resultierenden Verfehlungen, wie im Prozess zum Vorschein gekommen, sind ein Armutzeugnis für den militärischen Stand, ein Schandfleck der Zivilisation, eine Erinnerung an Schmach und Unehre, die niemals vergessen werden kann.²⁰

In seiner vollmundigen Art formulierte MacArthur ein zu seiner Zeit sehr verbreitetes Gefühl: Bei den Verfahren gegen deutsche und japanische Kriegsverbrecher und ihre Komplizen ging es nicht allein um die Wiederherstellung der «Zivilisation»; dies war die Sprache der Ankläger in Nürnberg wie in Tokio. Typisch für MacArthur war, dass er Zivilisation mit «Soldatenglauben» gleichsetzte. Auf der anderen Seite war der Gedanke, mit einem Kriegsverbrecherprozess «die Erinnerung an Schmach und Unehre» zu tilgen, gerade den durch ausländische Besatzung erniedrigten Ländern wichtig. Vielleicht dachte MacArthur an die Philippinen. Aber diese Erinnerung hing wie ein Schatten über allen Verfahren gegen eine Führungsschicht, die mit den Besatzern kollaboriert hatte, selbst wenn nach deren Ansicht die Gründe dafür durchaus ehrenwert waren.

So hatten Pierre Laval, der ranghöchste Minister in zwei Vichy-Regierungen, und Anton Mussert, «der Führer» der niederländischen Nationalsozialisten (NSB), eines gemeinsam: Sie sahen sich als ehrenwerte Männer, als Patrioten, die zum Wohl ihres Landes alles getan hatten, was

in ihrer Macht stand. Nach einem Schnellverfahren wegen Hochverrats im Herbst beziehungsweise Winter 1945 traten sie ihren Henkern in der Überzeugung entgegen, dass sie als Märtyrer stürben und eines Tages nicht nur gerechtfertigt, sondern als Retter anerkannt würden. Eine weitere Gemeinsamkeit war, dass sie als die meistgehassten Männer ihrer Nation starben. Es gab schlimmere, brutalere Menschen. Weder Laval noch Mussert neigten zur Gewalt. Im Gegenteil – Laval war während des Ersten Weltkriegs Sozialist und Pazifist gewesen und legte seine Abneigung gegen militärische Aktionen nie ab, selbst wenn sie, wie manche einwandten, der Landesverteidigung dienten. Er war der geborene Beschwichtiger, überzeugt, dass er bei Verhandlungen den Teufel selbst überlisten könne. Gegenüber seinem Anwalt sagte er: «Für mich war Kollaboration Verhandeln.»²¹ Tatsächlich hatten beide im Interesse von Landsleuten den Deutschen mehrfach die Stirn geboten, wenn auch meist ohne grossen Erfolg. Und doch waren sie nahezu universell gehasst. So dass der Ausgang ihres Prozesses von vornherein feststand.

Laval und Mussert waren, wie Yamashita Tomoyuki, körperlich reizlose Menschen, was ihnen nicht zum Vorteil gereicht haben dürfte. Mussert war ein dicklicher, rundgesichtiger kleiner Mann, dem die schwarzen Uniformen und Ledermäntel seiner faschistischen Partei so wenig standen, dass er eigentlich immer lächerlich darin aussah. Laval, der nie ein gestieflter, uniformierter Volksverhetzer war, sondern Berufspolitiker mit Nadelstreifen und prinzipiell weisser Krawatte, wirkte wie ein fragwürdiger Verkäufer anrühiger Waren: klein, dunkel, mit Schlupflidern, fettigem Haar und buschigem Schnauzbart, die krummen Zähne gelblich von den kettengerauchten Zigaretten. Mussert begann seine Karriere als Ingenieur (unter anderem plante er Autobahnen) und Laval als Anwalt. Laval war der weitaus erfolgreichere Politiker: Vor dem Krieg zweimal Ministerpräsident, ernannte ihn das Nachrichtenmagazin *Time* 1931 zum Mann des Jahres – «ruhig, gebieterisch und beliebt» –, weil er Frankreich durch die Wirtschaftskrise geführt hatte.²² Mussert hingegen war Ende der dreissiger Jahre für die meisten Niederländer bereits eine Witzfigur; in schwarzen Hemden herumzustolzieren entsprach nun mal nicht dem niederländischen Stil.

Natürlich wünschte keiner der beiden seinem Land eine deutsche Invasion; schliesslich waren sie Nationalisten. In seinem Profil als Mann des Jahres hatte das Time-Magazin Laval sogar für seine Unnachgiebigkeit gegenüber Deutschland gelobt. 1935 schloss er ein kurzlebiges Abkommen mit Grossbritannien und Italien, um die deutsche Wiederbewaffnung zu unterbinden: Alles war ihm recht, wenn es einen weiteren Krieg verhinderte. Als es dann aber doch so weit war, sahen sowohl Mussert als auch Laval die deutsche Besetzung als Chance, als sei ihre Sternstunde jetzt endlich gekommen. Mussert hatte Visionen von einem neuen Europa, in dem die «germanischen Völker» den Ton angäben, zwar mit Hitler als Führer, aber mit einem autonomen nationalsozialistischen niederländischen Staat unter seiner, Musserts, Herrschaft. Für Laval hingegen hatte der faschistische Idealismus zwar keinen Reiz, doch nachdem er das Ende der dreissiger Jahre in der politischen Wildnis verbracht hatte, sah er seine Aufgabe darin, Frankreichs Retter in schwerer Zeit zu werden. Mit dem alten Marschall Pétain als patriarchaler Galionsfigur wollte Laval die bestmöglichen Bedingungen für Frankreich aushandeln. Mehr noch: Auch er sah Möglichkeiten im neuen Europa mit Frankreich als Deutschlands wichtigstem Verbündeten, sobald es dann darum gehe, den Kontinent von jener zweifachen Geissel der Moderne zu befreien, dem angiojüdischen Kapital und dem russischen Bolschewismus. Wie er 1942 in einer Radioansprache sagte – und die Formulierung holte ihn drei Jahre später wieder ein: «Ich wünsche den deutschen Sieg, denn wenn Deutschland nicht siegt, wird sich morgen der Bolschewismus überall einnisten.»²³

Vor dem Krieg hatte weder Mussert noch Laval Anzeichen privater Animositäten gegenüber den Juden erkennen lassen. Mussert hatte wenige enge Freunde, aber einer der wenigen war zufällig Jude, und in den dreissiger Jahren forderte er die Juden explizit auf, seiner Bewegung beizutreten. In seiner Weltanschauung gab es «gute» und «schlechte Juden»: Letztere waren jene, die ihn ablehnten oder seine Nationalsozialistische Bewegung (NSB) kritisierten und folglich «unniederländisch» waren. Leider hatten Musserts deutsche Kameraden in dieser Hinsicht eine strengere Auffassung, was eine von mehreren Streitfragen zwischen ihm und der

deutschen SS war. 1940 war er gezwungen, die wenigen noch verbliebenen jüdischen Mitglieder aus der NSB auszuschliessen – zu seinem tiefsten Bedauern, behauptete Mussert. Wie tief, ist unklar, denn 1938 arbeitete er einen detaillierten Plan aus, wie europäische Juden nach Niederländisch-, Britisch- und Französisch-Guyana umzusiedeln seien, aber sein Vorhaben interessierte weder Himmler noch Hitler. (Wie die Briten und Franzosen darüber dachten, ist nicht dokumentiert.) Und Mussert hatte keine Skrupel, sich an geraubtem jüdischem Eigentum zu bedienen und auch seine Freunde und Verwandten zu bedenken.²⁴

Den erbitterten Antisemitismus der Franzosen am äussersten rechten Rand teilte Laval nie. Auch er hatte jüdische Freunde und arbeitete eng mit jüdischen Kollegen zusammen. Aber 1940, als das Vichy-Regime, ohne dazu von den Deutschen aufgefordert worden zu sein, den neuen «Judenstatus» (*statut des juifs*) verkündete, mit dem die jüdischen Bürger ihrer Bürgerrechte verlustig gingen, war er Staatsminister. Später versuchte er zwar, französische Juden vor der Deportation zu retten, doch der Preis dafür war, dass er Zehntausende aus dem Ausland stammende Juden dem «Dritten Reich» in den Rachen warf: Dazu zählten auch eingebürgerte Juden, denen im Krieg ihre französische Staatsangehörigkeit aberkannt wurde.

Aufgeblasene Gestalten wie Mussert und Laval, die mit den Besatzern zusammenarbeiteten, um sich als Retter aufzuspielen, gingen geradewegs in die Falle, die ihnen die Deutschen gestellt hatten – Mussert aus einer Mischung von ideologischer Verblendung und Eitelkeit, und Laval, weil er moralisch abgestumpft war und sich viel zu viel auf die eigene Schläue einbildete. Dass ihre nationalistischen Illusionen – Frankreich und die Niederlande als massgebliche Partner im neuen Europa – natürlich nicht mit den deutschen Plänen von totaler Herrschaft zusammenpassten, entging ihnen. Diese patriotischen Quislinge waren den Deutschen nützlich, solange sie für unpopuläre, ja kriminelle Vorhaben der Deutschen den Kopf hinhielten. Stück für Stück gaben sie nach, manchmal murrend, manchmal unbekümmert. Mussert gliederte seine Sturmtruppen der SS ein und schwor Hitler, der in Musserts trüber Phantasie der «Führer» nicht nur Deutschlands, sondern aller «germanischen Völker» war, den Treueeid. Lavals Kollaboration bestand darin, dass er, im Austausch gegen ein

paar französische Kriegsgefangene, nicht nur der deutschen Industrie französische Arbeiter offerierte, sondern darüber hinaus eine Miliz gegen französische Partisanen auf die Beine stellte und zahllose Juden in den Tod schickte. Nicht die Deutschen, sondern Laval bestand im Juli 1942 darauf, jüdische Kinder zusammen mit den Erwachsenen nach Polen zu deportieren – angeblich um Familien nicht auseinanderzureissen.

Solches Verhalten sorgte dafür, dass beide Männer auch von den Deutschen verachtet wurden, die ihnen als «bürgerlichen Nationalisten» misstrauten; von ihren Landsleuten wurden sie gehasst: Sie waren der Inbegriff von allem Schäbigen und Schändlichen, das die Okkupation mit sich brachte. Sogar von den glühendsten Nazianhängern im eigenen Land, Leuten von dem Schlag, die sich mit Begeisterung für Hitlers Reich einsetzten, wurden sie verabscheut. Nachdem Mussert und Laval kaum jemanden auf ihrer Seite hatten, waren sie nach der Befreiung die perfekten Kandidaten für Prozess und Strafe. Millionen, die selbst nicht gerade Mut bewiesen hatten, waren erleichtert, an den beiden auffälligsten Kollaborateuren ein Exempel statuiert zu sehen.

Pétain stand ebenfalls vor Gericht und wurde zum Tod verurteilt, doch sein hohes Alter und sein einstiges Ansehen retteten ihn. Sein Prozess fiel nicht in de Gaulles Pläne; dem General wäre es lieber gewesen, den alten Mann im Schweizer Exil zu wissen. Pétain aber hatte selbst seinen Prozess verlangt: Die Franzosen brächten es doch nicht übers Herz, den Helden von Verdun zu erschiessen. Stattdessen wurde er in die Verbannung geschickt, und in gewissem Sinn trat Laval als Zielscheibe aller Vorwürfe an seine Stelle – «Pétain ins Bett/Laval an die Wand / de Gaulle an die Arbeit», lautete ein französisches Liedchen aus der Zeit. Und das T/me-Magazin, dasselbe, das Laval mehr als zehn Jahre zuvor so wortreich gelobt hatte, schrieb jetzt:

Letzte Woche wurde das Urteil über Pierre Laval gesprochen. Ihm schlug kein Funken des fürchterlichen Mitleids entgegen, des Gefühls schrecklicher Pflicht, die jeder Franzose während des Prozesses, der Verurteilung und Umwandlung der Strafe in lebenslängliche Haft für den alten Marschall Pétain empfunden hatte. Lavals Elimi-

*nierung, eine notwendige Aufgabe, hätte eine befriedigende Rache sein können. Er selbst machte eine beschämende Farce daraus.*²⁵

Das war ein bisschen unfair. Natürlich war der Prozess eine Farce, aber daran trug nicht Laval die Hauptschuld. De Gaulle hatte eine Abneigung gegen das Thema Säuberungen und Gerichtsprozesse, aber er musste, wie es in dem Lied hiess, an die Arbeit und wollte die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen. Für den 21. Oktober war ein Referendum über die Nachkriegsverfassung geplant, und bis dahin musste Laval verurteilt sein. Laval sass in seiner Zelle, rauchte täglich fünf Schachteln amerikanische Zigaretten, schäumte vor Wut, weil ihm die Unterlagen, die er für seine Verteidigung zusammengestellt hatte, nicht ausgehändigt wurden. Eine Notiz, in seinem Koffer gefunden, als er per Flugzeug aus seiner zeitweiligen Zuflucht in Deutschland nach Frankreich zurückgebracht wurde, offenbarte seine bittere Verfassung: «Es ist ein sonderbares Paradox. Hier bin ich, gezwungen, mich vor Gericht für politische Entscheidungen und Verhaltensweisen zu rechtfertigen, die mir die Anerkennung meines Landes hätten eintragen sollen. Ich weiss, dass ich meine Pflicht getan habe, vor dem Krieg ebenso wie in den unseligen Jahren der Okkupation.»²⁶

Mussert, der stets zur Selbsttäuschung neigte, hatte in seiner Gefängniszelle an der niederländischen Nordseeküste eine neue Phantasie gefunden: Er entwarf ein riesiges Unterseeboot. Da die Amerikaner, daran zweifelte er nicht, von seiner Erfindung sicherlich in vollem Umfang profitieren wollten, rechnete er damit, in die USA geschickt zu werden. Die letzten Wochen seines Lebens verbrachte er damit, Englisch zu lernen – noch ein Unternehmen, aus dem nichts wurde.

Ein Makel an Lavals Prozess war, wie Laval selbst sehr schnell bemerkte, die Tatsache, dass seine Richter und der Staatsanwalt demselben Vichy-Regime wie er gedient und Pétain die Treue geschworen hatten. Der Generalstaatsanwalt André Mornet war sogar Mitglied eines Ausschusses gewesen, der Juden ausbürgerte. Die Geschworenen bestanden aus Parlamentsmitgliedern und Widerstandskämpfern.

Jacques Charpentier, Präsident der Pariser Anwaltskammer, zog einen Vergleich mit dem tödlichen Kampf bei einer spanischen Corrida:

«Wie andalusische Strassenjungen, die in die Arena springen, beschimpften einzelne Geschworene die Angeklagten und griffen ins Verfahren ein. Das Gericht verurteilte ihn [Laval], ohne ihn anzuhören ... Genauso wie man einst Robespierre wiederbelebte, um ihn zum Schafott zu zerren, so wurde Lavals Leichnam wiederbelebt, damit sie einen noch lebenden Verräter den Löwen des Volks vorwerfen konnten.»²⁷

Der dramatische Höhepunkt des Prozesses war Lavals Protest gegen die Voreingenommenheit der Richter: «Sie können mich verurteilen!», schrie er und knallte seine Aktentasche mit dem Signum seines präsidialen Amtes auf den Tisch. «Sie können mich beseitigen, aber Sie haben nicht das Recht, mich zu verleumden!» Worauf einer der Geschworenen schrie: «Halt's Maul, Verräter!» Laval kreischte in höchster Wut, er sei ein Franzose und er liebe sein Land. Und die Geschworenen schrien zurück, er sei ein «Dreckskerl» (*salaud*), der vom Erschiessungskommando «zwölf Kugeln verdient» habe.²⁸ Laval schloss, er werde lieber schweigen, als sich zum «Komplizen» bei einem «Justizverbrechen» zu machen. Als ein anderer Geschworener rief: «Der ändert sich nie!», erwiderte Laval darauf mit ebenso viel Wahrhaftigkeit wie Überzeugung: «Nein, niemals!»²⁹

Der Prozess im Königspalast in Den Haag gegen Mussert war würdevoller, aber auch hier stand das Ergebnis von vornherein fest. Der Staatsanwalt J. Zaajier bemerkte in seinem Eröffnungsplädoyer: «Wir wissen auch ohne Prozess, welches Urteil Mussert verdient», was eine recht sonderbare Einleitung für ein Gerichtsverfahren ist. Musserts kompetenter Verteidiger, Wijckerheld Bisdom, erinnerte sich später, dass in der allerersten Zeit nach dem Krieg die nahezu einhellige Meinung herrschte, dass «die schlimmsten Nationalsozialisten – und allen voran Mussert, der als das Wesen des niederländischen Nationalsozialismus galt – mit nichts Geringerem davonkommen dürften als dem Todesurteil».³⁰ Die Verhandlungen wurden vom Ressentiment der Öffentlichkeit vorangetrieben; die Justiz reagierte auf die Strasse.

Mussert verteidigte sich mit einer stürmischen Rede gegen den Vorwurf des Hochverrats. Mit fuchtelnden Armen, als spräche er noch immer vor einer Parteiversammlung, verkündete er, er habe niemals das Ziel verfolgt, sein Land der Fremdherrschaft auszuliefern. Im Gegenteil – sein

Ideal sei gewesen, eine niederländische Regierung zu bilden, um die niederländischen Interessen zu sichern, wenn ein siegreiches Deutschland eine neue Ordnung in Europa einführe. Unterstützung der deutschen Sache sei unverzichtbar gewesen, «um Asien von der Tür Europas fernzuhalten». Ergriffen vom Feuer der eigenen Rhetorik, vergass er sich und sprach das Gericht als «meine treuen Anhänger» an, womit er in einem ansonsten eher grausigen Prozess eine Woge des Gelächters auslöste.³¹

Auch die Hinrichtung des niederländischen «Führers» war ein sachlicheres Ereignis als Lavals Ende. Er wurde in die Dünen vor Den Haag gebracht, wo die Deutschen zuvor so viele niederländische Partisanen erschossen hatten, und an einen schlichten Pfahl gefesselt. Als ihn ein protestantischer Geistlicher verabschiedete, entschuldigte sich Mussert, dass er ihm nicht mehr die Hand geben könne. Zwölf Männer legten an, und Mussert war tot.

Laval hatte sich lange Sorgen gemacht, dass ihn ein Schuss ins Gesicht verunstalten werde. Seine Anwälte beruhigten ihn: Hinrichtungen seien heutzutage eine saubere Sache. Nach seinem missglückten Selbstmordversuch noch einmal ins Leben zurückgeholt, wurde Laval in dunklem Anzug und weisser Krawatte, ausserdem einem Schal in den Farben der französischen Trikolore zu einer Stelle nahe der Gefängnismauer gebracht. Er bestand darauf, seine Anwälte in Sichtweite zu haben, denn «ich möchte Sie sehen, während ich sterbe». Seine letzten Worte waren «*Vive la France!*». Die Schüsse knallten, und er sackte nach rechts. Ein Sergeant tat, was Laval am meisten gefürchtet hatte: schoss noch einmal auf ihn, um ganz sicherzugehen, dass er tot war, und verwüstete dabei sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit. Ein junger Journalist, der die Szene miterlebte, berichtete: «Die Leute rannten zum Pfahl und klaubten zersplittertes Holz auf. Die wertvollsten Splitter waren die blutgetränkten.»³²

Mussert oder Laval als Sündenböcke zu bezeichnen wäre nicht ganz richtig. Es besteht kein Zweifel, dass sie schuldig waren, weil sie dem Feind geholfen hatten. Sie hatten sich entschieden, mit der NS-Besatzung zu kooperieren. Und ihr Prozess diente dem Zweck, für den er hauptsächlich gedacht war, in Musserts Fall zur Vermeidung der Art von «wilder» Rache, die in Frankreich so viele Tote gefordert hatte. Sein eiliger – allzu

eiliger – Prozess diente auch den niederländischen Behörden als Rechtfertigung, um viele weniger wichtige Täter laufen zu lassen, weil Gefängnisse und Häftlingslager ja schon aus allen Nähten platzten. Der gewaltsame Tod von Mussert und Laval war eine Demonstration; sie bewies, dass die Nachkriegsregierungen ihre Arbeit taten und Gerechtigkeit walten liessen. Lavals fatales Ende war, wie auch Musserts Hinrichtung, ein Versuch, die Rache im Zaum zu halten und danach mit dem Wiederaufbau des Landes zu beginnen.

Aber auch wenn diese Prozesse eines von Athenes Zielen in den *Eumeniden* erfüllten und den Durst nach Rache stillten, liessen das Eiltempo, die von vornherein feststehenden Urteile und, besonders in Lavals Fall, die äusserst mangelbehaftete Verhandlung die eigentliche Absicht eines ordnungsgemässen Gerichtsverfahrens recht zweifelhaft werden. Ein Beobachter zog daraus den vielleicht übertrieben dramatischen Schluss: «Lavals Prozess ist unverzeihlich, weil er den Franzosen Zweifel an der Realität der französischen Justiz ins Herz gepflanzt hat ... Der Schaden ist angerichtet, die französische Justiz diskreditiert. Laval hat die letzte Runde gewonnen und die Demoralisierung des Landes vollendet.»³³

*

Manche meinten 1945, der Gerechtigkeit wäre besser gedient gewesen, wenn man auf die rechtlichen Feinheiten überhaupt verzichtet und die Hauptschuldigen einfach kurzerhand erschossen hätte. George F. Kennan, der als US-Diplomat aktiv an der europäischen Politik mitwirkte, erwähnt in seinen Memoiren seine Abneigung gegen Kriegsverbrecherprozesse. Die Verbrechen der NS-Führung, sagte er, seien derart entsetzlich gewesen, dass nichts zu gewinnen gewesen sei, wenn man sie am Leben liess. «Ich persönlich», schrieb er, «hätte es für das Beste gehalten, die alliierten Befehlshaber anzuweisen, jeden dieser Männer, der ihnen in die Hände fiel, nach zweifelsfreier Identifikation sofort zu exekutieren.»³⁴

Andere teilten diese Ansicht. Der US-Aussenminister Cordell Hull zum Beispiel sagte zu seinem britischen und sowjetischen Amtskollegen, idealerweise brächte er «Hitler und Mussolini und Tōjō und ihre Erz-

komplizen vor ein Standgericht. Und tags darauf käme es bei Sonnenaufgang zu einem historischen Zwischenfall.»³⁵ Hull war übrigens Träger des Friedensnobelpreises von 1945. Das britische Aussenministerium veröffentlichte während des Kriegs ein Memorandum, in dem es darlegte, weshalb es Nachkriegsprozesse gegen Personen wie den SS-Führer Heinrich Himmler ablehnte: weil deren Schuld «so schwer» sei, dass sie «jedes Gerichtsverfahren übersteigt».³⁶ Auch Churchill war der Meinung, es wäre das Beste, «sie in einer Reihe aufzustellen und zu erschiessen». Das mag hart klingen, aber Männern den Prozess zu machen, zumal in Zusammenarbeit mit sowjetischen Richtern, deren Hände alles andere als sauber waren, und in dem Wissen, dass es nur ein einziges Resultat geben kann – das schadet dem Prinzip der Rechtsstaatlichkeit womöglich mehr, als es nützt. Die Sowjets, die immer auf Prozessen bestanden, als Churchill sich noch dezidiert dagegen aussprach, erschreckten die alliierten Richter mit einem Trinkspruch auf die Hinrichtung der NS-Führung, noch ehe die Nürnberger Prozesse überhaupt begonnen hatten.

Seltsamerweise wären wohl auch die Deutschen 1945 von Hinrichtungen stärker beeindruckt gewesen. Der englische Dichter Stephen Spender hörte bei seinem Besuch in Hamburg, die meisten Deutschen hielten den Prozess gegen die für die Greuel in Bergen-Belsen verantwortlichen Männer und Frauen für reine Propaganda: «Wenn diese Angeklagten wirklich schuldig seien und wir das wüssten, so fragten diese Deutschen, warum führten wir in dieser ganzen Sache keine schnelle Entscheidung herbei und verurteilten sie?»³⁷

Mit dem Verweis auf die Inkommensurabilität von Himmlers Schuld legte das Memorandum des Aussenministeriums den Finger auf ein ernstes Problem: War die damalige Gesetzeslage dazu angetan, über Vergehen zu richten, die über konventionelle Kriegsverbrechen weit hinausgingen? Womöglich war man sich des gesamten Ausmasses und der Tragweite des vom NS-Staat unternommenen Versuchs, aus ideologischen Gründen ein ganzes Volk auszurotten, damals noch nicht bewusst. Das Wort «Holocaust» war noch nicht gebräuchlich. Aber die Alliierten hatten genug gesehen, um zu wissen, dass sie es mit Beispiellosem zu tun hatten. Die rechtlichen Konsequenzen waren schon vor Nürnberg klar.

Nur sowjetische Truppen hatten mit eigenen Augen gesehen, was von den Todeslagern in Polen bei der Befreiung noch übrig war; die westlichen Alliierten waren schon von dem, was sie in KZs wie Dachau, Buchenwald, Bergen-Belsen vorgefunden hatten, tief erschüttert. General Eisenhower war am 12. April 1945 in Ohrdruf, einem Aussenlager des KZs Buchenwald nicht weit von Weimar. Die SS hatte das Lager erst kurz zuvor geräumt. Es war nicht genug Zeit gewesen, um sämtliche Leichen zu verbrennen, die zwischen den Gefangenen, die zu schwach zum Aufstehen waren, wie zerschlagene Puppen herumlagen. Der Reporter von *Yank* schrieb: «Die Kälte hatte die Leichen erhalten und den Gestank abgetötet, so dass man zwischen ihnen umhergehen und sie aus der Nähe betrachten konnte.» Derselbe Reporter, Sergeant Saul Levitt, schrieb weiter: «Blut hatte den Boden rings um die Leichen zu Pfannkuchen aus roter Erde zusammengebacken.»³⁸

Eisenhower schrieb an seine Frau Mamie: «Nie hätte ich mir träumen lassen, dass es in dieser Welt tatsächlich eine derartige Grausamkeit, Bestialität, Brutalität geben kann.» Amerikanische Soldaten sollten es sehen, fand er, damit sie keinen Zweifel hätten, warum sie in diesem Krieg kämpften. Reporter sollten die Lager besuchen, damit nie wieder jemand behaupten könne, dass diese grauenhaften Verbrechen propagandistische Erfindungen seien. Er forderte amerikanische Senatoren und Kongressabgeordnete, auch britische Parlamentsmitglieder auf, sich die Lager anzusehen. Eisenhower wollte dies alles – die Stapel verrottender Leichen, die Krematorien, die Folterräume – deshalb dokumentiert haben, weil es «das amerikanische Vorstellungsvermögen übersteigt».³⁹ Er liess auch Churchill eine Nachricht zukommen, in der er schrieb: «Die Entdeckungen, insbesondere in Weimar, übertrafen alles je zuvor Aufgedeckte.»⁴⁰

Nicht nur die deutschen Bewohner der umliegenden Ortschaften (?) wurden gezwungen, durch die Lager zu gehen – wobei sie sich ein Taschentuch vor die Nase hielten, den Blick abwandten, sich vor den Gruben voller schwarzer Leichen erbrachen –, sondern auch die Menschen in den Ländern der Alliierten sollten sehen, was die Deutschen getan hatten. Das kam nicht immer gut an. In London versuchten Kinobesucher, «die solche Wochenschaugreuel nicht vertrugen», das Leicester Square Theatre zu verlassen, doch an der Tür wurden sie von britischen Soldaten aufgehal-

ten. Wie der *Daily Mirror* berichtete, flohen «im ganzen Land die Leute aus den Kinos, aber es waren schon Soldaten zur Stelle, die sie wieder zurückschickten und zwangen, sich das anzusehen». Ein Soldat wurde mit den Worten zitiert: «Viele glauben ja nicht, dass es so was geben kann. Die Filme sind der Beweis. Jeder hat die Pflicht, Bescheid zu wissen.»⁴¹

Oder, wie die Londoner *Times* schrieb: «Dass die zivilisierte Welt sich von der letzten Ausrede verabschieden muss, mit der sie versucht, an einer skeptischen und damit gleichgültigen Reaktion auf solche Greuel-taten festzuhalten, ist für die Zivilisation als solche von nicht zu überschätzender Bedeutung.»⁴² Der gerade von Eisenhower nachdrücklich vertretene Gedanke, dass es eine niemals zu vergessende Lektion ist, wenn der Mensch weiss, wozu seinesgleichen fähig ist, war eines der Hauptmotive für die folgenden Kriegsverbrecherprozesse.

Dass das Lager Ohrdruf nur ein blasser Abklatsch der Todesfabriken in Polen war, war noch nicht ganz ins Bewusstsein der Öffentlichkeit eingedrungen, weshalb manche zeitgenössischen Berichte die deutschen KZs als «Todeslager» bezeichneten. Auch dass in zahlreichen Lagern die meisten Opfer jüdisch waren, wurde in den damaligen Berichten selten hervorgehoben. Eisenhower aber wollte um der Rettung der Zivilisation willen die Welt aufklären, und eine Möglichkeit, das Geschehene festzuhalten und den Menschen, nicht nur in Deutschland, Unterricht in Sachen Moral zu erteilen, war es eben, den Geltungsbereich der Kriegsverbrecherprozesse zu erweitern. Am 2. Juni forderte Eisenhower die Combined Chiefs of Staff auf, die für die Greuel-taten des NS-Regimes Verantwortlichen strafrechtlich zu verfolgen.

Der erste KZ-Prozess fand in Bergen-Belsen statt: nicht nach amerikanischer, sondern nach britischer Rechtsprechung. Diese Verhandlung, sozusagen die Generalprobe für die Nürnberger Prozesse 1945/46, zeigte, wie schwierig es würde, die bestehenden Gesetze und eingeführten Gerichtsverfahren auf die NS-Verbrechen anzuwenden. Mehrere Beschuldigte, darunter der Lagerkommandant Josef Kramer und der Lagerarzt Fritz Klein, waren nicht nur in Belsen, sondern auch in Auschwitz-Birkenau tätig gewesen. Es wurde beschlossen, dass ihnen auch für ihre dortigen Verbrechen der Prozess gemacht würde, um ihre aktive Rolle bei

der Massenvernichtung mit ihrer kriminellen Vernachlässigung der Häftlinge in einem absurd überfüllten Lager zu verknüpfen, in dem Tausende Verhungerrnder dem Tod durch Typhus und andere Krankheiten überlassen waren. Die Schlagzeilen, selbst in der hehren *Times*, schrien täglich von «Danteschen Szenen», von «Zeugen aus der Gaskammer», «Millionen Ermordeten», «Gehängten Mädchen»; von der «Geschichte des erschlagenen Mädchens» und so weiter. Kramer (die «Bestie von Belsen») und die zweiundzwanzigjährige blonde KZ-Aufseherin Irma Grese (die «Hyäne von Auschwitz») waren bald Namen, die stellvertretend für das NS-Horrorkabinett standen. Ob dies wirklich zum Verständnis der NS-Verbrechen beitrug, ist zu bezweifeln. Aber wer sich über die Verrohung einzelner «Bestien» empörte, dem entging das Wesen des kriminellen Systems an sich, in dem die Taten von Individuen mehr oder weniger normal erschienen. Hannah Arendts vielkritisiertes Bericht über den Eichmann-Prozess in Jerusalem 1961 war in dieser Frage sehr viel klarer: Wenn Massenmord aus ideologischen Gründen zur Staatspolitik wird, ist jeder, vom Reichsführer-SS bis hinunter zum kleinen Bürokraten, der für Zugfahrpläne zuständig ist, Komplize. Die Bestien haben sich lediglich die Hände schmutziger gemacht als die Mehrheit.

Der Belsen-Prozess musste, wie so viele andere, so schnell wie möglich abgeschlossen werden; nichts Geringeres verlangte die aufgebrachte Öffentlichkeit. Aber die Briten machten sich eine Ehre daraus, einen ordnungsgemässen und fairen Prozess zu veranstalten – ohne die Mätzchen, die das Verfahren gegen Laval in Misskredit gebracht hatten. Das Problem war das Recht, nach dem verhandelt wurde. Ein britisches Militärgericht wie jenes, das in einer Lüneburger Turnhalle tagte, konnte nur Kriegsverbrechen verhandeln, die als «Verstösse gegen Kriegsrecht und -gepflogenheiten»⁴³ definiert waren.

Nach langwierigem und spitzfindigem Anwaltsgerangel über die Frage, ob das Gericht überhaupt verhandlungsbefugt sei, gaben mehrere Zeugen in schockierenden Berichten Auskunft über ihre Erlebnisse. Sophia Litwinska aus Lublin hatte sowohl Auschwitz als auch Belsen überlebt. Sie schilderte, wie die Frauen am Heiligen Abend des Jahres 1941 ihre Lumpen hatten ausziehen müssen, wie sie ins Freie gescheucht wurden und nackt in der Eiskälte stehen mussten, bis sie am nächsten Tag

um fünf Uhr morgens von einem Lastwagen abgeholt und vor der Gaskammer von der Ladefläche gekippt wurden.

Dr. Hadassah Bimko aus Sosnowiec, spätere Ehefrau des zionistischen Aktivisten Josef Rosensaft, trat am 21. September unter einer Scheinwerferanlage mit Dreitausend-Watt-Lampen in den Zeugenstand. Sie hatte in Auschwitz ihre Eltern, ihren Bruder, ihren Ehemann und ihren sechsjährigen Sohn verloren. Als Krankenwärtlerin hatte sie genauen Einblick in die Vorgänge: Sie hatte die Selektionen unter Beteiligung des Lagerleiters Kramer und des Dr. Klein miterlebt, die medizinischen Experimente, die Gaskammern, in denen jüdische Häftlinge des «Sonderkommandos» zur schrecklichsten Arbeit gezwungen wurden: Köpfe scheren, Leichen einsammeln, im Krematorium verbrennen. Die zur Vergasung Vorgesesehenen, sagte sie dem Gericht, und die *Times* gab ihre Aussage wieder, «wurden nackt fortgebracht und mussten Tage ohne Essen und Trinken auf die Lastwagen warten, die sie zum Krematorium brachten». Nach der Vergasung, fuhr sie fort, «wurden die Leichen mit Karren, die auf Schienen liefen, auf der dem Auskleideraum gegenüberliegenden Seite abtransportiert. Von Zeit zu Zeit wurden die Häftlinge des Sonderkommandos umgebracht und durch neue ersetzt. Es war jedoch generell eine Art Buchführung möglich.» Anhand dieser Aufzeichnungen hätten Mithäftlinge ausgerechnet, dass vier Millionen Juden vernichtet wurden.⁴⁴

Die Rechnung war zu hoch; dennoch lagen die nackten Tatsachen des Genozids an den Juden vor dem britischen Militärgericht offen zutage. Die Pflichtverteidiger versuchten bei den Zeugen Widersprüche und Erinnerungslücken zu finden. Vielleicht unter dem Eindruck von Vorurteilen, die zu dem Zeitpunkt noch alles andere als selten waren, bezeichnete Kramers Anwalt, Major Winwood, die Insassen von Belsen als den «Abschaum der Ghettos von Mittel- und Osteuropa», eine Bemerkung, für die er später um Verzeihung bat: Er habe «lediglich als Sprachrohr der Beschuldigten gehandelt».⁴⁵ Aber es konnte praktisch niemand mehr bezweifeln, dass die berichteten Greuel tatsächlich stattgefunden hatten. Allerdings war dies ein Militärgericht, und manche Verteidiger konnten eben nur in militärischen Begriffen denken. Major Winwood verglich seinen Mandanten mit einem «Bataillonskommandeur, in dessen Gebiet sich

ein Gefängnis befindet, für welches die Befehle vom Bataillonshauptquartier kommen». SS-Hauptsturmführer Kramer sei ein einfacher Soldat gewesen, der Befehle ausgeführt habe. Es gebe keinen Beweis für einen «bewussten Versuch, die Häftlinge zu misshandeln». ⁴⁶

Colonel Herbert A. Smith, Professor für internationales Recht an der Universität London, wurde von der Verteidigung vorgeladen, damit er darlegte, dass keine Kriegsverbrechen begangen worden seien. Was in den Lagern geschehen sei, sagte er, «hatte mit Krieg nichts zu tun»: Es habe als Verbrechen schlechthin zu gelten, begangen an dem Ort und zu dem Zeitpunkt ihres Geschehens. Schliesslich sei Himmler Polizeichef gewesen und habe die Befugnis gehabt, Befehle zu erteilen, die «als solche Gesetzeskraft besaßen». ⁴⁷

Keines dieser Argumente rettete Kramer, Grese oder Dr. Klein vor dem Galgen. Aber aus dem Belsen-Prozess liessen sich wenigstens zwei Schlussfolgerungen ziehen. Die Welt mag den Unterschied zwischen Todeslager und Konzentrationslager noch nicht ganz erfasst, oder sie mag nicht genau gewusst haben, wie viele Menschen in Osteuropa bereits ermordet worden waren, ehe die Gaskammern in Betrieb genommen wurden. Aber dass der NS-Staat eine systematische Mordmaschinerie in Gang gesetzt hatte, musste jedem klar sein, der 1945 eine Zeitung las. Deshalb hörten sich Bemerkungen über «absichtliche Misshandlungen» im höchsten Mass begriffsstutzig an. In seiner pedantischen Art hatte Professor Smith noch etwas klargemacht: Für Verbrechen von der Art und dem Ausmass wie die Taten der Nazis reichten die bestehenden Kriegsverbrechergesetze und -abkommen nicht mehr aus. Damit waren die Voraussetzungen für den grössten aller Kriegsverbrecherprozesse geschaffen, der am 20. November, vier Tage nach der Hinrichtung der «Bestien» von Belsen, in Nürnberg begann.

*

Eines kann man über die vierundzwanzig Hauptkriegsverbrecher, die in Nürnberg vor Gericht standen, sagen: Wie Bestien wirkten sie nicht. Beobachter erwähnten immer wieder, wie überaus gewöhnlich sie aussahen – bleiche, müde Erscheinungen in zerschissenen Anzügen:

Joachim von Ribbentrop, mit erhobenem Haupt und geschlossenen Augen, ein Bild verletzter Würde; Hermann Göring, auf seinem Sitz zusammengesackt, sich mit dem Taschentuch den Speichel von seinen feixenden Lippen wischend; Hans Frank, die Augen hinter dunklen Gläsern verborgen; Fritz Sauckel, «Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz», das heisst auch für die Deportation von Zwangsarbeitern zuständig, jetzt wie ein schüchterner Hausmeister wirkend; Hjalmar Schacht, der sich von den übrigen abwandte, als fürchtete er sich anzustecken; und der zuckende, zappelnde Julius Streicher. Nur Rudolf Hess, der sich ständig vor und zurück wiegte und mit irrem Blick unter seinen mächtigen Brauen hervorstartete, wirkte nicht normal – vielleicht war er ja tatsächlich wahnsinnig.

Abgesehen von einigen, die als Zeugen geladen waren, gab es nur einen Mann im Nürnberger Justizpalast, der die ganze mörderische Wucht dessen zu spüren bekommen hatte, was die Männer auf der Anklagebank ersonnen und in die Tat umgesetzt hatten. Seinen Namen kannten vermutlich nur wenige, wie kaum jemand seine Anwesenheit zwischen den Hunderten Anwälten, Dolmetschern, Gerichtsschreibern, Richtern, Militärpolizisten und Journalisten zur Kenntnis nahm. Ernst Michel war Nachwuchskorrespondent bei der Deutschen Allgemeinen Nachrichtenagentur (DANA), und in seinen Berichten stand in der Verfasserzeile neben seinem Namen die Zahl 104995, seine Häftlingsnummer aus Auschwitz. Michel war noch Schüler gewesen, als er 1939 in seiner Heimatstadt Mannheim festgenommen wurde, weil er Jude war.

Unmittelbar vor Eintreffen der sowjetischen Truppen war Auschwitz geräumt worden, der Todesmarsch führte die verbleibenden Häftlinge durch das eisige Grenzland zwischen Polen und Deutschland in Richtung Buchenwald; Michel war unter ihnen. Als die U.S. Army nach Buchenwald vorrückte, wurden er und die anderen abermals losgeschickt; Michel wog noch achtzig Pfund. Irgendwie aber fand er die Kraft, sich in die Wälder zu schlagen, wo er eine Zeitlang in der sowjetischen Zone überlebte. Seine KZ-Kleidung wagte er nicht zu zeigen, damit die Leute ihn nicht sofort als Juden identifizierten. Als er endlich nach Mannheim zurückgefunden hatte, traf er dort niemanden mehr an, seine Eltern waren ermordet worden, auch von seinen übrigen Verwandten war niemand

mehr da. Sein Gymnasialenglisch brachte ihm einen Job als Dolmetscher bei amerikanischen Ermittlern ein, die Kriegsverbrecher verhörten. In New York City sagte er zu mir: «Die Deutschen behaupteten immer, sie hätten den Juden geholfen. Den Teufel haben sie! Ich kannte so einen sogar persönlich, und der war ein echter Nazi.»

Michels nächster Job war der des Berichterstatters bei den Nürnberger Prozessen. Auf seine Bedenken wegen seiner mangelnden Qualifikation riet man ihm, er solle einfach aufschreiben, was er sehe. So kam es, dass er, der Auschwitz-Häftling Nr. 104995, sechs Monate nachdem er dem Todesmarsch von Buchenwald entkommen war, mit Göring in einem Raum sass. In New York, mehr als sechs Jahrzehnte später, erinnerte er sich: «Ich kannte alle ihre Gesichter. Und ich war ein freier Mann, der einzige Überlebende, der dem Prozess beiwohnte. Sie redeten über *mich*.»

Dies schrieb Ernst Michel in seiner ersten Depesche an seine Agentur:

In dieser schweren Zeit im Lager hatte mich oft der Glaube aufrechterhalten, dass der Tag käme, an dem die Verantwortlichen dieses Regimes vor Gericht gestellt würden. Dieser Glaube gab mir die Kraft, weiterzumachen. Heute ist der Tag da. Heute sitzen, nur wenige Meter von mir entfernt, die Männer, die für alle Lagerhäftlinge Symbol der Vernichtung waren und die jetzt für ihre Taten zur Verantwortung gezogen werden.⁴⁸

Die Kriegsverbrechertribunale der Alliierten mögen noch so mangelbehaftet gewesen sein – denn das waren sie, in Tokio noch mehr als in Nürnberg: Ernst Michels Aussage ist ein Argument, weshalb sie dennoch gerecht waren. Ein zweites Argument für Nürnberg ist, dass die Prozesse zum grossen Teil ungeheuer langweilig waren. Rebecca West, die die letzten Wochen vor den Urteilsverkündungen miterlebt hat, bezeichnete den Justizpalast als «Zitadelle der Langeweile». Jeder in seinem Umkreis, schrieb sie, «war von äusserstem Überdruß ergriffen ... es war eine Langeweile gigantischen, historischen Ausmasses. Da lief eine Maschine, eine gewaltige Maschine, mit der die Menschheit trotz ihrer ganzen Unzu-

länglichkeit und ihrer häufigen Todessehnsucht ihr Leben verteidigt hat.»⁴⁹

In Nürnberg wurde das Recht endlich ernst genommen. Diese Prozesse waren keine volkszornbeschleunigten Eilverfahren. Es musste alles seinen korrekten Gang gehen, und so zog es sich hin und hin und hin, und die Langeweile wurde zum Merkmal der Redlichkeit. Spätere Prozesse vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag waren nach dem Vorbild Nürnbergs konzipiert, vor allem in dieser Hinsicht. Langeweile verschweisst die Kanonenrohre der Rache. Um nichts anderes ging es. Schon 1942 hatten neun Exilregierungen in London eine Inter-Alliierte Kommission zur Bestrafung von Kriegsverbrechen gegründet, und die Erklärung von St. James, so benannt nach dem Tagungsort, wurde im Bewusstsein möglicher «Racheakte in aller Öffentlichkeit» verfasst. Aus genau diesem Grund forderte «der Gerechtigkeitssinn der zivilisierten Welt», dass «die Signatarmächte es zu einem ihrer Hauptkriegsziele erklärten, jene, die sich dieser Verbrechen schuldig gemacht hätten oder die dafür verantwortlich seien ... in einem Gerichtsverfahren abzuurteilen und zu bestrafen».⁵⁰

Das Bewusstsein für den NS-Genozid an den Juden mag zur Zeit der Nürnberger Prozesse noch gering gewesen sein – inexistent war es nicht. Im Dezember 1942, nur Monate nach der Inbetriebnahme der Gaskammern in den Vernichtungslagern, beschuldigten die USA und ihre europäischen Verbündeten die deutsche Regierung einer «bestialischen Politik der Auslöschung des jüdischen Volkes in Europa». Dass dies in der Öffentlichkeit kaum Widerhall fand, hatte einen Grund: Was hier geschah, war noch immer undenkbar, unvorstellbar; und weder die US- noch die britische Regierung hielten es für sinnvoll, allzu grosses Augenmerk darauf zu lenken: Die Welt sollte nicht denken, dieser Krieg würde ausgetragen, um die Juden zu retten.⁵¹

Die Sowjetunion hatte 1942 zwar nicht gemeinsam mit den westlichen Verbündeten den Völkermord an den Juden verurteilt und sprach auch noch lange nach dem Krieg immer lieber pauschal von den Opfern des Faschismus, ohne die Juden eigens zu erwähnen, in Nürnberg aber nahmen die sowjetischen Ankläger sehr wohl darauf Bezug. General Roman A. Rudenko, einer der fünf Hauptankläger, hatte selbst blutige Schauprozesse durchgeführt und war sich nicht zu gut, das Nürnberger Gericht

als Bühne für propagandistische Zwecke zu missbrauchen; so behauptete er etwa, dass die Deutschen 1940 über zwanzigtausend polnische Offiziere in den Wäldern von Katyn ermordet hätten, obwohl er sehr genau wusste, dass das Massaker in Wahrheit auf das Konto des sowjetischen NKWD ging. Keinen Zweifel aber liess er hinsichtlich des Völkermords an den Juden. Ernst Michel zitierte in einer seiner Depeschen aus Rudenkos Rede: «Die faschistischen Verschwörer planten die Vernichtung der jüdischen Weltbevölkerung bis zum letzten Mann und betrieben sie während der gesamten Zeit ihrer Aktivität seit 1933. Die bestialische Vernichtung des jüdischen Volkes erfolgte in der Ukraine, Weissrussland und in den Baltenstaaten.»⁵²

Dies war übertrieben; die Vernichtung begann 1941, nicht 1933 – wahrscheinlich wollte Rudenko damit hervorheben, dass sich die Nationalsozialisten nicht nur gegen die Juden verschworen hätten, sondern eben auch gegen die Sowjetunion.

Nachdem sich, wie erwähnt, die bestehenden Kriegsverbrechergesetze lediglich auf kriegerische Akte bezogen, mussten also neue Gesetze ausgearbeitet werden, die das «Dritte Reich» vor 1939 und die systematische Auslöschung eines Volkes erfassten. Dass in NS-Deutschland keine Gesetze gegen den Mord an Juden und anderen unschuldigen Zivilpersonen existiert hatten, durfte kein Argument sein. Auch Befehle von oben wurden nicht als Begründung, vielmehr Vorwand für die Beteiligung an Massenmord akzeptiert. Die neue rechtliche Kategorie «*crime against humanity*», die im Londoner Statut des Internationalen Militärgerichtshofs vom August 1945 festgelegt wurde, erweiterte den Begriff des Kriegsverbrechens. (Umstritten ist die Übersetzung: Meist wird der Begriff als «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» definiert, aber angesichts von millionenfachem Massenmord sahen Kritiker wie Hannah Arendt und Karl Jaspers darin einen peinlichen Euphemismus und forderten die Formulierung «Verbrechen gegen die Menschheit». Anm. d. Ü.) Eine zweite Neuerung waren «Verbrechen gegen den Frieden»: das heisst die Planung und Durchführung eines Angriffskriegs. Nachdem die Planung der eigentlichen Kriegsführung vorausgeht, kam hier die Idee der Verschwörung ins Spiel. Nach angloamerikanischem Recht können Menschen wegen Ver-

schwörung zu gemeinsam begangenen Verbrechen verurteilt werden. Dieses Gesetz wurde nun auf den NS-Staat (und später, auf dubioserer Grundlage, auch auf Militär und Regierung Japans) angewandt.

Natürlich ist es juristisch fragwürdig, Menschen für den Verstoss gegen Gesetze zu verurteilen, die erst verabschiedet werden, nachdem die zu ahnenden Verbrechen längst verübt wurden. Auch kann man kritisieren, dass Angeklagte, die einer besiegten Nation angehören, von Angehörigen der Siegermächte gerichtet werden. Dass 1946 die Tokioter Prozesse so geführt wurden, als sei Japan im Krieg das asiatische Spiegelbild NS-Deutschlands gewesen, führte ausserdem zu gewaltigen Verzerrungen. Der rechtsnationalistische Schriftsteller Ernst Jünger sah eine grosse moralische Gefahr darin, wenn aus Schurken Opfer von Ungerechtigkeit gemacht würden. Er bezeichnete das Nürnberger Tribunal als «bestehend aus Mördern und Puritanern, die ihre Metzgermesser an den Griffen der Moral halten».⁵³

Aber von Jünger als widerborstigem Deutschnationalisten, dessen Verachtung für die Amerikaner seinem Hass auf den Sowjetbolschewismus in nichts nachstand, war nichts anderes zu erwarten. Diese Prozesse zu führen war, auch unter dem Vorsitz puritanischer oder moralisch selbst fragwürdiger Richter, letztlich immer noch besser, als Churchills, Hulls und Kennans Rat zu folgen. Hinrichtungen im Schnellverfahren hätten die Siegermächte auf die gleiche moralische Ebene gestellt wie die besiegten Nazis. Den Wert und das Verdienst der Nürnberger Prozesse erkannten die meisten Deutschen zwar erst später, als die Bitterkeit der Niederlage nachgelassen hatte und ihr Leben wieder auf einer sicheren Basis stand; fest steht aber, dass die Prozesse einen Massstab setzten, nach dem die Deutschen künftig ihre Kriegsverbrecher selbst richten konnten. Dass die Japaner dem Beispiel nicht folgten, hat viele Gründe: Die Siegerjustiz war in Tokio unverhohlener, es wurden mehr Fehler gemacht, der Krieg selbst wurde in Japan anders wahrgenommen; und es gab kein NS-Regime, keinen Holocaust, keinen Hitler.

Ist also der Gerechtigkeit Genüge getan worden? Reichten die Säuberungen und Prozesse dafür aus? Die Antwort lautet nein; sie muss nein lauten: Zu viele Verbrecher liefen frei herum, manche machten prächtige Karrieren, während andere, die viel weniger Schuld auf sich geladen hat-

ten, als Sündenböcke bestraft wurden. Aber vollkommene Gerechtigkeit ist ohnehin eine Utopie, auch unter den günstigsten Umständen. Sie wäre aus praktischen wie aus politischen Gründen unmöglich herzustellen gewesen. Man kann nicht Millionen den Prozess machen. Die Bestrafung der Schuldigen muss gegen andere Interessen aufgewogen werden. Zu viel Gerechtigkeitseifer hätte den gesellschaftlichen Wiederaufbau vereitelt. Hätte man sich andererseits zu wenig bemüht, zumindest die schlimmsten Kriminellen zur Rechenschaft zu ziehen, wäre damit jeder Begriff von Anstand untergraben worden. Es war eine heikle Abwägung, die zwangsläufig fehlerbehaftet war. Im Nachkriegsdeutschland aufzuwachsen, ehemalige Nazis als Lehrer, Ärzte, Professoren, Diplomaten, Unternehmer, Politiker zu haben muss nervenaufreibend und empörend gewesen sein. Und nicht nur in Deutschland oder Japan: In vielen Ländern, die von den Deutschen besetzt worden waren, fielen die alten Eliten, die sich mit dem «Dritten Reich» arrangiert hatten, meist nicht sehr tief, als die Nazis wieder abgezogen waren.

Aber vielleicht ist der Opportunismus des Menschen manchmal seine nützlichste Eigenschaft. Im Juni 1945 diskutierte die ehemalige Berliner Widerstandskämpferin Ruth Andreas-Friedrich über ebendiese Frage mit einem engen Freund, auch er ein mutiger Widerstandskämpfer. Dieser Freund, Frank, sagte:

Der Führer ist tot. Wer leben will, muss essen. Wer essen will – gut essen will –, darf kein Nazi sein. Also sind sie keine Nazis. Also waren sie keine und schwören Stein und Bein, es niemals gewesen zu sein ... Denunzieren und verdammen macht die Menschen nicht vollkommener. Helft ihnen aufstehen, wenn sie gefallen sind. Gebt ihnen Gelegenheit wiedergutzumachen, wo sie gefehlt haben. Dann aber schliesst ab mit der Vergeltung. Endgültig und für immer.⁵⁴

Dass diese Worte von einem Mann kamen, der sein Leben riskiert hatte, um den Nazis Widerstand zu leisten, gibt ihnen moralisches Gewicht. Derselbe Opportunismus, der den Bankier bewogen hat, sich mit einem mörderischen Regime zu arrangieren und Unternehmen zu finanzieren, die Zwangsarbeiter ausbeuteten und ihre Fabriken neben den Vernich-

tungslagern bauten, konnte ihn im demokratischen Nachkriegsdeutschland zu einem loyalen Bürger machen, der tatkräftig am Wiederaufbau mitwirkte. Das mag ungerecht sein, auch moralisch abstoßend. Und Deutschland musste letztlich dafür büßen, nicht anders als Japan und sogar Italien: Alle drei Nationen wurden in den siebziger Jahren von linksradikalen Terroristen erschüttert, deren Gewalttaten der eifernden Überzeugung entsprangen, dass ihre Länder sich nicht geändert hätten, dass der Faschismus nur in anderem Gewand weiterlebe und von denselben Menschen fortgesetzt werde, die in den vierziger Jahren Krieg geführt hatten. Dagegen Widerstand zu leisten hielten sie für ihre Pflicht, eben weil ihre Eltern sich seinerzeit nicht gewehrt hatten.

Robert H. Jackson, einer der Hauptankläger in Nürnberg (und Richter am Obersten Gerichtshof der USA), war alles andere als linksradikal. Aber für ihn war der Prozess mehr als nur eine Übung zur Schuldfeststellung und zur Bestrafung der Täter: Er war überzeugt, dass er die Zivilisation verteidigte. Dass die Welt nach Nürnberg besser würde. In seiner Eröffnungsrede sagte er stolz: «Dass vier grosse Nationen, erfüllt von ihrem Siege und schmerzlich gepeinigt von dem geschehenen Unrecht, nicht Rache üben, sondern ihre gefangenen Feinde freiwillig dem Richtspruch des Gesetzes übergeben, ist eines der bedeutsamsten Zugeständnisse, das die Macht jemals der Vernunft eingeräumt hat.» Aber er dachte an die Zukunft, als er hinzufügte: «Wir dürfen niemals vergessen, dass nach dem gleichen Mass, mit dem wir die Angeklagten heute messen, auch wir morgen von der Geschichte gemessen werden. Diesen Angeklagten einen vergifteten Becher reichen bedeutet, ihn selbst an die Lippen zu heben. Wir müssen an unsere Aufgabe mit so viel innerer Überlegenheit und geistiger Unbestechlichkeit herantreten, dass dieser Prozess einmal der Nachwelt als die Erfüllung menschlichen Sehns nach Gerechtigkeit erscheinen möge.»⁵⁵

Jackson war Idealist. Für ihn waren die Prozesse Teil des Versuchs, die Welt zu verbessern, damit die Greuel der Vergangenheit sich nie wiederholten. Als sie dann endlich abgeschlossen waren, reiste Jackson in Begleitung des britischen Barristers Peter Calvocoressi nach Salzburg und besuchte dort die Festspiele, die seit 1939 erstmals wieder stattfanden. Sie

hörten den *Rosenkavalier*, und besonders beeindruckte sie eine junge deutsche Sängerin namens Elisabeth Schwarzkopf, die eine bezaubernde Marschallin war.

Dabei hing über dem Kopf der grossen Sopranistin eine kleine Wolke; sie war 1940 in die NSDAP eingetreten, hatte an der Ostfront Konzerte für SS-Offiziere gegeben, und eine Zeitlang war sie die Geliebte eines SS-Obergruppenführers und Reichsstatthalters in Niederösterreich. Vielleicht hatte sie dies alles aus Überzeugung getan, vielleicht war sie Opportunistin; nach dem Krieg jedenfalls war ihr Ruf rasch wiederhergestellt. In allererster Linie verdankte sie dies dem Mann, den sie 1953 heiratete, dem britischen Musikproduzenten Walter Legge: einem Juden.

Teil 3 Nie wieder

Kapitel 7 Ein Tag, der strahlend hell beginnt

Ernst Michel, der Prozessberichterstatter in Nürnberg, war einer von Tausenden Insassen des KZs Buchenwald, die am 8. April 1945 zu einem für sehr viele Gefangene tödlichen Marsch aufbrechen mussten. Andere, die mit einer reduzierten SS-Besatzung zurückblieben, wussten, dass sie, falls die Amerikaner nicht bald kämen, mit Sicherheit entweder denselben schrecklichen Weg gehen müssten oder an Ort und Stelle umgebracht würden. Buchenwald, auf dem Kamm des lieblichen Ettersbergs errichtet, zählte zu den schlimmsten Konzentrationslagern auf deutschem Boden. Eine der vielfältigen Foltermethoden, die sich die SS hatte einfallen lassen, bestand darin, Häftlinge an den auf dem Rücken gefesselten Ellenbogen in Bäume zu hängen: Wegen ihrer Schmerzensschreie hatte der Ort, an dem Goethe einst die Schönheiten der Natur gepriesen und seine Gespräche mit seinem fleissig mitschreibenden jungen Dichterfreund Eckermann geführt hatte, jetzt den Beinamen «Singender Wald».

Im Lager gab es eine kleine Widerstandsbewegung. Organisiert wurde sie von Kommunisten, die ein paar Waffen in den Baracken versteckt hatten, dazu einen Kurzwellensender, den ein polnischer Ingenieur gebaut hatte. Am 8. April schickten sie eine verzweifelte Botschaft in die Welt: «An die Alliierten. An die Armee des Generals Patton. Hier Konzentrationslager Buchenwald. SOS. Wir bitten um Hilfe. Man will uns evakuieren. Die SS will uns vernichten.» Drei Minuten später kam die Antwort: «KZ Bu. Aushalten. Wir eilen euch zu Hilfe. Stab der dritten Armee.»¹

Nur wenige Häftlinge hatten noch die Kraft, um das SS-Wachpersonal anzugreifen, die meisten konnten sich nicht einmal mehr freuen, als

die Amerikaner endlich da waren. Aber die Widerständler, die dazu noch in der Lage waren, wollten nicht auf die 3. Armee warten; das Wissen, dass Rettung nahte, war Ansporn genug. Sie stürmten die Wachtürme und nutzten die Waffen, die sie für einen solchen Anlass versteckt hatten, um die verbliebenen Wächter gefangenzunehmen oder gleich umzubringen.

Während die US-Soldaten sich bemühten, Wasser und Nahrung für die Schwerstkranken und Sterbenden zu beschaffen, dachten die kommunistischen Anführer des Widerstands bereits über die Zukunft nach. Eine ihrer ersten Taten war es, dass sie die schmiedeeiserne Inschrift «Jedem das Seine» am Haupttor mit der neuen Botschaft «Nie wieder!» überdeckten.

Diese Forderung Nie-Wieder hätten alle, die in den schlimmsten Konflikten der Geschichte zwischen die Räder geraten waren, sofort unterschrieben; es war ein Ideal, vielleicht eine Utopie – der Glaube daran, dass aus der Asche der alten eine neue, bessere Welt hervorgehen könnte. Während sich noch viele, auch mein Vater, nach Normalität zurücksehnten, war anderen bereits klar, wie unmöglich das war. Die weitgehende Zerstörung von Europa und grossen Teilen Asiens, der moralische Bankrott der alten Regime, nicht zuletzt der Kolonialmächte, der Zusammenbruch von Nationalsozialismus und Faschismus – die Hoffnung war ja nicht unbegründet, dass es einen ganz neuen Anfang geben könnte. Und das Jahr 1945 eine leere Schiefertafel wäre, die frühere Geschichte gelöscht – *tabula rasa*, alles wäre möglich: daher Formulierungen wie «Deutschland im Jahre Null», wie Roberto Rossellini seinen Film über das Leben in den Trümmern von Berlin genannt hatte, oder die von deutschen Sozialdemokraten im Londoner Exil gegründete Gruppe «Neu beginnen».

Natürlich war nicht alles möglich. *Tabula rasa* gibt es nicht, die Geschichte lässt sich nicht einfach löschen. Ausserdem waren sich zwar fast alle einig, dass die Greuel der Vergangenheit nie wieder vorkommen dürfen, aber wie das zu bewerkstelligen sei, darin gab es wenig Übereinstimmung. Utopische Ideale – oder einfach politische Änderungen in bescheidenerem Ausmass – treten in vielen verschiedenen Gewändern auf.

Wir wissen, welche Art Revolution die sowjetischen und chinesi-

schen Kommunisten im Sinn hatten. Klar ist auch, worauf die Nationalisten in den europäischen Kolonien Asiens hofften. Die Ziele der kommunistischen Parteien in Westeuropa, die Stalin aus eigenen geopolitischen Gründen in Schach hielt, waren komplizierter; fest steht aber, dass sie – ungeachtet aller Tapferkeit der französischen und italienischen Partisanen – nirgendwo Aussicht auf eine nennenswerte Mitsprache hatten. Dennoch vollzog sich auch in Westeuropa eine bemerkenswerte Änderung, und zwar auf Betreiben der Sozialdemokraten, die schon lang vor Kriegsende Pläne für den Frieden geschmiedet hatten. Die radikalste Änderung nahmen nicht die ehemals besetzten Länder vor, sondern ausgerechnet der konservative Inselstaat, jene Festung der Tradition, deren heroischer Trotz die Hoffnungen Europas auch in den trostlosesten Tagen des Krieges, als die Nazis unbesiegbar schienen, am Leben gehalten hatte: Grossbritannien.

*

Meine britische Grossmutter, die eine für eine Einwanderertochter typische patriotische Leidenschaft an den Tag legte, war wirklich ausser sich, als ihre Landsleute im Juli 1945 die Stirn hatten, Winston Churchills Konservative abzuwählen: Damit war Winston draussen und Clement «Little Clemmie» Attlee, Chef der Labour-Partei, drinnen: mit einem Erdrutschsieg. In einem Brief an meinen Grossvater, der noch in Indien war und auf seine Entlassung aus dem Militärdienst wartete, beschwerte sie sich über die «schwarze Undankbarkeit» der Briten gegenüber «diesem grossen Mann, dem wir alles verdanken». Mein Grossvater, der ebenfalls aus einer jüdischen Einwandererfamilie stammte, war weniger ungestüm; aber er war schliesslich Soldat und hatte in der Armee ganz andere Sichtweisen kennengelernt.

Selbst die Wahlsieger waren vom schieren Ausmass ihres Triumphs derart überrascht, dass sie erst einmal sprachlos waren. Gewerkschaftsdelegierte, die in zugigen Hotels in Nordengland zusammengekommen waren, starteten stumm auf die riesigen Leinwände, auf denen die Zahlen höher und höher kletterten. Das Endergebnis: 393 Sitze für Labour, 213 für die Tories. Ein Bericht im *Manchester Guardian*: «Aus dem Donnergrol-

len von links wurden gleissende Blitze, als das Endergebnis bekannt war: Sieg für Labour. Die einzige Zeitlupe heute war die Fassungslosigkeit, mit der die Menschen es anfangs aufnahmen ... Mr. Attlee blieb während der ganzen Zeit ruhig und besonnen. Er wirkte ein wenig müde.»²

Ein wahrhaft radikales Programm kam in bescheidenem Gewand daher. Die unverhohlene Äusserung eines gewissen Triumphalismus war erst ein Jahr später zu vernehmen, als Hartley Shawcross, einer der Hauptankläger in Nürnberg und eine weitaus charismatischere Erscheinung als sein Parteivorsitzender, vor dem Parlament sagte: «Jetzt haben wir das Sagen, und das wird auch noch eine ganze Weile so bleiben.»³ Dass dieses kurze Frohlocken ihm für den Rest seines Lebens angekreidet wurde, zeigt, wie sehr die neue Garde darauf bedacht war, nicht allzu stolz zu erscheinen.

Nach der Wahl zitierte der *Guardian* einen Kommentar aus den USA: «Seltsam, dass England sozialistisch wird, während Amerika seine New Dealers abschafft und zur Mitte zurückkehrt.»⁴

Es gab noch weitere interessante Reaktionen aus dem Ausland. Die Juden in Palästina freuten sich, weil Labour in dem Ruf stand, weitaus zionistenfreundlicher zu sein als die Tories. Die griechischen Royalisten waren erschüttert, aber die kampfbereite Linke jubilierte, weil sie ihrerseits – wenn auch vergeblich – auf eine Schicksalswende hoffte. Die sowjetischen Nachrichten erwähnten den Labour-Sieg kommentarlos. General Francos faschistische Regierung in Spanien rechnete mit einem Bruch in den diplomatischen Beziehungen. Und in Indien bemerkte der ehemalige Chief Minister von Bengalen, Sir Khwaja Nazimuddin: «Offenbar hat die britische Wählerschaft die eine Person, die sie vor der Vernichtung gerettet hat, über die Reling gestossen, und dies, noch ehe der Krieg vorbei ist.»⁵

Vielleicht stimmt ja, was ein französischer Politiker damals sagte: dass Undank das Kennzeichen eines starken Volkes ist. Churchill wurde nach wie vor verehrt. Viele Wähler hätten sich eine Labour-Regierung mit Churchill als Premierminister gewünscht – ein unmögliches Ideal. Aber wie der politische Korrespondent des *Guardian* sagte: «Das Land kommt lieber ohne Mr. Churchill aus, als mit ihm die Tories in Kauf nehmen zu müssen.» Die Tory-Partei «wird nicht nur wegen ihrer Vergangenheit verurteilt: Sie wird abgelehnt, weil sie für die Gegenwart keine

Botschaft hat. Wie der Kontinent will auch Grossbritannien ganz offensichtlich eine neue Ordnung.»

Churchill selbst war von alledem leicht verwirrt, nahm aber seine Niederlage halbwegs mit Humor. Seine Frau Clementine, die vielleicht hoffte, ihren Mann jetzt öfter zu Gesicht zu bekommen, meinte dazu, es sei letzten Endes vielleicht doch ein Segen, worauf Churchill antwortete: «Ob ich dieses letzte Ende noch erlebe ...» Er hätte die Allparteienregierung der Kriegsjahre gern fortgesetzt, zumindest bis zur Niederlage Japans. Nachdem er aber nie ein Freund von Parteipolitik war (er wechselte zweimal die Partei), fühlte er sich als Chef einer nationalen Koalition wahrscheinlich wohler als an der Spitze einer Einparteienregierung. Aber nach Harold Nicolson, dem Diplomaten und Schriftsteller, der bei der Wahl seinen Sitz im Unterhaus verloren hatte, beklagte sich Churchill nicht, sondern zeigte eine «ruhige, stoische Resignation – gepaart mit einer gewissen Erheiterung, dass ihm das Schicksal einen so dramatischen Streich gespielt hatte, sowie einer leichten Bewunderung für die bewiesene Unabhängigkeit der Wählerschaft».⁶

Manche konservativen Kollegen Churchills hatten mehr Verständnis für ihre Gegner als meine Grossmutter. Harold Macmillan, der offensichtlich ein Gespür für die Stimmung in der britischen Armee hatte, schrieb in seinen Erinnerungen, angesichts des ungeheuer schwierigen Wiederaufbaus der Nation «kann es gut sein, dass das britische Volk aus einem gesunden Instinkt heraus einer linken Regierung diese Aufgabe mehr zutraute».⁷ Er fügte jedoch hinzu, während der Kriegsjahre hätten viele die Überzeugung gewonnen, dass «unmittelbar nach dem Ende des Kampfs wie von selbst eine Art Utopie einträte». Der sozialistische Staat unter britischer Führung werde, so Macmillan, «beispiellosen Wohlstand in einer Welt universalen Friedens bringen».⁸ Ein derart naiver Idealismus mag in der Luft gelegen haben. Aber die Vorstellung, dass Churchills Britannien Vergangenheit und jetzt die Zeit für eine gerechtere Gesellschaft gekommen sei, liess sich nicht einfach als Phantasterei abtun. Was Macmillan vielleicht verdrängte, war der Groll jener, die den grössten Teil der Schwerarbeit geleistet hatten, gegenüber den Angehörigen seiner, Macmillans, Schicht.

Harold Nicolson hingegen nahm diesen Groll durchaus zur Kenntnis. Im unverkennbaren Ton einer anderen Art von schichtspezifischem Griesgram vermerkte Nicolson in seinem Tagebuch am 27. Mai, die Menschen hätten «das unbestimmte und etwas verworrene Gefühl, dass die ganzen Opfer, die ihnen abverlangt wurden ... allesamt ‚deren‘ Schuld seien ... Ein total unlogischer Gedankengang macht sie glauben, ‚sie‘ seien die oberen Schichten, oder die Konservativen. Klassenbewusstsein und soziale Missgunst sind sehr stark.»⁹

War es wirklich so unlogisch zu glauben, dass es nicht mehr so werden konnte, wie es war? War es unvernünftig zu erwarten, dass der «normale» Zustand der Unterwürfigkeit der unteren Schichten, deren fragloses Einverständnis mit den Privilegien der anderen und der eigenen Rechtlosigkeit, der Tatsache, dass man qua Geburt von anständiger Bildung, soliden Wohnverhältnissen, angemessener medizinischer Versorgung ausgeschlossen ist, auf keinen Fall wiederherstellbar sei? Es wurde nach dem Krieg viel geschrieben über die Solidarität von Menschen, die zu einer Zeit nationaler Gefahr eng miteinander verbunden waren, über die britische Bulldoggenzähigkeit, die Zivilcourage und Tapferkeit der Briten, als alle gemeinsam anpackten – «*London can take it!*» hiess die Parole. Aber genau diese Erfahrung, dass alle im selben Boot sitzen, weckte ein ganz neues Anspruchsdenken: das Gefühl, dass man ebenfalls Rechte hatte und die alte Ungleichheit nicht länger hinnehmbar war. Dies war die britische Spielart von Nie-Wieder.

Der amerikanische Kritiker Edmund Wilson besuchte eine Versammlung der Labour-Partei in einer Industriestadt voller enger kohlenstaubgeschwärzter Reihenhäuser. An einem grauen Nachmittag hörte er Harold Laski, den Parteivorsitzenden und marxistischen Politikwissenschaftler; er sprach zu einem grimmig aufmerksamen Publikum in abgelegten Armeejacken und schlechtsitzenden «Demob»-Anzügen, die man bei der Entlassung aus dem Kriegsdienst bekam. Winston Churchill, sagte Laski, sei «für das traditionelle Britannien, mit einigen praktischen Bau-massnahmen». Aber im «traditionellen Britannien», fuhr er fort, habe lediglich ein Prozent der Bevölkerung fünfzig Prozent des Reichtums besessen, und wiederum nur ein Prozent der Offiziere seien Angehörige der Arbeiterklasse.

Während Laski also von den Segnungen einer sozialistischen Regierung sprach, fiel Wilson eine ältere Frau auf (womöglich älter aussehend, als sie war), die den Redner mit einer hungrigen Angespanntheit anstarrte, und er musste an andere bleiche, ausgemergelte Europäer denken, die ganz anders waren als die Armen in Friedenszeiten, fast eine eigene «Rasse mit heisshungrigen Augen, wie Tiere», die nur «mit einem Verlangen sehen, das stark und unbezwinglich ist». Und dort, «aufrecht vor dieser Frau und ihren stummen Gefährten», stand Laski, «dünn, bebrillt, mit hoher Stirn, machte ihnen Versprechungen, die vielleicht nicht alle in Erfüllung gehen können», und «redete bis zu einem gewissen Grad reinen Politjargon». Und dennoch schlug er «mit einer Spannung, die magnetisierend wirkte und ihn dieser graugesichtigen, hühneräugigen, halsreckenden Frau zuwandte»,¹⁰ seine Zuhörer in Bann.

In Griechenland bekam Wilson Kontakt zu britischen Truppen und stellte zu seiner nicht geringen Überraschung bei den einfachen Soldaten eine eigenartige Erbitterung fest, die nicht nur ihren Offizieren, sondern Churchill persönlich galt. Einer «äusserte sich mit starken Worten zu Churchills Zigarren». Wenn britische Soldaten mit amerikanischen Kollegen zusammentrafen, konnten sie nicht umhin, die sehr viel bessere Behandlung der GIs durch ihre Vorgesetzten zu bemerken. Ausgerechnet in Delphi entdeckte Wilson «bezüglich der Meinung zu Churchill und seiner Regierung eine fast perfekte Zweiteilung je nach sozialer Klasse: hier die englischen Offiziere, dort die englischen Soldaten». Er «fand keinen einzigen Soldaten, der nicht für Labour gestimmt hatte, aber nur einen Offizier, der Labour-Wähler war».¹¹

Widerlegen lässt sich diese Beobachtung nicht; dennoch kann es sein, dass hier auch eine gewisse Projektion eine Rolle spielte: Edmund Wilson war durchaus nicht unempfänglich dafür, wie Engländer auf subtile, aber auch sehr grobe Art und Weise einen höheren gesellschaftlichen Status ausdrücken, ob im Umgang mit Amerikanern oder mit gesellschaftlich tiefer stehenden Landsleuten. Fest steht, dass sich die unterschiedlichen Ebenen der britischen Gesellschaft nicht allein klassenkämpferisch erklären lassen. Wilson aber lernte nur einen Teil der Geschichte kennen. Noel Annan, der 1945 Verbindungsoffizier im militärischen Nachrichten-

dienst war und später, neben anderen renommierten Ämtern, den Posten des Provost am King's College in Cambridge innehatte, war in fast jeder Hinsicht – nur vielleicht abgesehen von seinen ausgeprägten intellektuellen Interessen – ein typischer Vertreter der englischen *haute bourgeoisie*. 1945 wählte er Labour, wie nicht so wenige andere junge Offiziere; später berichtete er in seinen Memoiren darüber. Es war nicht so, dass er Churchill nicht bewundert hätte; er «zweifelte» lediglich, ob er, Churchill, «begriff, was das Land nach dem Krieg brauchte».¹²

Ein anderer Grund, weshalb der Krieg jenseits allen Klassenbewusstseins die gesellschaftliche und politische Einstellung veränderte, war die wachsende Bildung. Die britische Kriegsregierung hatte geistig und materiell sehr viel in Kultur und Bildung investiert. Der Council for the Encouragement of Music and the Arts («Rat für die Ermutigung der Musik und Künste», CEMA) veranstaltete Klassikkonzerte und Theateraufführungen in Fabriken, Gemeindehallen, Luftschutzbunkern. Zur geistigen Erhebung der Truppen im Ausland wurden Debattier- und Bildungsprogramme veranstaltet. In Kairo, wo viele britische Soldaten stationiert waren, wurde 1943 ein Scheinparlament eingerichtet, in dem über Politik diskutiert wurde – «als hätten wir schon den lang ersehnten Frieden», sagte ein Soldat der Luftwaffe dazu.¹³

Manche Konservative fanden diese Entwicklung äusserst verstörend. Der Parlamentsabgeordnete für Penryn und Falmouth schrieb an Churchills Parlamentssekretär: «Ich bin zunehmend argwöhnisch gegen die Art, wie dieses ganze Spektakel mit Vorträgen und Bildungsveranstaltungen für die Streitkräfte gehandhabt wird ... Tun Sie was dagegen, Mike zuliebe, wenn Sie nicht wollen, dass die Leute als rosarote Memmen zurückkommen.»¹⁴

Cyril Connolly, ein alter Eton-Ästhet mit frankophilen Neigungen, gründete 1940 sein literarisches Journal *Horizon*, um die Flamme von Kunst und Kultur am Brennen zu halten, auch wenn, wie er sagte, in Europa die Lichter ausgehen. Land- und Seestreitkräfte konnten die Zeitschrift zu sehr günstigem Preis abonnieren. Auch Connolly fand es an der Zeit, vom hohen Ross herunterzusteigen und die Kultur ins Volk zu tragen, und *Horizon* fand den Weg in überraschend viele Khakirucksäcke.

Im Juni 1945 erklärte Connolly in einem Artikel, weshalb er Labour wählen werde: nicht weil die Labour-Politiker eher bereit seien, Kunst und Kultur zu fördern, als die Tories; häufig sei genau das Gegenteil der Fall. Sondern er wähle Labour, weil jeder Mensch das Recht auf ein zivilisiertes Leben haben solle: «Um aus England ein glückliches Land zu machen, muss eine Niveauanhebung stattfinden, wie sie allein der Sozialismus zustande bringt.»¹⁵

Einer der sonderbarsten Filme, die in Grossbritannien während des Krieges oder überhaupt je gedreht wurden, war *A Canterbury Tale*, unter der Regie von Michael Powell und Emeric Pressburger, der eine ein konservatives englisches Genie, der andere ein anglophiler ungarischer Jude. Zu seltsam, um bei seinem Kinostart 1944 gut aufgenommen zu werden, sagt uns *A Canterbury Tale* andererseits viel über die Sehnsüchte jener Zeit, die ebenso sehr geistig wie politisch waren. Einen englischen Soldaten und einen amerikanischen GI und eine junge Engländerin verschlägt ein Zufall zur gleichen Zeit ins ländliche Kent. Die Frau, eine Verkäuferin aus London, wird eines Abends von einem geheimnisvollen Fremden belästigt, der als der «Klebstoffmann» berüchtigt ist, weil er die missliche Angewohnheit hat, Frauen heimlich Klebstoff ins Haar zu schmieren. Die drei brauchen nicht lang, um den Klebstoffmann zu identifizieren; es ist ein hochgebildeter Gutsbesitzer und Dorfrichter, der, wie sich bald zeigt, mit seinem Tun junge Frauen davon abhalten will, ihre Zeit mit Soldaten zu verplempern, statt sich in die Herrlichkeiten der englischen Geschichte und des englischen Landlebens zu vertiefen. Alle vier Charaktere landen schliesslich als neuzeitliche Pilger in Canterbury und empfangen dort eine Art Himmels Geschenk, die Erfüllung eines Herzenswunsches.

Der Klebstoffmann erscheint zunächst als perverser Irrer. In Wahrheit ist er zwar gewiss exzentrisch, aber auch ein Idealist, fast ein Heiliger, der auf seine verschrobene Weise zum Ausdruck zu bringen versucht, weshalb es sich lohnt, für England zu kämpfen. Der Film zeigt eine Vorstellung von England, besonders dem ländlichen England, die ungemein patriotisch und romantisch ist, eine Tory-Version von Blut- und-Boden vielleicht, nur dass sie die traditionellen Klassenschranken aufhebt. Als die junge Frau dem Klebstoffmann erzählt, sie sei vom Vater ihres Verlobten nie akzeptiert worden, weil er in ihr eben nur das Ladenmädchen

mit einem Drang zum Höheren sehe, antwortet er, solche Kategorien hätten doch keine Bedeutung mehr im «neuen England», das im Film eine metaphysische Landschaft ist, eine Quelle der Spiritualität. Das wäre ja wie ein Erdbeben, sagt die junge Frau. Es *ist* ein Erdbeben, antwortet der Klebstoffmann, und wir sind mitten darin. Für ihn ist dieses Erdbeben mehr als nur gesellschaftlich oder politisch; es ist eine religiöse Offenbarung in den grünen Feldern Englands.

Von Powells und Pressburgers Tory-Romantik müsste der Sozialismus des Clement Attlee himmelfern scheinen. Attlee, ein stiller, pfeife-rauchender Anwaltssohn, hatte so gar nichts vom Romantiker, und doch war seine Politik von diesem *Canterbury Tale* gar nicht so weit entfernt. Der britische Sozialismus hatte starke christliche Wegbereiter, die in der viktorianischen Besserungstradition standen und von der kunsthandwerklich-ästhetischen Seite her an die Idee vom ursprünglichen ländlichen England anknüpften. «Jerusalem», William Blakes Hymne an «Englands grünes, schönes Land» «inmitten düstern Teufelswerk», ist ein Ausdruck patriotischer Religiosität: Christus, der England in ein Himmlisches Jerusalem verwandelt. Blake war Dissenter. Seine Hymne wurde oft auf Protestmärschen der Arbeiter gegen ihre Ausbeuter gesungen; und das sozialistische Britannien wurde bisweilen mit dem Neuen Jerusalem gleichgesetzt. Der Geist des Powell-Pressburger-Films, der auf den sonnenge-sprenkelten Feldern von Kent spielt und in der Kathedrale von Canterbury endet, ist Blakes Vision verblüffend ähnlich.

In den Monaten vor der Wahl im Juli breiteten Churchill und Attlee ihre sehr unterschiedlichen patriotischen Visionen von England aus. Churchill versuchte es mit dem Erstschatz, indem er die Labour-Partei bezichtigte, sie sei ausländischen Ideen hörig, die «der britischen Auffassung von Freiheit zuwider» seien. Diese «kontinentale Vorstellung von menschlichem Zusammenleben, Sozialismus genannt, in ihrer gewaltsameren Form auch Kommunismus», werde zwangsläufig in einem Polizeistaat enden; eine sozialistische Regierung müsse «auf irgendeine Form von Gestapo zurückgreifen»: «hier, im alten England, in Grossbritannien, auf dieser ruhmreichen Insel... in der Wiege und Festung freier Demokratie» vollkommen undenkbar. Denn die Briten, sagte Churchill im aufrüt-

telnden Ton seiner mitreissendsten Kriegsreden, «lassen sich nicht gern reglementieren und herumkommandieren ...».¹⁶

Wenn die Nation in ihrer Existenz bedroht sei, habe Reglementierung durchaus ihre Berechtigung, fuhr Churchill fort: «Wenn es um die Rettung unseres Landes geht, lassen wir uns alle gern Befehle erteilen.» Aber wenn der Krieg überstanden sei, sprengten die stolzen Britannier die selbstauferlegten Fesseln, würfen die Lasten ab und kämen wieder hervor «aus den düsteren Höhlen des Kriegs und marschieren hinaus auf die windwogenden Felder, wo die Sonne scheint und alles froh in ihren warmen, goldenen Strahlen dahingeht».

Dies war Churchills liberale Vorstellung vom grünen, schönen Land. Der Schuss ging aber nach hinten los. Jetzt, mit dem Frieden schon in Griffweite, hatte Churchill auf einmal keine Antennen mehr für die Stimmungen im Volk. Bei den britischen Soldaten im Ausland herrsche «erhebliche Verwirrung», schrieb der *Guardian*: «Die Verwandlung Mr. Churchills, des nationalen Helden, in den Churchill der ‚Labour-Partei-Gestapo‘-Rede hat die Menschen im ganzen Land in Bestürzung versetzt.»¹⁷

In Reaktion darauf bezichtigte auch Attlee seinen Gegner: Er beziehe seine Ideen offensichtlich aus zweifelhaften ausländischen Quellen, in Churchills Fall von einem Wiener Ökonomen namens Friedrich Hayek. (Der war in den dreissiger Jahren ausgewandert; für den Totalitarismus auf dem Kontinent machte er die Torheiten der zentralen Planwirtschaft verantwortlich.) Churchill habe Hayeks aufschlussreiches Werk *Der Weg zur Knechtschaft* gelesen, und der Niederschlag davon sei deutlich zu erkennen: «Ich werde nicht meine Zeit mit diesem theoretischen Gerede vergeuden», sagte Attlee in seiner Rundfunkansprache, «das nichts anderes ist als die wiederaufgewärmten akademischen Erkenntnisse eines österreichischen Professors ...»

Wo Churchill den schnellsten Weg zu jenen sonnigen englischen Feldern in der Abschaffung der kriegsbedingten Planwirtschaft sah, hielt Attlee im Gegenteil eine Ausweitung der zu Kriegszeiten eingeführten Kontrollen für notwendig, um das Neue Jerusalem zu errichten. Das Gemeinwohl dürfe keinen Privatpersonen überlassen werden, die selbstverständlich die Mehrung des eigenen Gewinns im Sinn hätten. Vielmehr sei «der Krieg durch die Anstrengungen unseres ganzen Volkes gewonnen

worden, das, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Nation an die Spitze, Privat- und Partikularinteressen aber weit hintangestellt hat ... Warum sollten wir annehmen, dass wir in Friedenszeiten unsere Ziele – Nahrung, Kleidung, Obdach, Bildung, Freizeit, soziale Sicherheit und Vollbeschäftigung für alle – erreichen, indem wir Privatinteressen den Vorzug geben?»¹⁸

Wie so viele seiner Zeitgenossen in Europa glaubte auch Attlee an staatliche Planung. Es war aber mehr als ein opportunistisches Ausnutzen von Umständen, die der Krieg erfordert hatte. Schon seit vielen Jahrzehnten herrschte bei den Rechten wie bei den Linken ein erhebliches Misstrauen gegenüber der liberalen Wirtschaft: Ihr gab man die Schuld an den Blasen und Pleiten und hohen Arbeitslosenzahlen, die in den dreissiger Jahren zu derart gewaltigen politischen Turbulenzen geführt hatten. Hjalmar Schacht, Hitlers erster Wirtschaftsminister, war ebenfalls ein Planer und glaubte nicht weniger als Attlee an die staatlich gelenkte Wirtschaft. Genauso die japanischen «Reformbürokraten», die eher einen nationalen Sozialismus als eine Sozialdemokratie praktizierten: Sie kooperierten mit der Kaiserlichen Armee, um den Kapitalismus westlichen Stils zu eliminieren. Die Überzeugung, die perfekte Gesellschaft sei planbar, war eine der grossen Utopien des 20. Jahrhunderts.

Bereits in den ersten Kriegsjahren waren Pläne für eine Umgestaltung Britanniens geschmiedet worden. Der Beveridge-Bericht über «Sozialversicherung und damit verbundene Dienste», der die Einrichtung eines staatlichen Gesundheitssystems und Vollbeschäftigung forderte, wurde 1942 veröffentlicht. 1943 erschien ein Artikel, der ein Modell vorschlug, wie höhere Bildung für alle zu gewährleisten sei. 1944 folgte ein Vorschlag für den Aufbau eines Sozialversicherungssystems, und 1945 erschien eine Publikation über Wohnungsbaupolitik. Aber das überwältigende Mandat des Volkes für die Umsetzung dieser Pläne kam im Juli 1945, als nicht nur Britannien, sondern der grösste Teil Europas erschöpft, faktisch bankrott und zerstört war – die ideale Landschaft für Träume vom radikalen Neuanfang.

*

In Frankreich lautete das Wort für das Neue Jerusalem *progressisme*. Linke Ideale, patriotismusgesättigt obendrein, inspirierten die ehemaligen Widerstandskämpfer ebenso wie die britischen Sozialisten. Kommunisten, Sozialdemokraten, sogar viele Gaullisten hatten nicht einfach aus Liebe zu *La douce France* gegen Vichy und die Deutschen gekämpft. Sie hatten politische Ideale, für die viele ihr Leben gegeben hatten, und wollten sie nach dem Krieg verwirklicht sehen, vorzugsweise von den Widerständlern selbst. Der von den Linken dominierte Nationale Widerstandsrat war als eine Art Regierung-im-Wartestand gedacht.

So erinnerte sich Stéphane Hessel, der als junger jüdischer *résistant* Gestapo-Folter und Buchenwald überlebt hatte, sechsundsechzig Jahre später: «1945, als das grauenhafte Drama beendet war, setzten die im Nationalen Widerstandsrat vereinigten Kräfte eine Erneuerung ohnegleichen ins Werk.» In Formulierungen, die ein genaues Echo von Attlees Programm waren, forderte der Rat «eine rationelle Wirtschaftsverfassung, in der die Individualinteressen dem Allgemeininteresse untergeordnet sind». Eine Sozialversicherung für alle müsse geplant werden. Die Energieversorgung, Strom und Gas, der Kohlebergbau, die Grossbanken: Alles sollte verstaatlicht werden. Dies alles, schrieb Hessel, um das Gemeinwohl von der «Diktatur der Sachzwänge nach dem Vorbild faschistischer Staaten» zu befreien.¹⁹

Hessel war kein Kommunist. Er hatte sich in London de Gaulles Truppen angeschlossen und sprang im März 1944 mit dem Fallschirm über dem besetzten Frankreich ab – ein Akt ausserordentlichen Mutes, besonders für einen Juden, selbst wenn er falsche Papiere hatte. (Er wurde verraten und im Juli verhaftet.) Aber mit seinen politischen Idealen stand Hessel sicher weit links von de Gaulles Frankreichbild. Die französischen Linken sahen de Gaulle ähnlich, wie viele Briten Churchill sahen: als grossen Mann seiner Zeit, ohne Zweifel, aber eine reaktionäre Hürde vor dem Fortschritt. Für Marguerite Duras, die ebenfalls einer linken Widerstandsgruppe angehört hatte, war de Gaulle «zwangsläufig der Lobredner der Rechten». De Gaulle, schrieb sie, «möchte das Volk ausbluten, ihm seine Lebenskraft nehmen. Er möchte es schwach und gläubig sehen, er möchte, dass es gaullistisch ist wie das Bürgertum, er möchte, dass es bürgerlich ist.»²⁰

Dies schrieb sie im April 1945. Der Eindruck hielt und verstärkte sich noch, als die Kolonialkriege in Nordafrika und Indochina an Schärfe zunahmen. Aber de Gaulle, obwohl zweifellos ein Konservativer und sehr geschickt darin, einstigen Widerstandskämpfern den Weg zu politischer Macht zu versperren, wusste auch, dass mit dem *progressisme* Kompromisse geschlossen werden mussten: Unter de Gaulle wurden 1945 die Renault-Werke und fünf Grossbanken, ausserdem Kohle, Gas und der öffentliche Verkehr verstaatlicht. Und es war de Gaulle, dem Jean Monnet, Technokrat aus Cognac, der den Krieg grösstenteils in Washington, D. C., verbracht hatte, im Dezember desselben Jahres seinen Plan zur Modernisierung der französischen Wirtschaft vorstellte. Seine Idee, Industrie, Bergbau und Bankenwesen staatlicher Aufsicht zu unterstellen, war bezeichnend für das grosse Vertrauen, das man zu der Zeit in die Planung setzte: Planen bis ins letzte Detail galt als Königsweg in eine bessere Zukunft, nicht nur weil die Planung mehr Gerechtigkeit versprach, sondern weil sie die Europäer davon abhielt, sich noch einmal auf einen verheerenden Krieg einzulassen.

Und so ging es in ganz Europa. Arthur Koestler, Inbegriff des europäischen Überlebenden, jüdischer Exkommunist, der aus einem faschistischen Gefängnis in Spanien entkommen war, hatte erhebliche Bedenken: «Wenn uns eine Ära der Superstaaten unter Leitung von Managern bevorsteht, wird die Intelligenzija zu einer Sondersparte des öffentlichen Dienstes werden müssen.»²¹ Auch wenn es den Widerstandsorganisationen nicht gelang, die politische Kraft zu werden, die sie zu werden gehofft hatten, wurden doch viele ihrer linken Ideale tatsächlich umgesetzt. In den Niederlanden und Belgien kamen sozialdemokratische Regierungen an die Macht. Landreformen in Sizilien, Rumänien, in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Polen machten aus Millionen Landarbeitern Kleinbauern, häufig auf Kosten unbeliebter Minderheiten, wie etwa der Deutschen in Ostpreussen und im Sudetenland. In der sowjetischen Zone Deutschlands versuchten die Sozialdemokraten – vergeblich, wie sich zeigte – mit den Kommunisten gemeinsame Sache zu machen.

Im Grunde hatten diese Entwicklungen einen starken paneuropäischen Aspekt: das Neue Jerusalem als europäische, weniger als nationale

Idee. Major Denis Healey, der später in mehreren Labour-Regierungen bedeutende Ministerämter innehatte, landete mit der britischen Armee in Sizilien und in Anzio (in der italienischen Region Latium). Seine Erklärung für die linken Neigungen seiner Kameraden war «Kontakt mit den Widerstandsbewegungen und das Gefühl, dass eine Revolution durch Europa fegte».²² Healey war Kommunist gewesen, brach aber 1939 wegen des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes (des Hitler-Stalin-Paktes) mit der Partei. 1945 aber regte sich noch einmal sein kommunistisches Herz, und er forderte seine Genossen auf dem Labour-Parteitag auf, die sozialistischen Revolutionen in Europa zu unterstützen. Labour dürfe nicht «zu puristisch und selbstgerecht sein, wenn uns gelegentlich Meldungen zu Ohren kommen, dass unsere Genossen auf dem Kontinent in Extremismus verfallen».²³

Cyril Connolly wiederum gelangte nicht nur durch seine Liebe zur europäischen Kultur und besonders zu allem Französischen, sondern auch aufgrund seiner politischen Ansichten zu der Schlussfolgerung, dass nur ein vereintes Europa eine wirksame Barriere gegen weitere selbstmörderische Konflikte sein könne. «Jeder europäische Krieg ist ein Krieg, den Europa verliert», schrieb er im Dezember 1944 in *Horizon*, und «ein von Europa verlorener Krieg ist ein Krieg, den England verliert; und ein Krieg, den England verliert, macht die Welt ärmer». Für ihn bedeutete Nie-Wieder «eine europäische Föderation – keine nominelle Föderation, aber ein Europa ohne Passkontrollen – ein kulturelles Ganzes, in dem jeder frei ist, zu leben, wo es ihm gefällt ... Wenn Europa wirtschaftlichen Nationalismus nicht gegen internationalen Regionalismus eintauschen kann, wird es zugrunde gehen, wie die griechischen Stadtstaaten zugrunde gingen: in fruchtlosem wechselseitigen Hass und Misstrauen unter der Knute eines Angreifers.»

Dass Connolly nicht nur ein Exzentriker war, der für die europäische Idee schwärmte, beweist die Tatsache, dass viele seine Ansichten teilten, auch Churchill, obwohl nie ganz klar war, ob der ehemalige Ministerpräsident Britannien wirklich als Teil des neuen europäischen Hauses sehen wollte – wahrscheinlich nicht. In einer Rede, die er ein Jahr nach Kriegsende in Zürich hielt, bekundete Churchill zwar seine Begeisterung für die «Vereinigten Staaten von Europa», doch es sollte ein vereintes Europa sein, das «Britannien und den British Commonwealth of Nations» zu sei-

nen «Freunden und Förderern» zählen könne.²⁴ Welche Rolle die Linke dabei spielen sollte, blieb äusserst umstritten. Nach Connollys Überzeugung konnte eine europäische Föderation nur das Werk einer starken Linken sein, das heisst «eines europäischen *Front populaire*, der entschlossen ist, einen dritten Weltkrieg mit allen Mitteln zu verhindern». Ähnliche Vorstellungen wurden von der Sowjetunion gefördert, vor allem in Deutschland, dessen Einheit sich nach dem Wunsch Moskaus natürlich unter kommunistischer Herrschaft vollziehen sollte. Harold Nicolson notierte in London, nach einem Mittagessen in der französischen Botschaft, in seinem Tagebuch, um die Gefahren der kommunistischen Propaganda zu bekämpfen «brauchen wir ein alternatives Ideal, und das einzig mögliche Ideal ist ein föderales Deutschland in einem föderalen Europa.»²⁵

Das andere Argument für Europa war ein patriotisches: die Idee, dass nationale Grösse sich nur in einem vereinigten Europa zurückgewinnen lasse. Besonders ausgeprägt war diese Vorstellung in Frankreich, wo ihr nicht nur die Technokraten des Vichy-Regimes anhängen, sondern auch etliche ihrer Gegner. Die Schlüsselgestalt war wiederum Jean Monnet, dessen Vereinigungsträume über Frankreichs Grenzen hinausgingen. Sein Leben, das er in seinen Erinnerungen niederschrieb, war ein andauernder Versuch, «ausserordentliche Momente», die über alle Unterschiede hinweg Einheit und Einigkeit herstellten, zu nutzen. Der Mai 1940, als die Deutschen quer durch Frankreich stürmten, war ein solcher Moment. Ein Jahr früher hatte Monnet versucht, Neville Chamberlain für eine Union von Frankreich und Grossbritannien zu interessieren. 1940 war Churchill bereit mitzumachen, aber die Idee scheiterte dann hauptsächlich am französischen Misstrauen.

Staatliche Planung war Monnets patriotischer Beitrag zum Wohl Frankreichs. Dies, sagte er zu de Gaulle, sei der einzige Weg zurück zu *französischer grandeur*. Dafür sei es unerlässlich, aus der Einigkeit aller französischen Staatsbürger Kapital zu schlagen. Der Zeitpunkt, 1945, war der ideale Moment für solche «kollektiven Anstrengungen, denn der patriotische Geist der Befreiung war noch präsent und hatte noch keinen Ausdruck in einem Grossprojekt gefunden».²⁶ Das erste grosse Projekt war die Modernisierung Frankreichs durch Verstaatlichung der Wirt-

schaft und Beschickung französischer Fabriken mit deutscher Kohle. Das nächste Projekt war ein europäisches, die Montanunion (oder Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl), gefolgt von der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, bis Monnets Traum von der ungeteilten *grandeur* eines Vereinten Europas schliesslich wahr wurde.

De Gaulle nannte diesen europäischen Träumer gern und nicht ohne Zuneigung «*VAméricain*». Monnet war einer der wenigen Franzosen, die sich in Washington und London genauso zu Hause fühlten wie in Paris. Und doch war an Monnets Besessenheit, mit der er seine Vereinigungsvorstellungen betrieb, etwas Kontinentales, etwas unbestimmt Römisch-Katholisches, etwas, was nicht ganz im Einklang mit liberaler Demokratie stand. Ein Hauch heiligen römischen Weihrauchs durchwehte seine europäischen Träume. Und sein Unbehagen angesichts der Parteipolitik, konkurrenzorientiert, wie sie war und ist, und freier, staatlicherseits unkontrollierter Marktwirtschaft deutete auf einen technokratischen Glauben hin, der seine Vorbilder bei der Rechten wie bei der Linken hatte. Anders ausgedrückt: In der technokratischen Utopie waren rechts und links keine besonders vielsagenden Kategorien. Es war mehr die Überzeugung, dass eine wohlwollend autoritäre Regierung am ehesten in der Lage sei, soziale Gerechtigkeit herzustellen. Churchill hatte nicht ganz Unrecht mit seiner Ansicht, dass dies den Briten nicht so sehr behagen könnte, wie die linken Planer des Jahres 1945 wohl gehofft hatten.

*

Die deutschen Technokraten, die für NS-Deutschland gearbeitet hatten, waren ebenfalls grosse Planer. Eine der undurchsichtigeren Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg ist die Zusammenarbeit zwischen den deutschen Planern und ihren Kollegen in den besetzten Ländern. Architekten, Städteplaner, Damm- und Autobahnbauer hatten einander gesucht und gefunden – nicht als politische Gesinnungsgenossen, sondern als verwandte Geister: als die Macher einer neuen europäischen Ordnung. Auch für sie bedeutete die Zerstörung oft den «aussergewöhnlichen Moment», es war *die* Chance.

Rotterdam war die erste Stadt Westeuropas, der die Bombenangriffe das Herz herausgerissen hatten. Die zerstörte Fläche war nicht so gewaltig wie in Warschau, das acht Monate vor Rotterdam, im September 1939, bombardiert worden war, aber das Zentrum der Stadt war praktisch dem Erdboden gleichgemacht. Fast sofort wurde der Wiederaufbau geplant: Unbehindert von demokratischen Verfahren oder privaten Interessen, machte sich ein Komitee niederländischer Städteplaner daran, den Schutt fortzuschaffen, Privatbesitz zu enteignen und die Stadt nach einem streng rationalen Plan wieder aufzubauen. Sie waren keine Nazis, ja die meisten hatten nicht die geringste Sympathie für die deutschen Besatzer; aber sie waren Pragmatiker voller Tatendrang, und die Unschlüssigkeit, das ständige Gezänk und die allgemeine Unübersichtlichkeit der liberalen Demokratie gingen ihnen schon lange auf die Nerven. Wie Jean Monnet glaubten auch sie an gemeinsames Handeln unter einer starken Führung. In diesem Sinn gab ihnen die NS-Regierung die Chance zu tun, was sie sich immer gewünscht hatten.

Für die Deutschen – wenn auch nicht unbedingt für die holländischen Technokraten, die mit ihnen zusammenarbeiteten – spielte auch die paneuropäische Dimension eine wichtige Rolle: Rotterdam sollte zu einem Knotenpunkt des geplanten Grossgermanischen Reichs werden. Im rassistischen Jargon der deutschen Besatzer: «Die Niederlande sind Teil des europäischen Lebensraums. Als Mitglied im germanischen Stamm wird das niederländische Volk dem Schicksal dieses natürlichen Bündnisses folgen.»²⁷ In der neuen Ordnung sei kein Platz mehr für die «plutokratische» liberale Marktwirtschaft der Vorkriegszeit. Alle Volkswirtschaften, auch die niederländische, sollten einer sogenannten Kontinentalwirtschaft eingegliedert werden, in der kollektive Interessen den Vorrang vor allen privaten Interessen hätten – natürlich nur, sofern davon nicht zufällig ein Privatinteresse der NS-Führung betroffen war.

Für einen Ingenieur wie Dr. J.A. Ringers, der 1940 mit dem Wiederaufbau von Rotterdam betraut war, hatte dieser ganze Germanenkult überhaupt keinen Reiz; später wurde er sogar wegen Unterstützung des holländischen Widerstands festgenommen. Er war aber überzeugt, dass geplante Städte die Zukunft seien. Und in den ersten Kriegsjahren teilten

die Deutschen nur zu gern ihre nicht geringe Sachkenntnis mit Ringers und anderen niederländischen Technokraten. Das hiess nicht, dass sie immer einverstanden waren: Die deutschen Pläne für den Wiederaufbau Rotterdams im faschistischen Monumentalstil waren durchaus nicht das, was den Niederländern vorschwebte. Ausserdem durfte die Modernisierung Rotterdams nicht auf Kosten der deutschen Hafenstädte wie Hamburg oder Bremen gehen, und daher gerieten die Wiederaufbaupläne 1943, als Ringers bereits verhaftet war, ins Stocken. Aber Ringers überlebte die zermürbende KZ-Haft. Kaum war der Krieg vorbei, wurde er zum Bauminister ernannt und mit dem Wiederaufbau der Niederlande beauftragt. Ringers war einer der Hauptarchitekten des niederländischen Neuen Jerusalems, dessen Blaupausen teils Karl Marx zu verdanken sind, teils der sozialistischen Planung der Vorkriegszeit und nicht zuletzt – mehr vielleicht, als man sich zu erinnern bereit ist – der NS-Besatzung.

*

Die grössten Planer von allen waren die Japaner. In den dreissiger und frühen vierziger Jahren war Mandschukuo, der japanische Marionettenstaat in der Mandschurei, die durchgeplanteste Kolonie der Welt, ein Traumpalast des japanischen Panasiatismus. Natürlich konnte Mandschukuo nicht offiziell Kolonie genannt werden, denn Japan präsentierte sich ja als Befreier Asiens vom westlichen Imperialismus. Und nachdem das japanische Kaiserreich auch gegen den «selbstsüchtigen» Kapitalismus der freien Marktwirtschaft westlichen Stils zu Felde zog, konnte Mandschukuo nicht einfach ein pseudounabhängiger asiatischer Staat sein, sondern war als Paradebeispiel für soziale Gerechtigkeit und Gleichheit gedacht. In Wirklichkeit war es nichts dergleichen; der Betrieb in den Bergwerken und Fabriken der Japaner hing von chinesischen Zwangsarbeitern ab, und die japanische Kwantung-Armee machte den Chinesen und Koreanern das Leben zur Hölle. Aber wie alles in dem Marionettenstaat war auch die Wirtschaft von der Militärregierung streng kontrolliert – der dabei staatlich begünstigte japanische Industrieunternehmen und Banken sachkundig assistierten.

Die Hauptstadt von Mandschukuo – Shinkyo auf Japanisch: Neue Hauptstadt – hiess 1932, als die Japaner das «Kaiserreich» errichteten, Changchun und war nicht viel mehr als ein kleiner Eisenbahnknotenpunkt. Japanische Planer, Ingenieure, Architekten und Bürokraten der Südmandschurischen Eisenbahn und der Kwantung-Armee machten sich gleich ans Werk und entwarfen die modernste, effizienteste, sauberste, ordentlichste Stadt Asiens, die im «neuasiatischen» Stil gebaut werden sollte. Die Baupläne für Shinkyo verrieten westliche Einflüsse – Haussmanns Paris, das britische Konzept der Gartenstadt, das deutsche Bauhaus hatten Pate gestanden –, aber die riesigen, modernistischen Regierungsgebäude hatten orientalisch-giebeldächer nach dem Vorbild japanischer Tempel und chinesischer Paläste.

Nach fünf Jahren emsiger Bautätigkeit unter der Ägide des Staatsrates von Mandschukuo erhob sich aus der flachen, den ganzen Winter tief verschneiten nordchinesischen Landschaft eine vollkommen neue Stadt. Wäre Albert Speer Japaner gewesen, so wäre dies sein Denkmal für totalitäre Planung: grandiose Bürokratiefestungen im neuasiatischen Stil entlang breiten, schnurgeraden Boulevards, die auf gewaltige runde Plätze zulaufen wie die Speichen eines Riesenrads.* Alles war mit mathematischer Präzision ausgearbeitet, von den schnittigen Hochgeschwindigkeitszügen, dem immer pünktlichen «Asienexpress», bis hin zu den Toiletten mit Spülung in den Staatswohnungen, eine Neuerung, von der man in den meisten japanischen Familien noch nicht einmal gehört hatte.

Das öffentliche Gesicht von Mandschukuo war chinesisch, bis hinauf zu Henry Pu Yi, dem verweichlichten «letzten Kaiser» der Qing-Dynastie. Hinter seinem Thron und hinter jedem chinesischen Höfling stand ein japanischer Drahtzieher oder «Stellvertreter». Die Japaner als Faschisten zu bezeichnen träfe die Sache nicht: Viele waren Militaristen, alle Nationalisten, und nicht wenige glaubten an das panasiatische Ideal, das

* Die Gebäude stehen noch: Wie nicht anders zu erwarten, schätzten die chinesischen Kommunisten den bombastischen Stil. Der Übergang verlief wie selbstverständlich, und so ist das einstige Gebäude der Kwantung-Armee heute das Hauptquartier der KPCh, und so weiter.

ihnen die offizielle Propaganda einhämmerte: ein neues Asien unter japanischer Führung und befreit vom westlichen Kapitalismus und Imperialismus.

Alle militärischen und staatlichen Bürokraten waren intensiv mit Planungen aller Art befasst, und kein demokratisches Verfahren oder Privatinteresse, keine Wünsche oder gar Forderungen der vorwiegend chinesischen Bürger von Mandschukuo kamen ihnen dabei in die Quere. Hinter der finsternen Streitkraft der Kwantung-Armee, der mörderischen Militärpolizei Kempeitai und einer Versammlung japanischer Gangster und Glücksritter stand ein hochkomplexer Apparat aus Beamten, Managern und Ingenieuren, die in Mandschukuo eine Art Reissbrett für eine perfekt durchgeplante Nationalökonomie sahen, und ihre Pläne gewandeten sich in den kultähnlichen Imperialismus, der sich rund um den gottgleichen japanischen Kaiser und seinen königlichen Vasallen im alten «Salzpalast» von Shinkyō entfaltete, den verträumten, glücklosen und zutiefst gedemütigten Marionettenkaiser Pu Yi.

Manche japanischen Planer waren in ihrer Hingabe an eine konservative Militärordnung eindeutig rechtsorientiert; andere waren Sozialisten, die mit den Militaristen die Abneigung gegen Kapitalismus und freie Marktwirtschaft teilten. Aber selbst die rechtsgerichteten Beamten glaubten an Fünfjahrespläne nach sowjetischer Art. Der typische «Reformbürokrat» in Mandschukuo liesse sich durchaus als rechtsradikal bezeichnen, als einer, der mit den Kommunisten mehr gemein hatte als mit Liberalen. Kishi Nobusuke war ein solcher. Ein aalglatter bürokratischer Macher mit Kaninchengebiss, sah Kishi ganz und gar nicht aus wie ein Diktator, der über eine Heerschar von Industriesklaven gebot. Dennoch war er, kaum vierzig Jahre alt, einer der mächtigsten Männer im japanischen Kaiserreich. Sein Auftrag lautete, Mandschukuo zu einem staatlich kontrollierten Kraftwerk aus Bergbau, Chemiebetrieben und Schwerindustrie zu machen.

Die Industriepolitik stand fest; sie diente nicht oder jedenfalls nicht in erster Linie dem Profit von Unternehmen und Konzernen, und ganz gewiss wollte sie nicht die japanischen Konsumenten zufriedenstellen, denen die kriegsbedingte Rationierung zunehmend die Luft abschnürte: Vielmehr sollte sie die Macht des Staates erweitern. Manche Unternehmen blühten unter dieser Behandlung auf. Nissan zum Beispiel verlegte 1937 seinen Hauptsitz nach Mandschukuo und errichtete dort in enger Zu-

sammenarbeit mit der Regierung ein neues Industrie- und Bankenkonglomerat, einen *zaibatsu*, der Fünfjahrespläne aufstellte und alles produzierte, vom Militärfahrzeug bis zum Torpedoboot. Der Mitsubishi-zaibafou stellte Kampfflugzeuge her, und Mitsui bereicherte sich und die Regierung von Mandschukuo durch Monopolisierung des Opiumhandels in China. Zwei Protagonisten in dem schmutzigen Geschäft waren Ayukawa Gisuke, Gründer des Nissan-Konzerns, und Kishi Nobusuke, der Industriebürokrat und spätere Premierminister, der seine Kontakte zur Unterwelt über Jahrzehnte hin aufrechthielt und pflegte. Aber die Interessen von Wirtschaft und Militär waren nicht immer deckungsgleich, und sogar Ayukawa missbilligte Japans Bündnis mit NS-Deutschland: Krieg mit Grossbritannien und den USA war ja nicht unbedingt gut fürs Geschäft, und die Konzerne nahmen die Einmischung seitens der Verwaltung nicht immer freundlich auf, selbst wenn sie von Steuerermässigungen und Subventionen profitierten.

Was Kishi und andere in Mandschukuo ausprobierten, wurde später in Japan umgesetzt. Von Beginn des Chinakriegs an, 1937, bis zum Ende des Pazifikkriegs stand die japanische Wirtschaft de facto unter der Kontrolle staatlicher Organe wie der Planungsbehörde des Kabinetts, des Finanzministeriums, des Handels- und Industrieministeriums. Die Männer, die jetzt die Kriegswirtschaft führten, wurden aus demselben Netzwerk von Reformbürokraten, Strategieplanern und antiliberalen Ideologen rechter und linker Gesinnung angeworben, das mit eiskalter Tüchtigkeit Mandschukuo industrialisiert hatte. Der Handels- und Industrieminister war kein anderer als Kishi Nobusuke persönlich. 1943 wurde seine Behörde in Munitionsministerium umbenannt, was mehr über die wahre Natur der japanischen Kriegswirtschaft aussagte. Kishi, offiziell Vizemunitionsminister, bestimmte die Kriegswirtschaft noch ein weiteres Jahr, bis am 26. August, nur wenige Tage nach Japans Niederlage, das Munitionsministerium auf kaiserlichen Befehl hin verschwand und wieder zum Handels- und Industrieministerium wurde.

Dass die Amerikaner den Japanern solche Zaubertricks durchgehen liessen, ist eines der ungelüfteten Geheimnisse der US-Besatzung: Schliesslich sollte das Nie-Wieder auch für Japan gelten, sollte auch hier das Jahr 1945 die Stunde null sein, der ideale Moment, um auf den Ruinen

eine neue Gesellschaft zu errichten. Natürlich musste es Säuberungen geben. Kishi Nobusuke wurde als Kriegsverbrecher der Klasse A festgenommen, ebenso Ayukawa Gisuke. Aber die Institutionen, die sie gegründet hatten, blieben weitgehend unangetastet, auch dann noch, als die sowjetische Rote Armee systematisch die Industrieanlagen von Mandschukuo demontierte und mitnahm.

Die Frage, wie der Wiederaufbau Japans vonstattengehen sollte, gab Anlass zu viel Streit. Eine starke Fraktion in Washington war der Meinung, Japan solle überhaupt keine Schwerindustrie mehr bekommen, sondern sich auf Produkte spezialisieren, die einer pittoresken orientalischen Nation eher entsprächen: Spielsachen, Keramikfiguren, Seide, Papierwaren, Porzellangeschirr und dergleichen. Cocktailservietten für den Export in die USA lautete ein hilfreicher Vorschlag.²⁸ Die Japaner hatten andere Vorstellungen. Unmittelbar vor Eintreffen der US-Truppen schrieb der Chef des Mitsubishi-zabatau einem seiner leitenden Mitarbeiter einen Brief, in dem die Rede von einem «grossen Hundertjahresplan» war.²⁹ Die Formulierung, den chinesischen Klassikern entliehen, war zwar nicht wörtlich zu verstehen, doch war das Planen noch immer ein grosses Anliegen der Japaner. Ein Jahr später erklärte ein vom japanischen Aussenminister erstellter Bericht, die Zeit des *laissez-faire* sei jetzt vorbei, die Welt sei «endlich in eine Ära des Staatskapitalismus oder des kontrollierten, organisierten Kapitalismus» eingetreten.³⁰

Ähnlich dachten auch manche einflussreiche amerikanische New-Deal-Anhänger, die General MacArthur bei der Umgestaltung Japans zu einer friedlichen Demokratie unterstützen sollten. Erste Entwürfe ihrer Pläne hätten von Leninisten stammen können. Nach Ansicht von Owen Lattimore, einem linken britischen Sinologen an der Johns Hopkins University, der eine Zeitlang viel zu sagen hatte, seien die Asiaten mehr «am konkreten demokratischen Vorgehen [interessiert], wie man es jenseits der russischen Grenze in der Praxis beobachten kann», als an den Theorien westlicher Provenienz, die «mit skrupellosem Imperialismus einhergehen». Die einzig wahre Demokratie in China, behauptete er, sei «in kommunistischen Gegenden» zu finden.³¹ Andere «Chinaprofis» im Aussenministerium sahen sich genau an, was Nosaka Sanzō – Vorsitzender der Kommunistischen Partei, der den Krieg in China verbracht und dort

japanische Kriegsgefangene indoktriniert hatte – für das Nachkriegsjapan im Sinn hatte: So sollten Arbeiterkomitees und Delegierte der Fabriken die «faschistischen» Bürokraten ablösen und die Nahrungsverteilung und andere lebensnotwendige Dienste besorgen. Diese bemerkenswerte Idee blieb dann zwar auf der Strecke, doch mit den Landreformen und unabhängigen Gewerkschaften machten die New-Deal-Administratoren Ernst, und auch sie waren überzeugt, dass die Besatzungsbehörden eine «weitgehende Neuverteilung von Eigentum, Management und Kontrolle des Wirtschaftssystems begünstigen» sollten.³²

Der New Deal für Japan ähnelte Attlees Plänen für Grossbritannien. Natürlich waren weder die New-Deal-Politiker noch Attlee Kommunisten, sondern, wie die meisten Sozialdemokraten, sogar dezidierte Gegner des Kommunismus und machten sich ernsthafte Sorgen, dass die Japaner, von wirtschaftlicher Not getrieben, der Versuchung durch den Kommunismus erliegen könnten. Folglich musste Japan wieder autark werden, und dazu galt es, die Industrie so rasch wie möglich und ohne Rücksicht auf militärische Interessen oder die Gier der grossen Konzerne wieder aufzubauen: Das ging am besten, wenn man die Wirtschaftspolitik den Japanern mit der grössten Erfahrung anvertraute: den Verwaltungsbeamten, die etwas von Zukunftsplanung verstanden, die das Gemeinwohl über Partikularinteressen stellten und deren Ideale patriotisch und egalitär waren – mit anderen Worten, den von den Säuberungen kaum tangierten Bürokraten im Finanzministerium und im Handels- und Industrieministerium.

1948 kam Kishi Nobusuke aus dem Sugamo-Gefängnis frei, ohne dass sein Fall je verhandelt wurde. Während der Haft hatte er mit alten Freunden von der politischen Rechten und vom organisierten Verbrechen, von denen manche sogar seine Zelle teilten, stets Verbindung gehalten. 1949 wurde das Ministerium für Handel und Industrie aufgelöst und durch das Ministerium für Internationalen Handel und Industrie (MITI) ersetzt, die stärkste staatliche Kraft hinter dem japanischen Wirtschaftswunder der sechziger und siebziger Jahre. Und 1957 war Kishi Premierminister.

*

Als die Koreaner am 15. August 1945 im Rundfunk hörten, dass sich Japan ergeben hatte, warfen viele als erstes die von den Japanern vorgeschriebene Einheitstracht fort, die unansehnlichen Bauernhosen für Frauen und wollenen Khakireithosen für Männer. In den traditionellen koreanischen Gewändern strömten Tausende auf die Strassen, schwenkten koreanische Fahnen, sangen patriotische Lieder und riefen: «Immerwährende koreanische Unabhängigkeit!» Die Strassen von Seoul waren aufgerissen, es gab keinen Strom, nicht genug zu essen, aber die Menschen weinten vor Glück. Zum ersten Mal seit vielen Jahren konnten sie sich wieder offen wie Koreaner verhalten und mussten keine Strafe fürchten, weil sie einem Bild des japanischen Kaisers die geschuldete Verbeugung verweigert oder sich keinen japanischen Namen gegeben hatten.

Anfangs kam es zu einigen Missverständnissen. Man erwartete die Ankunft der Sowjets und schickte den russischen Befreier Empfangskomitees zum Bahnhof von Seoul entgegen. Auch in anderen südkoreanischen Städten, in Taegu, Kwangju und Pusan, warteten Begrüssungsdelegationen am Bahnhof, schwenkten sowjetische und koreanische Flaggen und bekundeten mit Transparenten ihren Dank für die Wiederherstellung der koreanischen Unabhängigkeit. Aber es kamen keine Russen.

Andere liefen zu den japanischen Shinto-Schreinen, den Hauptsymbolen kolonialer Unterdrückung, versuchten sie mit Hämmern, ja mit blossen Händen zu zerstören und zündeten sie schliesslich an. Taghell brannten die verhassten Schreine in der Nacht, erst im Norden, in Pjöngjang, dann in ganz Korea, und die Japaner, denen ihre Schreine heilig waren, sahen es mit Grauen.

Die Japaner selbst aber blieben im Grossen und Ganzen unbehelligt, ausser im Norden, wo Frauen und Mädchen jeglichen Alters Kriegsbeute der Sowjetsoldaten wurden. Am Morgen des 16. August gründete Yo Unhyong, ein koreanischer Widerstandsheld und frommer Christ mit linker Gesinnung und einer Vorliebe für schicke englische Tweedanzüge, zusammen mit anderen Patrioten, darunter eben erst aus japanischer Haft entlassenen Kommunisten, das Komitee zur Vorbereitung der koreanischen Unabhängigkeit. Seine Rede vor Tausenden Menschen, die sich auf

dem Sportplatz einer Schule versammelt hatten, war aus zwei Gründen bemerkenswert. Der eine war Grossmut: «Lasst uns jetzt, da sich das japanische Volk zum Aufbruch anschickt, das Vergangene vergangen sein lassen und im Guten voneinander scheiden.» Und der andere Grund war der starke Utopismus, der darin anklang: «Lasst uns vergessen, was wir gelitten haben. Wir müssen dieses unser Land als ideale Gesellschaft aufbauen, als rationales Paradies. Lasst uns individuelles Heldentum hintanstellen und gemeinsam in unauflöslicher Einigkeit voranschreiten.»³³

Die Menge sang die koreanische Hymne, mit der sie ihre unsterbliche Liebe zur Nation bekundete, damals noch zur Melodie von «Auld Lang Syne», was manchen scheidenden Besatzern offenbar das Gefühl gab, die Koreaner bereiteten ihren japanischen Herren einen liebevollen Abschied.

Nördlich von Seoul, oberhalb des 38. Breitengrads, der berühmt werden sollte, bereitete etwa eine Woche vor Ankunft der Sowjettruppen in Pjöngjang ein gleichermassen verehrungswürdiger, linksgerichteter und christlicher Patriot, Cho Man-sik, der wegen seiner sanftmütigen Art und seiner Vorliebe für die traditionelle Tracht der «koreanische Gandhi» genannt wurde, seinerseits die koreanische Unabhängigkeit vor. Wie Yo im Süden hatte auch Cho zahlreiche entlassene Kommunisten in seinem Gefolge, sie hatten aber noch nicht die Oberhand. Im Norden wie im Süden lösten sehr bald koreanische Volkskomitees die japanische Verwaltung ab. Die meisten ihrer Mitglieder waren entweder Kommunisten oder gemässigte Linke, häufig Christen, immer Nationalisten.

Wie in Europa, ob Ost oder West, hatten Linke, Kommunisten eingeschlossen, auch in Korea die besten patriotischen Referenzen. Während die konservativen Eliten in Regierung, Wirtschaft und höherem Bildungswesen in der Regel mit den Japanern zusammengearbeitet hatten, manchmal widerstrebend, manchmal eifrig, im Namen der Modernisierung und des Fortschritts oder auch aus Eigennutz, war der Widerstand seit der Annektierung durch das japanische Kaiserreich im Jahr 1910 stark linksgerichtet. Aufstände gegen die eigenen und die japanischen Eliten hatten oft einen messianischen Einschlag, eine Mischung aus koreanischem Schamanismus und christlichen Einflüssen. Der marxistisch gefärbte Wider-

stand gegen die japanische Herrschaft war in vielerlei Hinsicht eine moderne Inkarnation der alten Bauernaufstände gegen die Klasse der Besitzenden.

Einigkeit aber war, Yo Un-hyongs schönen Worten zum Trotz, eine prekäre Angelegenheit – und in der Geschichte Koreas schon immer eine Seltenheit. Das Land war zerrissen von explosiven politischen Rivalitäten und regionalen Differenzen, vor allem zwischen Norden und Süden. Das Jahr 1945 war da keine Ausnahme. Cho Man-sik und Yo Un-hyong hingen beide dem Ideal von koreanischer Einheit an, und doch war das Land zwischen Fraktionen gespalten, und die Kommunisten waren bereit, wann und wo sie konnten, nach der Macht zu greifen. Als Yo in Seoul die Koreanische Volksrepublik ausrief, wurde er auch von rechts angegriffen, und zwar in Gestalt der Koreanischen Demokratischen Partei, in der Grundeigentümer und andere Vertreter der alten Elite, von denen viele mit den Japanern kollaboriert hatten, den Ton angaben. Ausserdem lebten im Exil in China und in den USA viele koreanische Politiker, die von Einigkeit weit entfernt waren.

In einem aber waren sich nahezu alle Koreaner einig, unabhängig von ihren politischen Ansichten. Nie-Wieder bedeutete für sie: nie wieder Fremdherrschaft. Dies waren die kämpferischen Worte bei der Ausrufung der Koreanischen Volksrepublik am 14. September:

*Wir sind entschlossen, den japanischen Imperialismus, seine verbleibenden Einflüsse, demokratiefeindliche Interessengruppen, reaktionäre Elemente und allen unerwünschten Einfluss aus dem Ausland in unserem Staat zu zerschlagen, unsere vollständige Autonomie und Unabhängigkeit herzustellen und damit die Verwirklichung eines wahrhaft demokratischen Staates vorwegzunehmen.*³⁴

Der koreanische Begriff *sadae* bedeutet «den Grossen dienen» und bezeichnet den traditionellen Tribut, den periphere Königreiche wie Korea dem chinesischen Kaiserthron bezahlen mussten. In moderner Zeit bedeutet *sadae*, vor jeder ausländischen Macht zu kriechen, meist um einen Vorteil gegenüber koreanischen Rivalen zu erreichen. *Sadae* war das Vergehen, dessen sich die Kollaborateure mit den Japanern schuldig gemacht hatten. Im «rationalen Paradies», wie es Yo vorschwebte, sollte die Schande von *sadae* für immer ausgelöscht werden.

Die Koreaner bekamen nie die Gelegenheit.

Als die US-Truppen mehrere Wochen nach der japanischen Kapitulation endlich in der südlichen Hafenstadt Inchon landeten, hatten sie keine Ahnung, weder vom Land noch von den Hoffnungen und Bestrebungen seiner Menschen. Generalleutnant John R. Hodge war als der verantwortliche Mann auserkoren worden, weil er zufällig in der Nähe war, genauer: auf der japanischen Insel Okinawa. Seine politischen Berater wussten kaum mehr über Korea als er. Keiner sprach ein Wort Koreanisch. Aber es herrschte unheimlich viel guter Wille, ganz bestimmt auf koreanischer Seite. Die Zeitschrift *Yank* berichtete, «einheimische Koreaner» hätten die US-Jeeps, -Lastwagen und -Panzerspähwagen mit «Rufen, Grinsen, gestreckten Armen, Verbeugungen und Hurrageschrei» empfangen.³⁶

Trotz strengem Fraternisierungsverbot führte einjapanisch-amerikanischer Geheimdienstmitarbeiter ein Gespräch mit einem gewissen Herrn Kim, Hotelier in Seoul. Herr Kim sagte: «Und Ihnen müssen wir für unsere Befreiung danken. Tiefen, tiefen Dank. Sie haben so viel erduldet, um uns zu befreien und unabhängig zu machen.» Tränen quollen ihm aus den Augen, und Tsuneishi empfand auf einmal «ein grosses Unbehagen».³⁶

Bis dahin war den USA bereits der erste grobe Schnitzer unterlaufen. Noch ehe General Hodge von Bord ging, wurde an ihn die Bitte um ein Treffen mit Yo Un-hyongs Bruder Yo Un-hong, einem gemässigtem Mann, der die provisorische Regierung vertrat, herangetragen. Der General, der eine japanische oder gar kommunistische Hinterlist vermutete, verweigerte ihm das Gespräch. Tags darauf verkündete Hodge in Seoul, dass der japanische Generalgouverneur und seine gesamte Verwaltung bis auf Weiteres im Amt blieben. Die Koreaner waren wütend, empfanden die Anweisung als Schlag ins Gesicht und strömten auf die Strassen, um zu protestieren. Verwirrt von der unerwarteten Reaktion verkündete das US-Aussenministerium rasch, die Japaner würden sofort sämtlicher Ämter enthoben und von den Amerikanern abgelöst. Doch nachdem die Amerikaner noch immer nicht genügend Truppen hatten, mussten die Japaner dann doch auf ihren Posten ausharren.

So beschrieb *Yank* die Zeremonie der japanischen Kapitulation:

«Vor dem Palast des japanischen Generalgouverneurs in Seoul wurde eine kurze Rückzugsfeier rund um den Fahnenmast abgehalten. Das 184. Infanterieregiment bildete ein hohles Quadrat aus erschöpften Männern, und die 7. Division spielte *Americans We*. Die japanische Fahne wurde heruntergeholt, kurz für die unvermeidlichen Fotografen vorgezeigt und dann durch die US-Fahne ersetzt, während die Band die amerikanische Nationalhymne spielte.» Dann kamen die amerikanischen Truppen «aus den Palasttoren marschierend. Für *die Gerechtigkeitsbringer*, von den Koreanern in ihrem uralten Land der Drei Reiche willkommen geheißen, hatte ihre Pflicht als Besatzer begonnen.»³⁷

Oberhalb des 38. Breitengrads hielt die Rote Armee Korea besetzt, doch die Sowjets setzten ihre Autorität nicht so brutal durch. Ein sowjetischer Offizier bemerkte gegenüber einem amerikanischen Reporter, die Russen hätten die Engländer und Amerikaner gern, denn «sie sehen aus wie wir». Aber, fuhr er fort, «die Koreaner mögen wir nicht. Wir bleiben, bis eine halbwegs stabile Regierung steht, dann ziehen wir wieder ab.»³⁸ Zufällig konnte General Hodge die Koreaner ebenso wenig leiden. Die meisten sah er als «ungebildete Orientalen, die unter vierzig Jahren japanischer Herrschaft stark gelitten haben ... mit denen jedes vernünftige Gespräch fast undenkbar ist».³⁹

Die Sowjets hielten ihr Wort, doch ihre Vorstellung von einer halbwegs stabilen Regierung war nicht das, was Patrioten wie Yo Unhyong oder Cho Man-sik sich gewünscht hätten. Nordkorea wurde anfangs von koreanischen Volkskomitees regiert. Volksgerichte hatten die Aufgabe, Kollaborateure und «reaktionäre Elemente» zu bestrafen. Vertreter der Kolonialregierung wurden vertrieben, manchmal mit beträchtlicher Gewalt. Koreanische Grundbesitzer und andere, die von revolutionärer Politik mit sowjetischer Unterstützung nichts zu erhoffen hatten, begannen recht rasch in den Süden abzuwandern. Cho Man-sik war noch immer Vorsitzender des Volkskomitees, aber dieses Zentralorgan hatte nur eine begrenzte Macht über die Regionalkomitees. Und es konnte die Sowjets nicht daran hindern, die von den Japanern erbauten Fabriken zu demonstrieren und abzutransportieren.

Im Süden begannen die amerikanischen Militärbehörden, die anders als die Sowjets durchaus direkte Regierungsgewalt ausübten, mit einer

Politik, die sich jedes Mal wiederholte, wenn die USA der Meinung waren, sie wüssten am besten, wie man ein Volk mit der richtigen Regierung beglückt. Teils aus Unwissenheit, teils aus einem nicht immer unvernünftigen Misstrauen gegenüber den kommunistischen Absichten setzte die US-Militärregierung auf konservative Vertreter der koreanischen Elite, die Englisch konnten oder, noch besser, amerikanische Bildungseinrichtungen durchlaufen hatten. Als Oberhaupt der künftigen koreanischen Regierung flogen sie aus den USA einen Mann ein, der zweifellos Nationalist war, aber auch ein erbitterter Kommunistenfeind: Syngman Rhee, ein Christ, der in Harvard und Princeton studiert hatte. Rhee war in Korea kein völlig Unbekannter, hatte aber keine Unterstützung im Volk. Im Exil hatten ihn Vertreter der US-Regierung noch als Ärgernis und Nervensäge betrachtet, eine Mitarbeiterin der Passabteilung im Aussenministerium aber fand, Rhee sei ein «netter patriotischer alter Herr». Ihre Meinung im Verein mit Rhees dokumentierter Kommunistenfeindlichkeit wurde für ausreichend befunden. Am n. Oktober kehrte Rhee in seine Heimat zurück und wurde von General Hodge empfangen: Der nannte ihn einen «grossen Mann, der sein Leben der Freiheit Koreas gewidmet hat».⁴⁰

Eine ähnliche Szene fand drei Tage später in Pjöngjang statt, als ein recht obskurer koreanischer Guerillakämpfer, ein dicklicher Mann in den Dreissigern mit Topffrisur, der den Krieg weitgehend in einem Ausbildungslager der sowjetischen Armee bei Chabarowsk überstanden hatte, von den höchsten sowjetischen Befehlshabern als «Nationalheld» und «herausragender Guerillaführer» empfangen wurde. Siebzigtausend Menschen hatte man mobilisiert, damit sie «General Kim Il-sung» huldigten, der in seiner Eigenschaft «als Repräsentant des dankbaren koreanischen Volkes» eine von seinen sowjetischen Hintermännern geschriebene Rede hielt, in der die sowjetische Armee geehrt wurde.⁴¹

Genau eine Woche später zeigte sich in einer Pjöngjanger Zeitung der erste Schimmer des Kim-Il-sung-Kults in Gestalt einer hymnischen Schilderung seiner Heldentaten, bald Teil einer quasireligiösen Liturgie, mit der auf der koreanischen Halbinsel göttliches Eingreifen jeglicher Art gefeiert wurde – ein Widerhall des Messianismus so vieler politischer Be-

wegungen in der Geschichte Koreas. Im Dezember übernahm Kim den Vorsitz über die nordkoreanische kommunistische Partei. Aber das Zentrum koreanischer Politik war nach wie vor im Süden. Noch war keine Rede von zwei getrennten koreanischen Nationen.

Von diesem Moment an hatten die Koreaner, die sich der *sadae*-Geschichte ihrer Nation sehr wohl bewusst waren, vielfältigen Grund zur Beunruhigung. Im November 1945 speiste Donald Keene, der noch in der chinesischen Stadt Tsingtau stationiert war, eines Abends mit einigen dort ansässigen Koreanern. Ausnahmsweise, berichtete er später in einem Brief, sei nicht über die koreanische Unabhängigkeit gestritten worden. «Das einzige kontroverse Thema, das zur Sprache kam, waren die russisch-amerikanischen Beziehungen.» Keene fand es «sehr schwierig», seinen koreanischen Freunden klarzumachen, dass «Amerika und Russland keinen Streit haben und in einer friedlichen Welt friedlich miteinander auskommen können». Diese Koreaner hätten «schwere Strafen [seitens der Japaner] nur dadurch ertragen, dass sie während des Kriegs den amerikanischen Kurzwellensender hörten», und deshalb dachten sie, die USA sollten ihnen gegen die Russen helfen. Mit einem Anflug von Ungeduld bemerkte Keene: «Eine Lösung, die auf Kooperationsbasis zustande kommt, halten sie für undenkbar. Sie sehen nur die zwei verschiedenen Fraktionen in Korea, die beide dasselbe wollen, nämlich das Ganze; Kooperation erschiene ihnen in diesem Fall wie Verrat.»⁴²

Sie hatten Recht: Über das Schicksal der Koreaner entschieden tatsächlich fremde Mächte. Aber es gab viel mehr als nur zwei Fraktionen. Auf einer Konferenz der Aussenminister in Moskau im Dezember sah es zunächst so aus, als sei Keenes Optimismus gerechtfertigt und die USA und die UdSSR könnten zu einer Einigung gelangen. In Korea sollte eine «Treuhandverwaltung» unter einer aus US- und sowjetischen Militärkommandos zusammengesetzten gemeinsamen Kommission eingerichtet werden, amerikanische und sowjetische Behörden sollten den Koreanern bei der Bildung einer provisorischen Regierung unter die Arme greifen und das Land mit britischer und chinesischer Hilfe bis zur vollen Unabhängigkeit begleiten. Bis zu fünf Jahre waren dafür vorgesehen.

Die Sowjets hatten wenig Mühe, ihre koreanischen Verbündeten im Norden von diesem Arrangement zu überzeugen. Mit Abweichtlern wurde man rasch fertig. Cho Man-sik witterte hinter der Treuhandverwaltung eine neuerliche kolonialistische Einmischung in koreanische Angelegenheiten; als er protestierte, wurde er auf der Stelle unter Hausarrest gestellt, der später in eine Gefängnishaft umgewandelt wurde, und als der Koreakrieg ausbrach, verschwand er komplett und wurde nie wieder gesehen.

Angespannter war die Lage im Süden. Fast alle Südkoreaner waren, sei es aus politischen, sei es aus nationalistischen Gründen, gegen eine Treuhandverwaltung; die Konservativen wollten von sowjetischer Einmischung nichts wissen und sahen nicht ein, was die koreanische KP in einer Nationalregierung verloren haben sollte. Aber es fehlte ihnen die Unterstützung im Volk. Die linksgerichtete Koreanische Volksrepublik hatte, obwohl sich die Amerikaner bemühten, sie zu zerschlagen, immer noch mehr patriotische Glaubwürdigkeit. Aber das Thema Treuhandverwaltung erwies sich als ihr Verderben.

Als ein von Linken und Konservativen unternommener Koalitionsversuch scheiterte, begann sich die Linke mit der Idee einer Treuhandverwaltung langsam anzufreunden. Die Folge war Chaos: Ein Putschversuch, angezettelt von einem anderen aus dem Exil zurückgekehrten Nationalisten, den man nur «den Mörder» nannte, wurde vereitelt; Arbeiter streikten aus Protest gegen die US-Militärregierung. Und Syngman Rhee's Konservative präsentierten sich als wahre Patrioten und beschuldigten ihre übrigen Landsleute, sie seien sowjetische Handlanger – *sadae* eben. Die Amerikaner, wie nicht anders zu erwarten, unterstützten Rhee und behaupteten nun, die Treuhandidee sei von Anfang an ein sowjetischer Plan gewesen und Südkorea solle unter der wohlmeinenden Führung der USA eine eigene konservative Regierung bilden – woraus die restlichen Linken in den darauffolgenden Jahren natürlich eine weitere Spielart von *sadae* machten.

Und so war die Koreanische Volksrepublik zum Untergang verurteilt. Was danach kam, war eine Tragödie. Das Land zerriss in zwei unversöhnliche Teile; an der Spitze der provisorischen KP-Regierung in Nordkorea stand Kim Il-sung, und Rhee herrschte im Süden. Keenes koreanische Freunde in Tsingtau hatten, wie sich bald zeigte, mit ihren Ver-

mutungen richtiger gelegen, als sie wohl selbst geahnt hatten. Der entsetzliche Koreakrieg, der 1950 mit dem Einmarsch nordkoreanischer Truppen in Südkorea begann, endete nach dem Tod von mehr als zwei Millionen Zivilisten mit einer Pattsituation. Seoul, das den Zweiten Weltkrieg mehr oder minder unbeschadet überstanden hatte, lag in Trümmern, ebenso Pjöngjang. Der Norden wurde weiter von einer tyrannischen, quasi kaiserlichen Dynastie regiert, und der Süden hatte eine jahrzehntelange Militärdiktatur vor sich.

1961, auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs, putschte sich ein strammer Kommunistenfeind an die Macht. Gemäss dem von Japan zu Kriegszeiten praktizierten Modell der Planwirtschaft unter einer Militärregierung erlebte Südkorea, angekurbelt von koreanischen *zaibatsu*, die im Tandem mit der Regierung arbeiteten, ein rasantes Wirtschaftswachstum. Der neue Machthaber hatte 1942 als Jahrgangsbester die Militärakademie in Shinkyō, Mandschukuo, abgeschlossen und war dann Leutnant in der japanischen Kwantung-Armee gewesen. 1948 wurde er unehrenhaft aus der südkoreanischen Armee entlassen, weil er sich an einem Komplott gegen Syngman Rhee beteiligt hatte. Sein japanischer Name im Krieg war Takagi Masao. Sein echter Name lautete Park Chung-hee. Einer seiner grössten Anhänger in Japan war Kishi Nobusuke, der ebenfalls im Marionettenstaat Mandschukuo gross geworden war.

*

Utopischen Träumen ist ein Ende auf der Müllkippe der zerplatzten Illusionen beschieden. Aber sie enden nicht alle auf gleiche Weise. Und sie verschwinden auch meist nicht spurlos. Das Neue Jerusalem in Grossbritannien versank in einem «finanziellen Dünkirchen», wie John Maynard Keynes sagte, der grösste Ökonom seiner Zeit. Keynes hatte gehofft, Grossbritannien käme nach dem Leih- und Pachtgesetz womöglich in den Genuss finanzieller Hilfe aus den USA, was einen verlässlichen Nachschub an materiellen Gütern zu äusserst grosszügigen Bedingungen bedeutet hätte, zumindest bis Ende 1945, womit die Regierung Zeit gewonnen hätte, um den Staatsbankrott abzuwenden. Andernfalls war schwer vorstellbar, woher das Geld kommen sollte, das notwendig war, um das

ziemlich katastrophale Zahlungsbilanzdefizit auszugleichen, geschweige denn die sozialistischen Träume zu erfüllen. Keynes hoffte inständig, dass «uns die Japaner nicht in die Bredouille bringen, indem sie zu früh kapitulieren».⁴³

Die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki machten seine Hoffnung zunichte. Harold Nicolson wiederum veranlassten sie zu folgendem Tagebucheintrag, mit dem er die Reaktion seiner Gattin Vita Sackville-West festhielt: «Viti ist begeistert von der Atombombe. Sie denkt – zu Recht –, dass sie ein ganz neues Zeitalter einläutet.»⁴⁴

Japans Krieg war im August zu Ende.

Das Elend der wirtschaftlichen Knappheit, die Rationierung von Waren, die in Grossbritannien länger dauerte als in anderen Ländern, das endlose Anstehen um magere Dienstleistungen, die Trostlosigkeit des Lebens und die Nachkriegserschöpfung, gepaart mit der Erkenntnis, dass Grossbritannien nicht nur leere Staatskassen hatte, sondern auch zügig seine Grossmachtstellung in der Welt verlor – das alles liess die optimistische Stimmung sehr rasch in sich zusammenfallen. Zwar ging die Planung für öffentlichen Wohnungsbau, Bildung, Kultur, Gesundheit und Vollbeschäftigung noch weiter, doch mit den Finanzen des Landes sah es düster aus, und der Enthusiasmus von 1945 war verfliegen. Zwei Jahre nach dem Sieg über Deutschland und Japan notierte der Schatzkanzler Hugh Dalton, Labour-Mitglied, in seinem Tagebuch: «Kein Tag mehr, der strahlend hell beginnt.»⁴⁵

1951 war Winston Churchill als Premierminister wieder da, und die Labour-Partei musste dreizehn Jahre warten, bis sie erneut regieren durfte, diesmal unter Harold Wilson, der Präsident des Board of Trade in Attlees Kabinett gewesen war.

Ähnliches geschah in anderen westeuropäischen Ländern, wo Stabilität und Kontinuität – eine Art Normalität eben, wie katholische und christdemokratische Parteien sie versprachen – den revolutionären Schwung der Linken ausbremsten. Die niederländischen Sozialdemokraten verloren 1958 die Macht. Die fast vollständige Hegemonie der italienischen Christdemokraten begann 1948, nicht zuletzt dank der antikommunistischen Propaganda und finanziellen Hilfe der Amerikaner. Die erste sozialdemokratische Regierung in Westdeutschland wurde erst 1969 gewählt. In Ostdeutschland sahen die Sozialdemokraten ihre Träume von

der Zusammenarbeit mit den Kommunisten für ein besseres, antifaschistisches Deutschland noch vor Gründung der DDR 1949 den Bach hinuntergehen. 1945 hatten sich die Deutschen in der sowjetischen Zone hartnäckig der KP-Gefolgschaft verweigert und mit grossem Abstand die Sozialdemokraten vorgezogen, weshalb die Sowjetbehörden im Jahr darauf eine Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur Sozialistischen Einheitspartei vornahmen, in der die Sozialdemokraten rasch untergingen.

Man kann dem Kalten Krieg die Schuld am Niedergang der nicht-kommunistischen Linken in Korea oder auch in Japan geben, wo die sozialistische Regierung exakt ein Jahr, von 1947 bis 1948, durchhielt. Die amerikanischen Besatzungsbehörden in Ostasien mögen sich ungeschickt angestellt haben und oft konservativ gewesen sein, aber die Sowjetunion war für das Debakel der gemässigten Linken nicht weniger verantwortlich als die USA. Wo die Sowjets den Ton angaben, in Nordkorea ebenso wie in Mittel- und Osteuropa, war den Sozialisten und Sozialdemokraten sehr schnell der Garaus gemacht.

Für eines war Stalin allerdings leicht zu gewinnen, nämlich für das Anzetteln von Revolutionen in den amerikanischen Interessenssphären – während die französischen und italienischen Kommunisten von ihm zu hören bekamen, sie sollten ihre Machträume ganz schnell vergessen. Der italienische KP-Chef Palmiro Togliatti war eigentlich ein Mann des mittleren Wegs, der vor stürmischen Konfrontationen mit Konservativen zurückschreckte, obwohl er leichtes Spiel gehabt hätte, denn die Rechte war noch von Mussolinis Erbe belastet. Aber in den USA und bei ihren konservativen Verbündeten im Osten und im Westen herrschte ein derartiger Argwohn gegenüber den Absichten der Kommunisten, dass sie nichts unversucht liessen, um die Linke von der Macht fernzuhalten. Das galt besonders in Staaten entlang dem Frontverlauf des Kalten Kriegs, und das waren nun mal Deutschland, Italien und Japan. Ab Ende der vierziger Jahre mussten Japan wie auch Westdeutschland zum Bollwerk gegen den Kommunismus umgebaut werden. Die New-Deal-Begeisterung von 1945 war schnell verebbt, als Wiederbewaffnung, industrielle Entwicklung, scharfes Vorgehen gegen Gewerkschaften, «rote Säuberungen» bei Beamten, zumal bei Lehrern, und aktive Unterstützung konservativer Politi-

ker, von denen etliche noch kurz zuvor als Kriegsverbrecher auf ihren Prozess gewartet hatten, zur neuen Politik wurden. Diese Kehrtwende der US-Behörden, die zu Beginn der Besetzung der japanischen Linken noch so gewogen waren, wurde nie anders denn als Verrat am Idealismus von 1945 empfunden.

Und doch war Hugh Dalton ein bisschen zu pessimistisch gewesen, als er das Ende von Grossbritanniens «Tag, der strahlend hell beginnt» beklagte. Die Ekstase der Befreiung war verebbt, aber viele Institutionen, die der optimistische Neuanfang hervorgebracht hatte, wurden nicht so rasch wieder zerschlagen; manche haben, im Guten wie im Schlechten, bis heute Bestand. Weder die konservativen Regierungen in Grossbritannien noch die christdemokratischen Parteien auf dem Kontinent versuchten je im Ernst, die Errungenschaften der europäischen Wohlfahrtsstaaten, das Werk von Vorkriegsplanern und Idealisten, die während des Kriegs im Widerstand gekämpft hatten, wieder abzuschaffen. Tatsache ist, dass Churchills Tories mehr öffentlichen Wohnraum als Attlees Labour-Partei bauten und viele Christdemokraten der liberalen Wirtschaft fast so viel Misstrauen entgegenbrachten wie die Sozialisten. Erst in den siebziger Jahren begannen die westeuropäischen Wohlfahrtssysteme von den Rändern her zu bröckeln und wiesen ein Jahrzehnt später schwere Kerben auf, ganz besonders Margaret Thatchers Grossbritannien. Die Wirtschaft in Japan und Südkorea wird, sogar im Vergleich mit dem europäischen Festland, immer noch sehr stark von staatlichen Planern kontrolliert.

Aber das wahre Monument der Nachkriegsplaner ist ja Europa selbst, vielmehr die Europäische Union, die, so angeschlagen und rampoliert sie sein mag, noch immer aufrecht steht. 1945 glaubten die meisten Menschen an die europäische Einheit als an ein erhabenes Ideal. Bei den Katholiken fand die europäische Idee als Widerhall des Heiligen Römischen Reichs ohnehin immer grossen Anklang; Franzosen und frankophile Menschen wiederum gefiel der Gedanke von Europa als Zentrum der abendländischen Zivilisation mit Paris als Mittelpunkt: ein Gegengewicht zum krassen Materialismus der Vereinigten Staaten. Sozialisten und andere Wirtschaftsplaner zog es nach Brüssel, wo die wesentlichen Institutionen der Europäischen Union angesiedelt sind: die Hauptstadt ei-

ner neuen Technokratie. Vor allem aber sollte ein vereintes Europa gewährleisten, dass die Europäer nie wieder Krieg gegeneinander führen. In diesem Sinn zumindest hat sich der Idealismus von 1945 bewährt.

Kapitel 8 Zivilisierung der Unmenschen

1943 schrieb Noël Coward einen Song mit dem Titel «Don't Let's Be Beastly to the Germans», der Anlass zu Missverständnissen gab und von der BBC zeitweilig boykottiert wurde, weil der Text als zu wohlwollend gegenüber dem Feind erschien:

*Don't lets be beastly to the Germans
When our victory is ultimately won,
It was just those nasty Nazis
Who persuaded them to fight,
And their Beethoven and Bach
Are really far worse than their bite!**

Tatsächlich zielte der Stachel, wie Coward stets darlegte, wenn er sein Lied auf der Bühne sang, auf «eine kleine humanitäre Minderheit, die unseren Feinden für meinen Geschmack allzu viel Toleranz entgegenbringt».

Zu behaupten, die alliierte Besatzung Deutschlands und Japans sei in jeder Hinsicht von solch menschenfreundlichem Geist durchdrungen gewesen, wäre eine Übertreibung, aber nur eine leichte: Zumindest in den ersten paar Jahren war die Besatzung einzigartig in ihrem ernstesten Bemühen, nicht Rache zu üben, sondern umzuerziehen, zu zivilisieren, Denken und Fühlen zu verändern und aus Diktaturen friedliche Demokratien zu machen, damit sie nie wieder Tod und Zerstörung über die Welt brächten.

* «Seien wir nicht garstig zu den Deutschen / wenn der Sieg unser ist / Es waren doch nur die bösen Nazis / die sie in den Krieg trieben / Ihr Beethoven und ihr Bach / sind in Wahrheit viel schlimmer!»

Zu Beginn gab es zwar Pläne, vorwiegend aus Washington, wie man den ehemaligen Feinden dauerhaft jede Möglichkeit nähme, moderne Industrienationen zu werden: als Strafe und Vorbeugung zugleich. Der erwähnte Morgenthau-Plan, benannt nach Roosevelts Finanzminister Henry Morgenthau, wollte die gesamte deutsche Industrie zerschlagen, die Nation kleinteilig zerlegen und aus den Deutschen ein Hirtenvolk machen, dem möglichst nicht mal mehr ein Stock zur Selbstverteidigung blieb. Über Japan machten ähnliche Ideen die Runde.

Aus diesen Plänen wurde aber nichts, an ihre Stelle traten die sogenannten 3 D: *Demilitarization* (Entmilitarisierung), *Denazification* (Entnazifizierung), *Democratization*. Zur Demokratisierung gehörte Umerziehung, nicht nur um Verhaltensmuster zu ändern, die von militaristischen und diktatorischen Regierungen gefordert und gefördert worden waren, sondern um ein Umdenken zu bewirken, durch Einwirkung auf Geist und Mentalität der eroberten Völker den «Nationalcharakter» zu beeinflussen. Ein Lehrfilm mit dem Titel *Our Job in Japan*, hergestellt vom US-Kriegsministerium, legt den Finger auf die Wunde. «Unser Problem», erklärt der Erzähler, während auf der Leinwand das Bild eines japanischen Schädels erscheint, «ist das Gehirn im japanischen Kopf.» Am Ende des Films fasst er die Mission der USA so zusammen: «Wir sind hier, um dem japanischen Gehirn klarzumachen, dass wir diese blutige Metzerei für alle Zeiten satt haben.»¹

Umerziehung der Ureinwohner ist ein Unterfangen, das sich bis zu den Zivilisationsbemühungen der alten Römer zurückverfolgen lässt: Manche erklären es mit der aus der Aufklärung stammenden Überzeugung, die Natur des Menschen sei rational und könne, wenn man es richtig anstellt, beliebig umerzogen werden. Andere verweisen auf koloniale Strategien, etwa die französische *mission civilisatrice*. Oder den missionarischen Eifer der Christenheit. Oder die Formung durch Bildung, mit der Einwanderer zu guten US-Bürgern gemacht wurden. Britische Berichte erwähnten sogar den in viktorianischer Zeit verbreiteten Glauben an die Charakterbildung durch das Internat: das den sportlichen Gentleman samt brauchbarer Kenntnis der Klassiker hervorbrächte. Umerzie-

hung galt auch als eine Erweiterung der psychologischen Kriegsführung, des militärischen Einsatzes von Propaganda.

Die Zeitschrift *Punch* veröffentlichte 1939 ein Gedicht von A.P. Herbert, das die Notwendigkeit eines Umerziehungsprogramms thematisiert:

*Wir haben keinen Krach mit der deutschen Nation,
Wer stritte denn mit arglosen Schafen?
Doch eine Generation um die andre
Bringt schlafraubende Herrscher hervor...*

*Wir haben keinen Krach mit der deutschen Nation,
In ihre Angelegenheiten mischen wir uns nicht ein.
Aber es scheint uns doch so, dass eine grosse OP
(Am Herz und am Hirn) die einzige Lösung sei.*

Noch während die Menge am 8. Mai den Sieg in Europa feierte, erschien folgender Brief in der Londoner *Times*, verfasst von einem Mann, der später einen bedeutenden Einfluss auf die Bildungspolitik im besetzten Deutschland nahm: Robert Birley, Direktor von Charterhouse, dem berühmten Privatinternat. «Sir», schrieb er, «es beginnt sich abzuzeichnen, dass die Umerziehung Deutschlands durch die Alliierten nicht bloss fromme Absicht ist, sondern unvermeidliche Pflicht.» Wie A.P. Herbert in seinem Gedicht schreibt und wie die meisten Menschen damals glaubten, meinte auch Birley, das Problem mit den Deutschen sei, dass sie mehr als ein Jahrhundert lang «verheerend bereit waren, jede Regierung zu akzeptieren, die ihnen eigene Entscheidungen ersparte». Sie seien wie Schafe geworden, immer hinter einem Führer her, ohne jegliche Individualität, wie militarisierte Roboter.

Birley führte noch ein anderes, interessanteres Argument aus, das den britischen Besatzungsbehörden letztlich aber keinen Eindruck machte, nämlich dass Umerziehung, um erfolgreich zu sein, an eine nationale Tradition anknüpfen müsse. Deutschland dürfe nicht als Tabula rasa behandelt werden; vielmehr müsse man den Deutschen klarmachen, «dass sie eine solche Tradition ja haben, die Grundlage einer anständigen Ge-

sellschaft sein kann, auch wenn sie inzwischen vollständig verschüttet ist. Es gab einmal ein Deutschland Goethes, ein Land, das der junge Meredith besuchte, weil es ein Land der freien Denker war, ein Land mit Universitäten, die Amerikaner wie George Bancroft inspirierten.»*

Birleys Ideen fanden sicher offene Ohren bei den Deutschen, die sich danach sehnten, den braunen Mantel der Hitlerei abzuwerfen und sich im Glanz Goethes, Kants, Beethovens zu sonnen. Als pädagogischer Berater der britischen Militärregierung in Deutschland 1945 half Birley mit, Bibliotheken einzurichten, die mit angemessener englischer und deutscher Literatur grosszügig bestückt waren, ebenso Einrichtungen der Erwachsenenbildung, «Brücken» genannt, die dem geistigen und kulturellen Austausch zwischen Grossbritannien und Deutschland dienten. Leider stiess der vielversprechende Beginn auf den Widerstand britischer Funktionäre, von denen manche sehr eigenartige Vorstellungen hatten. Eine lautete zum Beispiel, nur die «umfassende Durchmischung mit dem Blut anderer Nationalitäten» werde die deutsche Krankheit heilen.² Ein anderer, nicht minder eifriger mittlerer Beamter schlug vor, alle Exnazis und ihre Angehörigen auf eine Insel in der Nordsee zu verbannen. Birley erwiderte entsprechend sarkastisch: Dann könnten aber ihre Kinder, wenn sie auf dem Festland zur Schule gingen, unschuldige Klassenkameraden mit ihrem Nazidenken infizieren. Wie der Morgenthau-Plan wurde auch diese Idee rasch fallengelassen.

Eine ernstere Kritik an Birleys Plan zur Wiederbelebung deutscher Kultur in ihrer besten Seite lautete, sie unternehme dabei aber nicht genug, um den besten Seiten der britischen Kultur zu mehr Geltung zu verhelfen. Nach Ansicht von General Brian Robertson, Birleys unmittelbarem Vorgesetzten, der zufällig ehemaliger Charterhouse-Schüler war, musste die Militärregierung besser gegen Kritik an ihrer Deutschlandpolitik geschützt werden; und ein anderer General meinte, es brauche mehr «Projektion» der «britischen Zivilisation» und Werbung für die britische Politik.³ Birley gab auf und kehrte nach England zurück.

* George Bancroft (1800-1891): amerikanischer Historiker und Staatsmann.

Die Behörden in der amerikanischen Zone neigten anfangs eher zur Strafe als zur Umerziehung und steckten mehr Energie in die Entlassung belasteter Lehrer als in die Entnazifizierung der Köpfe. Manche Deutsche, die in die USA ins Exil gegangen waren, versicherten den amerikanischen Behörden, Umerziehung sei ein sinnloses Unterfangen. Der Schriftsteller Alfred Döblin meinte, es sei doch aussichtslos, die Deutschen erziehen zu wollen, denn die Mehrzahl der Akademiker seien Nazis, und sein Freund, der nicht minder berühmte Schriftsteller Lion Feuchtwanger fand, es müssten drei Millionen Nazis verhaftet, umgebracht oder zur Zwangsarbeit verurteilt werden.⁴ Wieder andere sagten, die Deutschen zu besseren Menschen machen zu wollen sei so unsinnig wie der Versuch, Paviane zu zivilisieren.

Dennoch – der Text des Potsdamer Abkommens machte die offizielle Position der Alliierten klar: «Das Erziehungswesen in Deutschland muss so überwacht werden, dass die nazistischen und militaristischen Lehren völlig entfernt werden und eine erfolgreiche Entwicklung der demokratischen Ideen möglich gemacht wird.»⁵ Was Japan betraf, so klangen die Ziele von Potsdam weniger hart, jedenfalls weniger kontrollierend: «Die japanische Regierung wird alle Hindernisse vor einer Wiederbelebung und Stärkung demokratischer Tendenzen im japanischen Volk beseitigen. Rede-, Religions- und Gedankenfreiheit sowie der Respekt vor den fundamentalen Menschenrechten wird hergestellt.» Der unterschiedliche Ton ist schwer zu erklären, zumal im Licht dessen, was während der Besatzung tatsächlich geschah: In Japan ging es wesentlich rabiater zu als in Deutschland.

Und doch hielt man die Umerziehung (übrigens ein Begriff, den Birley nicht leiden konnte, er zog die schlichte «Erziehung» vor) der Deutschen für weniger kompliziert als dieselbe Aufgabe bei den Japanern: Deutschland war schliesslich Teil der abendländischen Zivilisation, war weitgehend christlich, das Land von Goethe und Kant. Das Fundament galt als stabil, ausgerottet werden mussten die NS-Ideologie und das «Preussentum». Entnazifizierung und Entmilitarisierung trugen viel dazu bei, das deutsche Problem zu lösen. Zu diesem Zweck galt es, die deutsche Schuld an den jüngsten Verbrechen hervorzuheben, unter anderem durch den Vertrieb von Filmen wie *Nazi Concentration Camps*, in Auftrag gege-

ben von der U.S. Army, und *Death Mills*, in dessen Kommentartext es hiess:

*Dies ist eine typische deutsche Scheune in Gardelegen. Elfhundert Menschen wurden hier eingesperrt und lebendig verbrannt. Wer in seiner Todesangst ausbrach, wurde sofort erschossen. Welche Untermenschen tun so etwas?*⁶

Diese Filme waren in Deutschland nicht beliebt. Die Leute wollten sie nicht sehen oder taten sie als Propaganda ab. Günter Grass war 1945, mit siebzehn, nachdem er kurze Zeit in einer SS-Panzerdivision gedient hatte, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Ein amerikanischer «Education Officer, der immer frisch gebügelte Hemden trug», bemühte sich, ihn und seine Mithäftlinge aufzuklären. Er legte ihnen Fotos von Bergen-Belsen und Buchenwald vor, den Leichenbergen, den zum Skelett abgemagerten Überlebenden. Und sie wollten nicht glauben, was sie sahen: «Unsere Sätze wiederholten sich: ‚Und das sollen Deutsche getan haben?‘ ‚Nie-mals haben das Deutsche getan.‘ ‚Sowas tun Deutsche nicht.‘ Und unter uns sagten wir: ‚Propaganda. Das ist alles nur Propaganda.‘»⁷

Diskussionsgruppen, organisiert von wohlmeinenden amerikanischen Offizieren, waren oft ebenso unergiebig. Ernste Gespräche darüber, «wie wir in den Staaten Demokratie machen», lockten nicht immer genügend Menschen an, denn sie fanden auf Englisch statt, und Themen wie «Der Nazi-Staat» stiessen auf Abwehr: Wir haben nichts gewusst; Hitler hat doch viel Gutes getan; und dergleichen mehr.⁸ Sobald der Umerziehungsoffizier in Günter Grass Lager den Deutschen Vorträge über die Greuel des Rassismus hielt, brachten ihn die Kriegsgefangenen mit Fragen über die Behandlung von «Niggern» in den USA in die Klemme.

Auch die Hungernden hatten, als der eiskalte Winter nahte, andere Sorgen. Hans Habe, ungarisch-amerikanischer Journalist, der mit der Aufgabe betraut war, im Nachkriegsdeutschland die *Neue Zeitung* zu etablieren, sagte: «Die Idee, dass eine Nation zurückblickt, Fragen stellt und bereut, war das Konzept eines Eroberers ... die Menschen sorgten sich nur darum, wie sie ihre Mägen und Öfen voll bekämen ...»⁹ Habe, Jude und

eine Zeitlang in einem Durchgangslager inhaftiert, hatte keinen Grund für besondere Sympathie gegenüber den Deutschen.

Unterricht in den Segnungen der Demokratie zu erteilen war nicht unbedingt leichter. In der Zeitschrift *Yank* steht unter der Überschrift *Re-education of Germany*, «Umerziehung Deutschlands», ein wunderbares Interview mit einem zehnjährigen Schüler namens Ernst aus Aachen. Auf die Frage, ob er wisse, dass die deutschen Armeen alle besiegt worden seien, antwortete er: «Die Amerikaner hatten viele Kanonen und viele Juden.» Nächste Frage: «Hat dir jemand was von Demokratie erzählt?» Antwort: «Die Lehrer erzählen uns davon.» Auf die Frage, ob ihn interessiere, was er über Demokratie erfahre, sagte er: «Es kommt mir nicht so lustig vor wie Singen.»¹⁰

In Aachen, der alten Hauptstadt Karls des Grossen im Herzen von Europa, begann die Umerziehung Deutschlands – nicht aus sentimentalischen historischen Gründen, sondern weil es die erste Stadt war, die von den Alliierten besetzt wurde. Nach den Bombardierungen gab es kaum noch eine Schule. Von den hundertsechzigtausend Einwohnern, die vor dem Krieg hier gelebt hatten, waren nur noch vierzehntausend da. Fünfundachtzig Prozent der Stadt waren zerstört. Die schöne frühmittelalterliche Kathedrale, in der Karl der Grosse bestattet ist, hatte den Bomben wundersamerweise standgehalten. Aber jetzt war, wie *Yank* schrieb, «auf den Bombenkrieg ein Krieg der Ideen gefolgt. Die Anstrengung, junge Deutsche anständig zu machen, ist ein Experiment, dem die ganze Welt zuzuschauen wird.»

Ein Major John P. Bradford, der die US-Militärregierung vertrat, sagte zu den nicht von der Entnazifizierung betroffenen städtischen Beamten, sie hätten jetzt eine grosse Chance: «Sie dürfen die deutsche Jugend unterrichten, umerziehen, von der Niedertracht des Nazismus abkehren.»¹¹

Das erste Problem war der Mangel an geeigneten Lehrern; Wehrdienstpflichtige waren entweder gefallen oder in Gefangenschaft, oder sie waren als Nazis aus dem Staatsdienst entlassen worden. Der Dichter Stephen Spender wollte von Hamburger Schülern wissen, was sie in der Schule lernten. «Wir lernen Latein und Biologie in unserer Schule», sagten sie. «Und sonst lernt ihr nichts?» Nein, antworteten sie: «Wissen Sie,

unsere Lehrer in Geschichte, Erdkunde, Englisch und Mathematik sind alle rausgeschmissen worden.’»¹²

Das nächste Problem waren die Schulbücher. Viele waren bei den Bombardierungen zerstört worden, und was es noch gab, war meist völlig ungeeignet: Bücher mit Lobeshymnen auf den Führer und seine Herrenrasse, Bücher über die biologische Notwendigkeit, dass sich Deutschland seiner Juden entledige. Selbst die vor 1933 erschienenen Lehrbücher strotzten von Geschichten, die den deutschen Kampfgeist oder die Heldentaten von Herrschern wie Friedrich dem Grossen priesen. Aber nachdem es sonst fast nichts gab, musste man wohl oder übel damit vorliebnehmen. In London wurden von einem dieser Bücher aus Weimarer Zeit Druckplatten hergestellt, mit dem Schiff nach Deutschland zurückgeschickt und in Aachen in einer Zeitungsdruckerei gedruckt.

Dr. Karl Becker, der Schulpräsident von Aachen, war überzeugt, den kleineren Kindern könne man ganz leicht klarmachen, dass ihre Zukunft bei «sämtlichen Menschen überall auf der Welt liegt und nicht bei der Bevölkerung eines ‚Grossdeutschlands‘». Bei den älteren Kindern hingegen sei es vielleicht notwendig, «sehr streng» zu sein. Aber, sagte er, selbst «bei der Bestrafung im Klassenzimmer wollen wir versuchen, Demokratie anzuwenden. Manchmal, wenn ein Junge oder Mädchen im Unterricht stört, lassen wir die Klasse entscheiden, wie der Schuldige bestraft werden soll.» Dr. Becker war gegen den «Gebrauch der Peitsche», sagte, «ausser in den extremsten Fällen».¹³

Dr. Becker war konservativer Katholik. Auf das Anliegen, «die Insignien der Nazis durch etwas Konkretes und Gutes zu ersetzen», sah er die angemessene Antwort in der Wiederbelebung christlicher Werte. Viele Deutsche waren derselben Meinung – was die Vormachtstellung der CDU im künftigen Westdeutschland erklärt. Mitbegründer der CDU und deren Vorsitzender war der erste Bundeskanzler der BRD, Konrad Adenauer, auch er ein katholischer Rheinländer. Stephen Spender besuchte ihn im Kölner Rathaus, wo Adenauer von 1917 bis 1933 und noch einmal 1945 Oberbürgermeister war.

Durch die Fenster von Adenauers Büro blickte Spender auf die Überreste der Kölner Strassen. Es standen noch Mauern, aber die waren «eine dünne Maske für die feuchte, hohle, stinkende Leere ausgeweideter

Innenräume». Adenauer aber ging im Gespräch auf eine andere Art von zerstörter Landschaft ein. «Es kann Ihnen nicht entgangen sein», sagte er zu Spender, «dass nach den Nazis die deutsche Kultur genauso am Boden liegt wie die Ruinen des Rheinlands und des Ruhrgebiets. Nach fünfzehn Jahren Naziherrschaft ist Deutschland eine geistige Wüste.»¹⁴ Was jetzt so dringend gebraucht werde wie Nahrung und Treibstoff, das seien mehr Schulen, Bücher, Filme, Musik, Theater. «Die Phantasie braucht Nahrung.»¹⁵

Der Hunger nach Kultur war sicher real, hatte aber mitunter recht sonderbare Ursachen. Ein Grund, weshalb viele Deutsche aufgehört hatten, Bücher zu lesen, war die grenzenlose Ödnis der Naziliteratur im Ganzen. Jetzt sprachen manche von der Notwendigkeit der Hochkultur, als sei sie eine Form von Busse. Spender traf in Bonn eine Dame, «der Typ der salbungsvollen, ehrbaren, frommen Hausfrau», die empört war über den frivolen Geschmack populärer Unterhaltungen. In den moralischen Ruinen des «Dritten Reichs» dürfe es keinen Platz für Variétés geben, fand sie, geschweige denn für Jazz. Deutsche Kultur solle ernst sein, denn «nach allem, was die Deutschen getan haben, sollte man doch erwarten dürfen, dass man sie zu guter Musik, guten Büchern, gutem Theater, zu ausschliesslich Gutem verpflichtet». «Mozart, Beethoven, Goethe. Sonst sollte nichts erlaubt sein.»¹⁶ Dass Adenauer so streng gewesen wäre, darf man bezweifeln.

Besser veranschaulicht den Hunger nach Kultur vielleicht die Wiederaufnahme von Brechts *Dreigroschenoper* in Berlin, die unter den Nazis natürlich verboten gewesen war. Die Leute nahmen stundenlange Fussmärsche auf sich, um zum Hebbel-Theater in der amerikanischen Zone zu gelangen, einem von wenigen Theatern, die den Krieg mehr oder weniger unbeschadet überstanden hatten. Die Vorstellung begann um vier Uhr nachmittags, damit die Leute noch nach Hause kamen, bevor Kriminelle nachts durch die Strassen schlichen. Die Premiere war am 15. August (einen Tag nach der japanischen Kapitulation, was aber sicher ein Zufall war). Die Proben hatten unter schwierigsten Bedingungen stattgefunden: Durch das Dach strömte der Regen, die Schauspieler hatten Hunger, die Kostüme waren gestohlen, die Requisiten zerstört.

Ruth Andreas-Friedrich, die ehemalige Widerstandskämpferin, sass

im Publikum. «Mir schnürt sich die Kehle zusammen», schrieb sie in ihr Tagebuch. Lieder «unserer illegalen Zeit», die so viel «Trost und Aufrichtung in hundert verzagten Stunden» gespendet hatten, konnten nun in Freiheit gehört werden. Doch selbst in diesen herzerwärmenden Momenten hatte ihr feines Gehör für falsche Töne, ihr Gespür für Unaufrichtigkeit sie nicht verlassen. Brechts berühmte Worte «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral» ernteten einen «Beifallssturm», und «es reisst mich unsanft aus meiner Versunkenheit». Diesen Ausbruch von Selbstmitleid fand sie peinlich. «Müssen wir unsere erste demokratische Äusserung ausgerechnet mit einer Kritik an anderen beginnen?»¹⁷

Plausibler wäre es wohl gewesen, wäre Brechts hochpolitische, von linker Moral überbordende «Bettleroper» nicht im amerikanisch besetzten Kreuzberg, sondern in der sowjetischen Zone auf die Bühne zurückgeholt worden. Nach 1949 war es das «demokratische» Deutschland, das Brecht ein eigenes Theater errichtete, das Berliner Ensemble, auch wenn er selbst vorsichtshalber seinen eben erst erworbenen österreichischen Pass behielt. Auch die Sowjetunion bemühte sich unermüdlich, die Deutschen umzuerziehen; die Sowjets nahmen die Kultur sogar viel ernster als ihre angloamerikanischen Verbündeten. Ein britischer Besatzungsoffizier beschwerte sich in einer Depesche, dass die «freie und persönliche Kultur», für die der Westen eintrete, mit der «politisierten Kultur» der Sowjets nicht konkurrieren könne. Im sowjetischen Sektor, sagte er, werden «Theater, Verlagswesen, bildende Künste und Musik ... mit einer Hektik gefördert, die den Eindruck vermittelt, als geschähe etwas Neues und Lebendiges».¹⁸

Es ging allerdings etwas vor sich. Die «demokratischen» Elemente der deutschen Intelligenzija wurden von den sowjetischen Behörden explizit hofiert – mit Spezialclubs, zusätzlichen Lebensmittelrationen und umfassender Hilfestellung bei allen künstlerischen Ambitionen. «Demokratische» Kultur war häufig von einer Mischung aus deutschem Nationalismus und kommunistischer Ideologie geprägt. Einer der wichtigsten Bewegter auf kulturellem Gebiet war Johannes R. Becher, der marxisti-

sche Dichter und Präsident des Kulturbundes der DDR, der 1945 auf sowjetische Initiative hin als «Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands» gegründet worden war. Ähnlich wie der britische Pädagoge Robert Birley sah Becher den «deutschen Geist» als das wahre Fundament der Erneuerung – solange er «progressiv» war: An Goethe dachte er weniger als an die kommunistischen Märtyrer, die in Nazigefängnissen umgekommen waren. Für ihn war «antifaschistische Kunst» die «wahre» deutsche Kunst.

Diese Formel aber erwies sich als zu biegsam für die sowjetischen Militärkommissare, die eine engere und provinziellere Vorstellung von progressiver Kultur hatten. Sie wollten die russischen Klassiker auf deutschen Bühnen sehen, die Stücke von Tschechow und Gogol, aber auch moderne sowjetische Werke waren ihnen recht, sogar manche progressiven deutschen Dramatiker wie Friedrich Wolf (Vater von Markus Wolf, dem künftigen Chef der Auslandsspionage der DDR), solange sie nach sowjetischer Manier inszeniert waren. Deshalb teilten sie den deutschen Theaterautoren und -Produzenten gern ganz genau mit, was sie im Stück haben wollten und was nicht und wie die Inszenierung zu sein habe.

Amtlicherseits war vorgeschrieben, dass zu jeder Vorstellung Broschüren verteilt würden und Politvertreter auf der Bühne lange Einführungen abhielten, um die korrekte politische Linie zu erklären – was Konzert, Kino und Theater in der sowjetischen Zone beim Publikum wahrscheinlich nicht beliebter machten. Bei der Werbung für Filme wie *Lenin im Oktober* oder *Lenin 1918* waren die sowjetischen Behörden nicht knausrig, und das Publikum gierte ja nach Unterhaltung – dennoch war es nicht recht zu überzeugen. Auch SED-Mitglieder brachten für die offizielle sowjetische Kultur nur sehr mässige Begeisterung auf. Selbst Johannes Becher, der als Kommunist einen makellosen Leumund hatte, trauten die Sowjets nie so recht – er war ja nicht nur Deutscher, sondern vielleicht zu «kosmopolitisch». Und in seiner Vergangenheit war ein gefährlicher Anflug von Trotzismus festzustellen. Im November 1945 warf ein sowjetischer Kulturfunktionär in Potsdam dem Kulturbund vor, er zeige «übermässige Toleranz gegenüber «bürgerlichen Tendenzen in Kunst und Literatur, gegenüber Futurismus, Impressionismus, etcetera'».¹⁹

Leben und Kultur in der Ostzone hatten noch einen anderen, grundsätzlichen Aspekt, der sich bis zum Fall der Berliner Mauer hielt: Der einschüchternde, übertreibende Ton der offiziellen Nazirhetorik floss nahtlos in den kommunistischen Stil hinüber – so wie der Stechschritt, die Massen-Freübungen und eine Vorliebe für Militärmärsche, häufig begleitet von Sprechchören zum Lob von Freundschaft und Freiheit, zu denen die Faust in die Luft gestossen wurde. Ruth Andreas-Friedrich erlebte nicht nur die Nachkriegspremiere der *Dreigroschenoper*, sondern auch die Eröffnung des Kulturbunds mit. Die endlosen Reden langweilten und widerstehen sie an. In ihrem Tagebuch hielt sie am 3. Juli fest:

Fast keiner der acht Prominenten, die hier mit der Vergangenheit abrechnen und sich um die Bereinigung unseres Kulturlebens bemühen, scheint zu bemerken, wie wenig ihm bisher die Bereinigung des eigenen Sprachstils gelungen ist. Noch immer geht es ihnen um Höchstes und Letztes, um Gewaltigstes und Erhabenstes. «Fester den Tritt gefasst im Kampf für den Pazifismus», rief kürzlich ein Politiker und ahnte wohl kaum, wie paradox sich sein gut gemeinter Eifer in solcher Formulierung ausnehmen musste. Es mag nicht leicht sein, sich aus eigener Kraft aus Übersteigerungen zurückzuschrauben.²⁰

*

Die amerikanische Kultur war zwar im Grossen und Ganzen unterhaltsamer als die von der Sowjetverwaltung geförderte, doch die ersten Zeitschriften, die in den westlichen Besatzungszonen herauskamen, bestätigten diesen Eindruck keineswegs. Statt die Aufgabe den Deutschen selbst zu überlassen, veröffentlichten die US-Besatzungsbehörden erst einmal ihre eigenen Zeitschriften als deutsche Ausgabe. Die erste Nummer der Monatszeitschrift *The American Observer* wollte deutsche Intellektuelle ansprechen; sie brachte Artikel über Humanismus und Glauben, über die politische Philosophie von Thomas Jefferson und einen Beitrag mit dem Titel «Wiedergeburt des Tennessee-Tals». Eine andere Zeitschrift, *Heute*,

brachte Geschichten über die NS-Besatzung der Niederlande, «Männer in der Hölle der Konzentrationslager» und «Gemeinschaftsarbeit bei der Tennessee Valley Authority».²¹

Der Zuspruch seitens der deutschen Leser war, um es mit einem amerikanischen Beobachter zu sagen, «unregelmässig».²²

Die Sowjets hingegen erlaubten verlässlich «demokratischen» Deutschen von Anfang an, ihre Zeitschriften in eigener Regie herauszubringen, was eine in jeder Hinsicht fruchtbarere Strategie war. Die erste, *Aufbau*, brachte Artikel von Thomas Mann, Paul Valéry und Ernest Renan sowie Auseinandersetzungen mit der deutschen Kriegsschuld. Die Auflage war fast auf der Stelle ausverkauft.

Nachdem die Deutschen mehr als zehn Jahre auf Hollywoodfilme hatten verzichten müssen, waren die zweiunddreissig Spielfilme, die eigens ausgewählt worden waren, um dem Publikum den *American Way of Life* nahezubringen, durchaus beliebt: Man merkte die Absicht und war doch nicht verstimmt. Die dunkleren Seiten der amerikanischen Gesellschaft waren sorgsam ausgeblendet, Gangsterfilme gab es nicht. Auch *Vom Winde verweht* (1939) und *Früchte des Zorns* (1940) galten als zu negativ. Aber die Deutschen bekamen mehr oder minder dieselben nicht mehr ganz taufrischen Hollywoodfilme zu sehen wie viele andere Westeuropäer zu der Zeit: Charlie Chaplins *Goldrausch* (1942), Deanna Durbin in *100 Männer und ein Mädchen* (1937), die Filmbiographie *Abe Lincoln in Illinois* (1940) und das Musical *Der Weg zum Glück* (*Going My Way*, 1944) mit Bing Crosby als Pfarrer mit Golfleidenschaft.

Manche ausgewählten Filme gingen allerdings ins Auge und mussten zurückgenommen werden. *Einsatz im Nordatlantik* (1943), ein Kriegsfilm mit Humphrey Bogart als Offizier auf einem Handelsschiff, das von deutschen U-Booten angegriffen wird, löste in einem Kino in Bremen Handgreiflichkeiten aus. Es war eine Sache, Dokumentarfilme über Nazi-gruel sehen zu müssen; Unterhaltungsfilme über sich ergehen zu lassen, in denen hilflose Amerikaner auf See von bösen deutschen U-Boot-Mannschaften mit Maschinengewehren beschossen werden, war unerträglich. Empörte Veteranen der deutschen Marine versuchten andere Zuschauer zum Verlassen des Kinos zu nötigen.

Das Hauptproblem bei der amerikanischen und in geringerem Ausmass auch der britischen Umerziehung war ein ungelöstes, vielleicht überhaupt unlösbares Dilemma. Ziel war es, die Deutschen und später die Japaner in den Tugenden Freiheit, Gleichheit und Demokratie zu unterrichten. Aber die Lektionen in Sachen Redefreiheit kamen von Militärregierungen, deren Macht praktisch absolut war, deren Propaganda häufig eine Erweiterung der psychologischen Kriegsführung darstellte und die Zensur praktizierten, wann immer es ihren Zwecken diente. Natürlich – Kultur und Pädagogik waren nirgendwo auch nur annähernd so repressiv wie unter den Nazis oder dem japanischen Kriegsregime, und sicherlich war es einigermassen dreist, wenn Hitlers ehemalige Soldaten, darunter ein Günter Grass, die Amerikaner wegen ihres Rassismus verhöhnten, aber der Vorwurf der Scheinheiligkeit gegen die Alliierten war nicht ganz ungerechtfertigt: Wenn es von Besatzern kam, die sogar *Vom Winde verweht* zurückhielten und keine Meinungen, ja keine faktischen Informationen duldeten, die ihre eigene Politik in ein negatives Licht rückten, klang das Lob der Demokratie ein bisschen hohl.

Am 31. August erhielt die Okkupation Deutschlands einen neuen, amtlichen Status. Obwohl noch in vier Zonen geteilt, sollte das Land fortan offiziell vom Alliierten Kontrollrat regiert werden, gebildet aus den USA, der UdSSR, Grossbritannien und Frankreich. Wieder einmal hatte Ruth Andreas-Friedrich ein scharfes Ohr für Misstöne. In ihr Tagebuch schrieb sie:

*Nun wissen wir wenigstens, von wem wir regiert werden. Warum schwatzen die Zeitungen so viel über Demokratie. Demokratie heisst Herrschaft des Volkes. Uns beherrscht der Kontrollrat. Wir sollten uns hüten, das schöne Wort [Demokratie] abzunutzen.*²³

Überall in der amerikanischen Zone wurden die Buchhandlungen und Bibliotheken von amerikanischen Buchkontrolleuren durchkämmt. Nicht alle Bücher, die sie entfernten, stammten von Nazis. Verbannt wurden auch populäre Reiseberichte, in denen Amerikaner oder nichtdeutsche Europäer als ungehobelt oder degeneriert dargestellt waren, desgleichen Autoren wie Oswald Spengler (*Der Untergang des Abendlandes*) und der

Historiker Heinrich von Treitschke – der tatsächlich ein ungestümer preussischer Nationalist war, aber schon 1896 das Zeitliche gesegnet hatte, lang bevor man von Hitlers Existenz auch nur gehört hatte. Spengler wiederum hatte den Nazis zwar ursprünglich Sympathie entgegengebracht, sich aber vor seinem Tod 1936 mit ihnen entzweit. Ihm wurde die besondere Auszeichnung zuteil, sowohl von den Nazis als auch von den Amerikanern verboten zu werden.

NS-Propaganda in Büchern, Filmen oder in anderer Form der Unterhaltung zu verbieten war noch das Geringste. Die Funktionäre der Abteilung Informationskontrolle waren auch mit der Zensur von Nachrichten befasst. Der amerikanische Journalist Julian Bach brachte einen grossen Teil des Jahres 1945 damit zu, solchen Funktionären in verschiedenen Gegenden Deutschlands zuzusehen, und seine Schilderungen zeugen von einem ausgeprägten Sinn fürs Absurde: Sie waren, schrieb er, der Überzeugung, dass die Deutschen während der NS-Jahre in geistiger Hinsicht systematisch ausgehungert worden seien, und so wie sich der atrophiierte Magen ausgehungertes KZ-Überlebender ganz langsam wieder an Nahrung gewöhnen müsse, so wäre auch ein atrophiiertes Gehirn von der jähen Konfrontation mit üppiger Information überfordert. Mit Bachs Worten: «Nach Ansicht der amerikanischen ‚Mentalchirurgen‘, die angetreten sind, den deutschen Geist zu heilen, darf der Hunger nach Information und neuen Ideen nur ganz allmählich gestillt werden.»²⁴ Dass die meisten dieser Chirurgen sehr wenig Ahnung von deutscher Geschichte, Kultur und Gesellschaft hatten, dürfte für die Festsetzung der jeweils benötigten Dosis kaum hilfreich gewesen sein.

Anfangs waren die einzigen verfügbaren Zeitungen von Besatzungsoffizieren verfasst und herausgegeben. Sie fanden reissenden Absatz. Einzelne Ausgaben wurden auf dem Schwarzmarkt für das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Preises verkauft. Als in Köln die erste Nummer einer Zeitung herauskam, bildete sich auf der Strasse ein derartiger Auflauf, dass ein nervöser amerikanischer Colonel in der Nähe sich genötigt fühlte, seine Waffe zu zücken. Im Gegensatz zur Nazipresse müssen sogar diese Besatzungsblätter nach Freiheit gerochen haben. Und der Zugang zu amerikanischen und britischen Büchern und Zeitschriften in den sogenannten Amerikahäusern und British Centres, die überall in der englischen und der

amerikanischen Zone eröffnet wurden, war ein Segen für viele und blieb es lange.

Die westlichen Alliierten konnten sich allerdings nicht überall durchsetzen. Mit ihrem Lobgesang auf die Werte der Demokratie und die Redefreiheit, mit ihrem Aufruf zur Neugründung politischer Parteien provozierten sie genau die Kritik, die ungeschickte Militärzensoren so unbedingt hatten vermeiden wollen, besonders Kritik an der Militärregierung und ihrer Politik. Dass die Amerikaner die freie Marktwirtschaft einer sozialistischen Planwirtschaft vorzogen, ärgerte die Sozialdemokraten; in der britischen Zone aber, in der Vertreter von Attlees sozialistischer Regierung den Ton angaben, war es oft das genaue Gegenteil: Dort protestierten deutsche Konservative gegen die «bolschewikische» Planwirtschaft der Besatzer. Die Kritik der christlichen Demokraten hatte manchmal einen düsteren Unterton. So warnte zum Beispiel in Hessen, das in der amerikanischen Zone lag, ein Redner auf einem Jugendtag, die Entnazifizierung werde zur «Bolschewisierung» Deutschlands führen. Diese unselige Tendenz wurde «Emigranten in Alliiertenuniformen» (also Juden) in die Schuhe geschoben.

*

Dass Amerika jetzt das nachahmenswerte Vorbild war und seine Kultur, vom Bing-Crosby-Musical bis zu den Lucky Strikes, vom Swing bis zum Kaugummi, der vorherrschende Einfluss der Nachkriegszeit, sahen viele Deutsche mit zwiespältigen Gefühlen, denn es widersprach der unter Christlich-Konservativen verbreiteten Auffassung, wonach Religion und die klassische deutsche Kultur die einzigen Wege zur Erneuerung und Erlösung seien. Der Argwohn gegenüber der amerikanischen Kultur hatte einen konservativen Stallgeruch, der viel weiter zurückreichte als bis zu Hitlers Aufstieg: Dass sie derart attraktiv war, so viel Anziehung und Einfluss ausübte, liess sie wie eine Bedrohung der von den Intellektuellen definierten und geförderten traditionellen Werte dastehen. Sie störte aber auch manche linke Intellektuelle. Der Philosoph Theodor Adorno von der Frankfurter Schule, der die Kriegsjahre in den USA im Exil verbracht

hatte, empfand nur Verachtung für Jazz und andere Formen der Popkultur, die aus den Staaten herüberkamen, und griff sie vehement an, allerdings aus marxistischer Perspektive: Für ihn gehörte der Jazz zu der von ihm so genannten Kulturindustrie: ein kapitalistischer Trick, um die Massen mit kommerzieller Unterhaltung zu betäuben und anschliessend auszubeuten.

Solche Ansichten beschränkten sich nicht auf Deutschland. John Maynard Keynes, der im Sommer 1945 erster Vorsitzender des Kunstrates von Grossbritannien geworden war, erklärte seine Ziele in einer Radiosendung. «Nieder mit Hollywood!», rief er – dies zu einer Zeit, in der auch die Briten, nicht anders als die Deutschen, Holländer und übrigen Europäer in die Kinos stürmten, um amerikanische Filme zu sehen. Als die Filmgesellschaft United Artists protestierte, schrieb Keynes an die *Times* und bat in seinem Brief UA um Verzeihung für seine «Exzentricität». Er habe nur sagen wollen, dass die Länder «etwas Eigenes, für sie Charakteristisches entwickeln» sollten. Was er *wirklich* gemeint hatte, war: «Hollywood für Hollywood.»²⁵

Keynes war hier nicht ganz aufrichtig. Seine Verachtung für «Hollywood» war sehr typisch für viele europäische Intellektuelle – die zugleich ihre Begeisterung für die Kultur der Neuen Welt nur schwer unterdrücken konnten. In einem Artikel, der im Frühjahr 1945 in *Horizon* erschien, überlegte Cyril Connolly, woher die kulturelle Erneuerung in Europa denn kommen könnte, und fand, was die Welt am meisten brauche, sei «ein positiver und erwachsener Humanismus». Ob Amerika damit dienen könne? Unter dem Strich wohl nicht: Denn Amerika sei «zu sehr geldbestimmt und trockengeschleudert». Nein, die Erneuerung musste aus seinem geliebten Frankreich kommen. Nur Frankreich bringe «ein unblutiges 1789» fertig, sei imstande, «der Welt die alte Wahrheit zu verkünden, dass das Leben gelebt werden will und seine natürliche Temperatur die Freiheit ist...»

Paris war für viele Menschen das symbolische Gegengift zu «Hollywood»: das Paris eines im Café de Flore philosophierenden Jean-Paul Sartre, das Paris der Literaturzeitschriften mit Wurzeln in der Resistance, das Paris der jungen Männer und Frauen, die ein Leben in sexueller und politischer Freiheit führten. Dieser hoffnungsvolle Blick auf Frankreich zog weite Kreise, bis nach Japan, das der amerikanischen Kultur in noch höherer und konzentrierterer Dosis ausgesetzt war als Deutschland. Unter

Unter den zehn wichtigsten Publikationen, die 1946 in Japan erschienen, waren drei Übersetzungen: Sartres *La nausée*, André Gides *Intervues imaginaires* und Erich Maria Remarques *Arc de Triomphe*.²⁶ Und in Berlin vermerkte Ruth Andreas-Friedrich eine unter jungen Leuten sehr verbreitete Mode: «Wer sich berufen glaubt, eine Meinung zu äussern, trägt eine schwarze Baskenmütze.» In Japan hielt sich diese frankophile Mode, der vor allem die Intellektuellen frönten, mindestens bis zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Die Liebe zu Frankreich war aber nie ein Massenphänomen. Zumal es in Frankreich selbst nicht weniger Amerikaverrückte gab als anderswo, ob im Norden, Süden, Osten oder Westen. Nicht einmal Sartre blieb verschont. Im November 1944 wurde ein Dutzend französische Reporter in die USA eingeladen, damit sie sich dort über die amerikanischen Kriegsanstrengungen informieren könnten, und Simone de Beauvoir erwähnte in ihren Erinnerungen, dass sie «Sartre nie so beschwingt erlebt» habe wie an dem Tag, an dem er aufgefordert wurde, sich dieser Gruppe anzuschliessen. Als Beauvoir die Anziehungskraft der USA in ihren Memoiren beschrieb, hätte sie für Millionen sprechen können:

Amerika bedeutete ihm so viel! Vor allem: das Unerreichbare: Jazz, Film, Literatur hatten uns in unserer Jugend interessiert, waren aber auch ein grosser Mythos gewesen:... Amerika war ausserdem der Erdteil, der die Befreier geschickt hatte. Die Zukunft war auf dem Marsch. Der Überfluss und die grenzenlosen Horizonte; ein Tohuwabohu legendärer Bilder: Wenn man sich überlegte, dass man das alles nun mit eigenen Augen sehen sollte, wurde einem schwindlig. Ich freute mich nicht nur für Sartre, sondern auch meinerseits, da ich überzeugt war, dass, wenn der Weg erst einmal offenstand, ich ihm eines Tages folgen könnte.²⁷

Dann gab es Boris Vian und seine Bande von *zazous*, die mit einem ostentativen angloamerikanischen Kleidungsstil, wilden Partys und der heimlichen Lektüre von Hemingway und Faulkner gegen den muffigen Petainismus der Kriegsjahre protestierten. Sie waren das französische Gegenstück zur deutschen «Swingjugend», die unter viel grösserer Gefahr ihren Trotz

gegen die Nazis demonstrierte, indem sie in Privatwohnungen zum verbotenen Jazz tanzte. Nach dem Frühjahr 44 trugen Vian und die *zazous* die überzähligen Bluejeans und karierten Hemden, und sie spielten und hörten nichts als Jazz, Jazz, Jazz.

Auf die Konfrontation mit der Realität folgt häufig Enttäuschung. Sartre kam aus den USA zurück, «völlig betäubt von allem, was er gesehen hatte», wie Beauvoir schrieb. Die Menschen waren ihm durchaus sympathisch gewesen, und er war beeindruckt von Roosevelt, aber, in Beauvoirs Worten, «über das Wirtschaftssystem, die Rassentrennung und den Rassenhass hinaus stiess er sich auch noch an so manchen anderen Dingen: an dem Konformismus der Amerikaner, ihren Wertmassstäben, ihren Mythen, ihrem falschen Optimismus, ihrer Flucht vor der Tragik.»²⁸

Dass Frankreich von vielen, und besonders von vielen Franzosen, als selbstverständliches kulturelles Gegengewicht zu Amerika gesehen wurde, leuchtet ein. Wie die USA war die Republik Frankreich aus einer Revolution mit universalistischen Bestrebungen hervorgegangen: Frankreich als Zivilisation der Aufklärung, deren Früchte überall nutzbringend wachsen konnten – und auch sollten. Amerikaner haben eine ähnliche Auffassung von ihrer Republik und deren Mission in der Welt – ganz besonders im Jahr 1945, als die USA in einer weitaus besseren Position als Frankreich war, die eigenen Werte zu predigen und manchmal auch durchzusetzen. Anders war es im frühen 19. Jahrhundert gewesen, als Napoleon den französischen Universalismus mit brachialer Gewalt verbreitete, vor allem in den deutschen Kleinstaaten. Damals war die deutsche Reaktion ein wachsender romantischer Nationalismus, ein defensives Bewusstsein für Blut und Boden, dessen abscheuliche Perversion schliesslich in den NS-Staat mündete.

Die Umerziehung amerikanischen Stils im Jahr 1945 ging, trotz eines starken anfänglichen Bedürfnisses, Strafen auszuteilen, letztlich doch sehr sanft vor sich. Vielleicht war dies ein Grund, weshalb sich die Deutschen, übrigens nicht ohne Zwiespältigkeit und sogar Groll, auf das amerikanische Jahrhundert viel leichter einliessen als die Franzosen. Nachdem ihnen ja klar geworden war, was sie den Slawen und vor allem den Juden angetan hatten, können die Deutschen in der Mehrzahl nur zutiefst erleichtert darüber gewesen sein, wie sie von den Amerikanern behandelt

wurden. In der englischen und der amerikanischen Besatzungszone war das Leben mit Sicherheit besser als in der sowjetischen oder sogar, jedenfalls am Anfang, der viel kleineren französischen Zone im Rheinland entlang der Grenze. Die wichtigste Stadt unter französischer Besatzung war der elegante Kurort Baden-Baden, nun ohne kurende Gäste. Dass Frankreich überhaupt eine Zone bekam, war keineswegs selbstverständlich gewesen; obwohl General de Gaulle (dem Roosevelt immer misstraut hatte) und die Streitkräfte seines Freien Frankreichs beim Sieg über NS-Deutschland eine wichtige Rolle gespielt hatten, waren die USA dagegen – aber de Gaulles Wille siegte, wie immer. Das andere Problem mit Frankreich war, dass viele seiner Bürger auf Rache sann und aus Deutschland so viel Beute wie möglich herausholen wollten.

Dies war besonders im ersten Jahr der Okkupation der Fall, in dem sich die Franzosen als Eroberer aufführten, mehr als die Amerikaner oder Briten. Soldaten verhielten sich manchmal undiszipliniert. Rohstoffe, Kohle zum Beispiel, wurden nach Frankreich abtransportiert. Es gab französische Pläne, Teile Deutschlands zu annektieren, vor allem die Industriegebiete im Rheinland und in Westfalen und das kohlereiche Saarland; sie fanden aber bei den anderen Alliierten keine Unterstützung und verliefen schliesslich im Sand. Auch manche französischen Generäle waren dagegen, weil sie befürchteten, solche Massnahmen könnten bei den Deutschen genau die Art von Revanchismus provozieren, der den jetzt endlich beendeten Krieg ausgelöst hatte.

Aber die Franzosen, wie immer von ihrer *mission civilisatrice* be-seelt, meinten es ernst mit der Kultur, vor allem mit dem Export französischer Kultur und der zivilisatorischen Wirkung auf die Deutschen. Und nicht nur auf die Deutschen. Ausstellungen französischer Kunst, Konzerte mit Werken französischer Komponisten, französische Filme und Bücher wurden auch in den anderen Besatzungszonen gefördert, um zu zeigen, dass, wie der Chef der französischen Kulturpolitik René Thimonier sagte, «Frankreich innerhalb der Ordnung kultureller Werte nach wie vor eine grosse Nation ist, vielleicht die grösste von allen».²⁹

In Sachen Entnazifizierung gingen die Franzosen mehr oder minder so vor wie die Amerikaner: Sie entliessen Belastete, ob Lehrer oder ande-

re Berufsgruppen, aus dem Dienst und erteilten Arbeitsverbote, entfernten inkriminierte Bücher aus Bibliotheken, prüften den Inhalt deutscher Zeitungen und Radiosendungen, die von verlässlichen deutschen Journalisten unter französischer Aufsicht produziert wurden. Einer derjenigen, die zeitgenössische deutsche Publikationen in Baden-Baden kontrollierten, war der Schriftsteller Alfred Döblin, der in den dreissiger Jahren französischer Staatsbürger geworden war. Die Hilflosigkeit und geistige Verworrenheit, der Krampf und das «Verblasene, das sich für ‚mystisch‘ hielt», verblüffte ihn. Die Deutschen, vermutete er, «hatten wenig gelesen und gelernt... Der Boden brachte zuerst nur Gras und Unkraut hervor.»³⁰

Wie die Amerikaner aus der Abteilung Informationskontrolle hielten auch die Franzosen die Deutschen 1945 noch nicht für reif, um mit politischen Ideen konfrontiert zu werden, weshalb sich die Presse stattdessen auf die Probleme des täglichen Lebens und kulturelle Belange konzentrieren sollte, auf Themen wie «zeitgenössische französische Keramik» und «französische Malerei». Die Idee war, die Deutschen, die von den Entwicklungen der modernen Kunst ausserhalb des NS-Staates nichts mitbekommen hatten, Schritt für Schritt in die Zivilisation zurückzuholen. Deren Zentrum war natürlich Europa und die Hauptstadt der Kultur war, natürlich, Paris.

Es gab ein politisches Argument dafür – abgesehen von der Wiederherstellung der französischen Selbstachtung. Zwar klappte es nicht mit der Annexion des Grenzlandes entlang dem Rhein, aber dort geschah bald etwas Wichtigeres. Die umfangreiche Kohleförderung und Stahlproduktion wurde der Kontrolle einer gesamteuropäischen Institution unterstellt, von der Deutschland, Frankreich und die übrigen Mitglieder der 1951 in Paris gegründeten Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, der sogenannten Montanunion, profitierten. Die französische Besatzungszone war also die Geburtsstätte der späteren Europäischen Union. Die Initiative zu einer gemeinsam betriebenen Montanindustrie war von Frankreich ausgegangen, und der Mann, der offiziell den Vorschlag machte, war der französische Aussenminister Robert Schuman, der als Sohn eines französischen Vaters und einer deutschen Mutter in Luxemburg zur Welt gekommen war. Der westdeutsche Kanzler, der sofort zustimmte, die Kon-

trolle über eine der wohlhabendsten Gegenden Deutschlands gemeinsam auszuüben, war der ehemalige Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer.

Zu behaupten, die Aufteilung in vier Besatzungszonen sei ein Glück für Deutschland gewesen, wäre grausam gegenüber jenen, die vier Jahrzehnte lang eine kommunistische Diktatur ertragen mussten. Aber vielleicht passte die Aufteilung tatsächlich am besten zur föderalen Natur Deutschlands. Die alliierten Besatzer brachten es nie fertig, das Bildungswesen zu zentralisieren oder regionale Unterschiede in Kultur und Politik einzuebnen, und ob die Deutschen tatsächlich umerzogen wurden, ist zweifelhaft. Die grösste Leistung der Alliierten war womöglich, dass sie in Westdeutschland keine Animositäten zurückliessen. Man mag den Wunsch, einen früheren Feind umzuerziehen, als Bevormundung empfinden, aber es ist eine wohlwollendere, viel weniger gefährliche Politik als Rache. Dass die Alliierten ihrem früheren Feind wieder auf die Beine halfen, war vielleicht mehr, als mancher Deutsche verdient hatte, aber es war besser, als das Land auszupressen. Diesmal gab es keine «Dolchstosslegende», keine bewaffneten Banden von Desperados, die nur darauf lauerten, die Niederlage ihres Landes zu rächen. Was Deutschlands Zukunft wirklich gestaltete, hatte weniger mit Kultur oder Bildung, mit Gerechtigkeit oder auch nur normalem Anstand zu tun als mit politischen Umständen: dem Kalten Krieg, der Notwendigkeit, haltbare Demokratien in Europa aufzubauen, mit dem Opportunismus der deutschen Eliten, mit amerikanischen Interessen und dem utopischen Projekt, das, wie Robert Schuman sagte, darauf angelegt war, «Krieg [in Europa] unmöglich zu machen» und «den Weltfrieden zu fördern».

Was militärischen und politischen Einfluss betrifft, so mag die französische Besetzung des Rheinlands nicht besonders folgenreich gewesen sein, aber sie trug dazu bei, einen der blutigsten Risse in Europa wieder zu flicken. Ein vereintes Europa war nicht nur ein französisch-deutscher, sondern auch ein christlich-demokratischer Traum. De Gaulle verglich es, äusserst skeptisch, mit einer «Wiederaufnahme des Vorhabens von Karl dem Grossen».³¹ Die deutschen Sozialdemokraten waren dagegen gewesen, wie die französischen Kommunisten. Auch de Gaulle war dagegen, weil er fand, Frankreich sei noch nicht stark genug, um eine europäische Union zu beherrschen. Vielleicht war er auch irritiert, weil er zu der Zeit

nicht an der Macht war. Denn 1945 hatte er sich, inspiriert von Jean Monnet, sehr wohl für die Aufnahme von Ruhrgebiet und Saarland in eine europäische Föderation ausgesprochen. (Der Frage, ob Grossbritannien auch dazugehören sollte, war er ausgewichen.) Was immer die Zukunft der derzeit in Aufruhr befindlichen EU bringen mag – dieser Traum von Vereinigung und Einheit hat für die Wiedereingliederung Deutschlands in die Gemeinschaft der europäischen Nationen mehr getan als alle Umerziehungsprogramme zusammen.

*

Am 15. Dezember 1945 brachte die *Saturday Evening Post* einen Artikel über die Besetzung Japans mit einer ausserordentlichen Überschrift – ausserordentlich klingt sie heute, damals war sie es nicht. Sie lautete: «Der G.I. zivilisiert den Japs». Verfasser: William L. Worden. In der Datumszeile: «Tokio, per Bomberflugzeug».

Über der Datumszeile eine Zusammenfassung des Artikels: «Während die Japaner darauf warten, dass man ihnen sagt, was sie denken sollen, und ihre aalglatten Landsleute sich davor drücken, erweist sich das Vorbild des amerikanischen Soldaten als hilfreich.»

Im Verlauf des Artikels erfährt der Leser, dass «der Durchschnittsjapaner ein schlichtes Wesen ist, nicht weit entfernt vom Wilden – wie im Krieg eindrucksvoll bewiesen.»

Aber es gibt Hoffnung, denn «der Mann, der zur Zeit offenbar den grössten Erfolg bei der Demokratisierung und Zivilisierung des Japaners hat, ist der G. L., gerade so, wie er ihn schon erfolgreich befriedet hat.»

Dieses Bild des «Japsen» als eines Wilden war während des Kriegs weit verbreitet. Nachdem die Atombomben in Hiroshima und Nagasaki rund zweihunderttausend Menschen umgebracht hatten, schrieb Präsident Truman an einen Freund: «Wenn du mit einer Bestie zu tun hast, musst du sie wie eine Bestie behandeln.»³²

Bemerkenswert an der Okkupation ist das Tempo, mit dem solche Ansichten verschwanden. Was nicht heissen soll, dass der Gedanke, man könne die Japaner zu friedlichen Demokraten umerziehen, in manchen

Kreisen nicht mit grosser Skepsis gesehen wurde. Experten für japanische Kultur und Gesellschaft, die sogenannten Japanprofis im Aussenministerium, verwiesen von Anfang an auf den Kollektivismus von oben, der das traditionelle japanische Leben bestimme: Die Japaner verhielten sich niemals als Individuen. Sie seien es gewöhnt, Befehlen von Höhergestellten zu gehorchen. Der Kaiser werde als Heiliger verehrt, und seine Untertanen seien «träge und traditionsgebunden». Der britische Vertreter im besetzten Japan wiederum fand die Japaner «zur Selbstverwaltung in einer modernen Welt so wenig imstande wie ein beliebiger afrikanischer Stamm, allerdings viel gefährlicher».^{33*}

Antagonisten der Japanprofis, deren Theorien über den japanischen Charakter häufig auf Informationen beruhten, die sie von ihren elitären japanischen Kontaktpersonen hatten, waren die Chinaprofis, die häufig mit der Linken sympathisierten, und die New-Deal-Vertreter aus der früheren Roosevelt-Regierung. Deren Ansichten setzten sich durch, zumindest während der ersten Jahre der Okkupation. Das zentrale Datum war der 11. August, als Joseph Grew, Rangältester unter den Japanprofis und ehemaliger Botschafter in Tokio, als erster Stellvertreter des Aussenministers durch Dean Acheson ersetzt wurde. Acheson sagte im September, «das gegenwärtige Gesellschafts- und Wirtschaftssystem in Japan, von dem ein Kriegswille ausgeht, wird verändert werden, so dass der Kriegswille nicht weiterbesteht».³⁴

General MacArthur, ein tiefreligiöser Mann, dessen zu Kriegszeiten entwickelte Theorien von der «östlichen Mentalität» als kindlich und brutal bemerkenswert plump und unausgegoren waren, hielt sich für auserkoren, die Japaner umzuerziehen. Seine Wegbereiter bei dieser Mission, pflegte er zu sagen, seien Washington, Lincoln und Jesus. Idealerweise sollte der Japaner zum Christentum bekehrt werden, in jedem Fall aber – und hier stimmte MacArthur mit Konrad Adenauer überein – sei es notwendig, dass die Erneuerung nicht nur eine politische, gesellschaftliche

* Sein wichtigster Berater war John Profumo, Stabschef der britischen Armee in Japan und späterer Kriegsminister, den seine Affäre mit dem Callgirl Christine Keeler zu Fall brachte.

und wirtschaftliche, sondern auch eine spirituelle sei. MacArthur ging jedoch noch weiter. Die Okkupation Japans unter ihm, sagte er, werde in «eine spirituelle Revolution ... eine beispiellose Erschütterung in der Sozialgeschichte der Welt» münden.³⁵ Der ehemalige US-Präsident Herbert Hoover bezeichnete MacArthur anlässlich eines Besuchs in Tokio seltsamerweise als «Reinkarnation von Paulus».³⁶ Der amerikanische Vizekönig hatte aber nicht das geringste Interesse daran, die japanische Kultur oder das Land kennenzulernen; abends sass er meist zu Hause und sah Cowboyfilme. Sein Dolmetscher Faubion Bowers berichtete später, während MacArthurs fünf Jahren in Japan hätten «nur sechzehn Japaner mehr als zweimal mit ihm [gesprochen], und von diesen war keiner unter dem Rang etwa eines Premierministers, Obersten Bundesrichters oder Präsidenten der grössten Universität».³⁷

Anders als Deutschland war Japan nicht in vier Besatzungszonen unterteilt (die UdSSR hatte die Nordinsel Hokkaido für sich beanspruchen wollen, fügte sich aber, als die USA nein sagten). Die Besetzung Japans war eine rein amerikanische Vorstellung, und MacArthur, der Oberkommandierende der alliierten Besatzungstruppen, verfügte über eine nahezu absolute Macht, auch wenn er über eine gewählte japanische Regierung herrschte, die den Grossteil der eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgte. Es gibt mehrere Gründe, weshalb in Japan ein grösserer Umerziehungseifer herrschte als in Deutschland. Es kann sein, dass die in Deutschland gesammelten Erfahrungen den Weg für das spätere Vorgehen in Japan ebneten. Die Bemühungen, die in Deutschland an den anderen Alliierten, der Widerspenstigkeit der Deutschen oder regionalen Unterschieden scheiterten, hatten in Japan, wo die USA allmächtig waren, grössere Erfolgsaussichten. Der Hauptgrund aber könnte SCAPs fixe Vorstellung von den Japanern als kindliche Wilde sein, als schlichte Seelen, die reif für die Bekehrung waren. Sie waren keine Christen, und ihre Kultur war nicht in der abendländischen Zivilisation verwurzelt: Was die japanische Mentalität betraf, schien es wirklich die Stunde null zu sein.

Angesichts der Barbarei des Pazifikkriegs und der Brutalität der Kriegspropaganda auf beiden Seiten waren die Japaner erstaunlich willfähige Schüler. Die Art, wie die Japaner MacArthur ihre Achtung be-

zeugten, als er 1951 von Präsident Truman wegen Insubordination im Koreakrieg seines Amtes enthoben worden war und Japan verliess, wäre in Deutschland undenkbar gewesen: Es wurde ein eigenes Gesetz erlassen, um ihn zum japanischen Ehrenbürger zu machen, und in der Bucht von Tokio wurde ein Denkmal für den Oberkommandierenden geplant. Und Hunderttausende Japaner säumten die Strasse zum Flughafen, viele in Tränen, und riefen seiner Limousine ihren Dank nach. Eine der wichtigsten japanischen Zeitungen schrieb in ihrem Leitartikel: «Oh, General MacArthur – General, General, der Japan aus Verwirrung und Hunger gerettet hat.»³⁸

Zur Veranschaulichung ein Auszug aus dem Brief eines japanischen Anwalts mit ausgeprägten kommunistischen Neigungen an den SCAP: «Für die Zukunft des japanischen Volkes hat [das Oberkommando der Okkupation] die friedliche Morgenröte der Freiheit, Gleichheit und Güte gebracht. Es hat den Japanern bei der Errichtung einer demokratischen Nation kenntnisreich beigegeben und sie gewissenhaft angeleitet ... Um ihm unsere Dankbarkeit für seine Leistungen zu bezeugen, werden wir eine Massenversammlung abhalten und die Besatzungstruppen willkommen heissen.»³⁹ Geschrieben im November, nur drei Monate nach Hiroshima und Nagasaki.

Man kann im japanischen Verhalten ein Beispiel für fernöstliche Lobhudelei sehen, unaufrichtig, eigennützig und der langen Tradition entspringend, die andauernde Beschwichtigung mächtiger Herrscher gebot. Davon mag etwas mitschwingen, aber es ist noch lange nicht alles. Ich bin überzeugt, dass die Dankbarkeit zum grossen Teil echt war. Die Japaner hatten mehr durchgemacht als die meisten deutschen (nichtjüdischen) Zivilisten, deren Lebensbedingungen dank fetter Beute aus den eroberten Ländern bis zu den letzten Stadien des Kriegs gar nicht so schlecht gewesen waren. Zwar gingen auch in Deutschland die meisten Städte in Flammen auf, aber die Japaner hatten schon jahrelang von Hungerrationen gelebt. Und die Schikane durch die japanischen Militärbehörden und die Geheimpolizei war vermutlich noch ärger. Im Unterschied zu den Deutschen, von denen 1945 noch immer viele eine freundliche Meinung von ihrem Führer hatten, wusste kaum ein Japaner Gutes über das Militärrégime zu sagen, das dem Land nichts als Elend gebracht hatte.

Deshalb wurden die Amerikaner, als sie dann kamen und sich niederliessen, so gesund und frisch und adrett, so hochgewachsen und, in den meisten Fällen, so frei und ungezwungen, tatsächlich als Befreier gesehen, und viele Japaner waren nur zu gern bereit, sich beibringen zu lassen, wie sie selbst freier und ungezwungener würden. Es war nicht das erste Mal in der japanischen Geschichte, dass die Leute den Entschluss fassten, von einer äusseren Macht zu lernen. China war ihnen jahrhundertlang Modell gewesen, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Europa und die USA nachahmenswerte Vorbilder. Der militante japanische Nationalismus im 20. Jahrhundert war in gewisser Weise eine Reaktion auf die ausserordentlich rasante Verwestlichung, das heisst freie Marktwirtschaft, Massenmedien, Hollywoodfilme, Parteien, Marxismus, Individualismus, Baseball, Jazz und so weiter. Nach dem Desaster des Zweiten Weltkriegs kehrten die meisten Japaner liebend gern in die Moderne zurück, die sie mit dem Westen und, nach 1945, ganz besonders mit Amerika in Verbindung brachten.

Ob man dabei wirklich von Umerziehung sprechen kann, ist fraglich. Die neuen Herren und viele ihrer Schüler dachten so, kein Zweifel. Die Frage war nur, wie Japan «erneuert» werden sollte. Die Japanprofis in der US-Regierung fanden die ganze Idee absurd, und jene, die am meisten darauf erpicht waren, Japans Umerziehung in die Hand zu nehmen, wussten sehr wenig über das Land und seine Geschichte. Für sie konnte es das Äquivalent zur Entnazifizierung nicht geben, konnte keine Rede davon sein, dass die toxische Ideologie wie eine oberste Schicht von einer ansonsten gereiften Zivilisation abgeschält werden müsse, denn in ihren Augen gab es die gar nicht: Den Erneuerern aus Amerika galt die japanische Kultur per se als faul bis ins Mark.

Den alten japanischen Eliten am Kaiserhof und in der Beamten-schaft war die Notwendigkeit eines radikalen Neuanfangs allerdings genauso bewusst wie den amerikanischen Japanexperten, sie hätten sich nur sehr gern mit kleinen, gemächlichen Reformen zufriedengegeben. Aber Colonel Charles L. Kades und anderen New-Deal-Anhängern im Umkreis des SCAP gingen solche Reformen noch lange nicht weit genug. Die japanische Führung, so Kades, «wollte einem kranken Baum die Äste zu-

rückschneiden ... Wir hingegen fanden, dass wir, um die Krankheit zu heilen, die Äste samt der Wurzel abnehmen mussten.»⁴⁰

Um Japan von seiner «feudalen» Kultur zu befreien, reichte es nicht, die japanischen Fahnen mit der aufgehenden Sonne («Fleischbällchen», sagten die GIs) herunterzuholen und die musikalische und visuelle Lobpreisung des militärischen Heldenmuts der Japaner zu verbieten, ja überhaupt die japanischen Streitkräfte abzuschaffen oder eine neue Verfassung zu schreiben, die Japan das souveräne Recht, Krieg zu führen, verbot.

Dies alles wurde natürlich für notwendig gehalten; die Vorarbeiten für eine pazifistische Verfassung wurden bereits 1945 in Angriff genommen. (Wer zuerst auf die Idee zu dieser radikalen Neuerung kam, ist unklar; manche meinen, Shidehara Kijūrō, der 1945 japanischer Premierminister war: Er sei als überzeugter Pazifist mit dem Vorschlag an Mac Arthur herangetreten.) Jedenfalls wurden darin die «feudalen» Familiengesetze aufgehoben und die Rechte der Frauen gesetzlich verankert. Manche Mitglieder der politischen Elite fanden dies erschütternd, sogar relativ liberale Männer wie der ehemalige Außenminister Shigemitsu Mamoru («Shiggy» nannte ihn die US-Presse), der in seinem Tagebuch vermerkte: «Die Besatzungsarmee denkt in Begriffen, die von der blossen Einhaltung der Potsdamer Erklärung völlig abweichen ... Sie haben sich eine Umgestaltung Japans von oben nach unten vorgenommen.»⁴¹

Er hatte recht; dieses Ziel verfolgten die Reformatoren tatsächlich. Alle japanischen Sitten und Gebräuche, die als «feudal» angesehen wurden, mussten samt Wurzel entfernt werden. Amerikaner, ob Soldaten oder Zivilisten, die Japanerinnen öffentlich ihr Kind stillen sahen, versuchten diese Sitte auf der Stelle zu unterbinden. Holzschnitzwerke in traditionellen Theaterstücken, wurden konfisziert, Kabuki-Aufführungen, in denen Samurai-Helden auftraten, verboten. Earle Ernst, später ein herausragender Kabuki-Experte, betrat eines Abends das Kaiserliche Theater in Tokio, wo ein berühmtes Stück aus dem 18. Jahrhundert gegeben wurde, um eine Vorstellung von *Terakoya* abzubrechen: die Szene, in der der ehemalige Samurai-Herr den Befehl erhält, seinen Sohn zu opfern, aber ein ehemaliger Diener aus Treue zu seinem Herrn lieber den eigenen Sohn umbringt.

Diese Art von «Barbarei» auf der Bühne war nicht hinnehmbar. Zur Erbauung des japanischen Publikums musste das Theaterensemble stattdessen die Gilbert-und-Sullivan-Operette *Der Mikado* auf die Bühne bringen. Das japanische Publikum war aber nicht erbaut, sondern perplex.

Nichts war erlaubt, das sich auch nur entfernt mit «Feudalismus» in Verbindung bringen liess. Selbst Darstellungen des Fujiyama, der in der alten Naturreligion Shinto ein heiliger Ort ist, im Film, in der bildenden Kunst, an den gekachelten Wänden öffentlicher Badehäuser, in denen der Fuji beliebter Schmuck war, wurden verboten. Denn seit dem 19. Jahrhundert hatte sich Shinto in eine Art Staatskult verwandelt, der um die Anbetung des Tenno und die Vorstellung von den Japanern als einzigartiger Rasse kreist, in deren Adern auch göttliches Blut fliesst und deren Bestimmung es ist, über die niedrigeren Rassen Asiens zu herrschen. Shinto als Staatsreligion zu verbieten war im Grunde keine schlechte Idee. Die Anweisung des SCAP vom 15. Dezember hielt fest:

Ziel dieser Verordnung ist es, Religion und Staat zu trennen, um den Missbrauch der Religion zu politischen Zwecken zu unterbinden und alle Religionen, Konfessionen, Bekenntnisse auf exakt dieselbe gesetzliche Basis zu stellen, womit sie ein Recht auf exakt dieselben Chancen und Schutzmassnahmen haben.⁴²

Es konnte auch keine schlechte Idee sein, Kaiser Hirohito vor ein Rundfunkmikrofon zu setzen, damit er im Radio bekanntgebe, dass er menschlich sei wie alle anderen. Was der Kaiser tatsächlich sagte, war, dass seine Verbindungen mit dem japanischen Volk nicht «auf der falschen Vorstellung beruhten, der Kaiser sei göttlich». Dies befriedigte die Amerikaner. Die meisten Japaner waren von der Aussage nicht weiter überrascht, denn sie hatten an des Kaisers menschlicher Komponente nie gezweifelt. Sie sahen in ihm aber einen Herrscher, der von der Sonnengöttin abstammte, und diese seine Herkunft widerrief er nie. So oder so – es scheint jedenfalls, dass die Japaner sich nicht gross darum kümmerten. Nur Ultrationalisten waren empört und sind es noch: Ihrer Meinung nach ist Shinto nicht irgendeine Religion, sondern das Wesen der japanischen Kultur.

Manche Bereiche der kulturellen Umerziehung waren lediglich irritierend und im Allgemeinen nicht sehr langlebig, etwa das Verbot des Kabuki-Theaters oder der Schwertkampffilme. Andere waren so exzentrisch, dass sie schon wieder komisch waren, so wie der amerikanische Soldat, der in dem ländlichen Bezirk, für den er zuständig war, auf die Idee verfiel, den Japanern Squaredance beizubringen, denn dies werde ihre demokratische Gesinnung befördern. Und in manchen Fällen gingen die Amerikaner selbst für die relativ nachgiebigen Japaner zu weit. Zum Beispiel wurde die Möglichkeit, die chinesischen Schriftzeichen abzuschaffen und das japanische Schriftsystem zu romanisieren, ausgiebig geprüft und dann im Rahmen eines US-Bildungsauftrags empfohlen. Es wurde nichts daraus. Andererseits aber wurde, anders als in Deutschland, das Bildungssystem radikal umgestaltet, reine Mädchen- bzw. Knabenschulen mussten gemischten Gesamtschulen weichen: Auf eine dreijährige Grundstufe folgten eine dreijährige Mittel- und eine dreijährige Oberstufe.

Die Stadt Omi im Landesinneren, nicht weit von Kyoto, könnte als das japanische Äquivalent von Aachen dienen. Im Herbst 1945 kam eine US-Militärpatrouille auf die Idee, eine dortige Grundschule in Augenschein zu nehmen. Der Anblick der amerikanischen Soldaten erschreckte die Schüler so sehr, dass sie zu schreien angingen. Gefragt, ob sie die Amerikaner gut leiden könnten, erfolgte ein stürmisches Kopfschütteln. Die Klassenzimmer waren noch mit Kriegsplakaten geschmückt, die japanische Soldaten in Heldenpose darstellten. Einer der Lehrer war ehemaliger Offizier; in seiner Schreibtischlade kam eine blutbefleckte Matrosenmütze zum Vorschein. Die US-Inspektoren waren sehr unzufrieden und wiesen den Schulleiter an, den Exoffizier zu feuern und sämtliche Verweise auf den Krieg augenblicklich zu entfernen.

Sechs Monate später kehrten einige aus dem Team an den Schauplatz zurück. Diesmal wirkten die Kinder weniger verschreckt. Einer der Offiziere piff «Swanee River», und zum grössten Vergnügen der amerikanischen Truppe sangen die Kinder auf Japanisch mit, gefolgt von «Auld Lang Syne» und dem «Maine Stein Song». Nicht weniger erfreut war die Gesellschaft, als sie feststellte, dass die Schulbücher ordnungsgemäss bearbeitet worden waren: Alle «feudalen» Abschnitte, die sich auf den Krieg

bezogen, auf Japans kriegerische Vergangenheit, auf den Kaiser etc., waren mit Tusche geschwärzt. Der Schulleiter, strotzend von gutem Willen, sprach Englisch. Er versprach, dass alle Kriegsplakate verbrannt würden, und es sollten auch noch ein paar weitere Lehrer, von denen drei in der Armee gewesen waren, entlassen werden.⁴³

So erleichtert viele Japaner über das vergleichsweise freundliche Verhalten der amerikanischen Sieger und so dankbar sie für die von den politischen Eliten aufoktroierten demokratischen Reformen gewesen sein mochten, löste die Umerziehung nach amerikanischer Art doch nicht nur schlichte und geradlinige Gefühle aus. Ein faszinierender Brief an die Zeitung *Asahi* von einem Schüler der Mittelstufe gibt sehr genau eine bei jungen Japanern verbreitete Reaktion auf die Kehrtwende wieder, die ihre Eltern vollzogen; am einen Tag wurden sie gelehrt, den Kaiser anzubeten und den heiligen Krieg in Asien zu unterstützen, und am nächsten forderten dieselben Lehrer sie auf, den japanischen Feudalismus anzuprangern und sich für *demokurashii* einzusetzen.

Der Schüler beginnt seinen Brief mit der Feststellung, dass viele Erwachsene fürchteten, es würde schwer, junge Leute umzuerziehen, die mit dem Militarismus aufgewachsen seien. In Wahrheit aber hätten die jüngsten Erfahrungen die Jugend politisch viel bewusster gemacht. Sie hätten Japan ja immer nur im Krieg kennengelernt, Friede sei wie ein «Hervortreten aus tiefer Dunkelheit in blendendes Sonnenlicht». Alles, was sie früher gelernt hätten, erweise sich jetzt als ganz und gar falsch. «Wie sollten sie je ihrer Regierung trauen oder überhaupt irgendwelchen Erwachsenen?» Anlass zur Sorge gäben doch die Erwachsenen, die angesichts der jüngsten Vergangenheit oft noch verwirrt und zwiespältig seien – sie hätten doch eindeutig die grösseren Schwierigkeiten, sich vom Geist des Militarismus zu befreien.⁴⁴

Er sprach für eine der politisch aktivsten Generationen in Japans jüngerer Geschichte. Die meisten waren links, und alle waren erfüllt von Misstrauen gegen das alte japanische Establishment und empfanden es als höchsten Verrat, als sich dieselben Amerikaner, die nach Japan gekommen waren, um Freiheit, Pazifismus, Demokratie zu lehren, durch den Kalten Krieg veranlasst sahen, sich ebendiesem Establishment an den Hals zu

werfen, dem noch das Blut vom letzten Krieg an den Händen klebte, 1960 gingen Japaner, die jenem jungen Verfasser des Briefs an *Asahi* sehr ähnlich waren, in Scharen auf die Strasse, als Premierminister Kishi Nobusuke, der Albert Speer des kriegführenden Japans, ein Sicherheitsabkommen mit den USA unterzeichnete, das Japan zur ständigen Basis für US-Militäroperationen in Asien machte. Sie protestierten gegen Japans indirekte – und höchst lukrative – Beteiligung am Vietnamkrieg, der wie ein Echo früherer Asienkriege schien. Die japanische Linke, die vor Wut über Japans Rolle beim US-»Imperialismus« kochte, und die Rechte, die ebenso wütend war, dass sie sich einer «amerikanischen» pazifistischen Verfassung unterwerfen musste, hatten eines gemeinsam: das Gefühl, dass die US – Besatzung nie zu Ende gegangen sei.

Für manche war es mit der Nachkriegs-demokras/w ein bisschen zu leicht gegangen, als sei ihnen ein Geschenk der ausländischen Eroberer in den Schooss gefallen. Ein sehr bekannter Cartoon von Kato Etsuro zeigte eine ekstatische japanische Menge, manche noch mit Militärmützen; alle recken die Hände zum Himmel, von dem die Fallschirmkanister herabschweben wie Manna; auf den Kanistern steht: «Demokratische Revolution».⁴⁵ Es war ein bisschen demütigend, etwas geschenkt zu bekommen, was man sich eigentlich hätte erkämpfen müssen.

Zum Teil war die Demütigung Absicht, richtete sich aber nicht direkt gegen das japanische Volk. Das emblematischste Foto der Besatzung, im September 1945 veröffentlicht, wurde bei Kaiser Hirohitos offiziellem Besuch (eigentlich einer Audienz) bei General MacArthur in der Amtssidenz des SCAP aufgenommen: Der Kaiser, vierundvierzig Jahre alt, ein Bürschchen im Vergleich zum Oberkommandierenden, der fünfundsiebzig war, steht im Cutaway stramm, und neben ihm baut sich MacArthur auf, dessen höhere Autorität sich nicht nur an der überlegenen Körpergrösse zeigt, sondern auch an der ausgesuchten Lässigkeit – dem am Hals offenen Khakihemd, den in Hüfthöhe bequem auf den Rücken gelegten Händen.

Das Foto erschien in allen grossen Zeitungen, und die japanische Regierung, schockiert von einem Bild, das nach Majestätsbeleidigung roch, verbot augenblicklich jede weitere Veröffentlichung. Tags darauf

hob MacArthur das Verbot wieder auf und verordnete neue Massnahmen zur Garantie der Pressefreiheit. Das hiess aber nicht, dass die Amerikaner keine ebenso aktive Nachrichtenzensur ausgeübt hätten wie in Deutschland: Sie zensurierten sehr wohl. Zum Beispiel war es verboten, Hiroshima zu erwähnen, negativ über die USA zu berichten, die Herrschaft des SCAP zu kritisieren. (1946 wurde sogar der Film *Die japanische Tragödie* verboten, weil er die Rolle des Kaisers während des Kriegs zu kritisch beleuchtete: Schliesslich hatte ihn MacArthur von allem Vorwurf freigesprochen.)

Dennoch war Demokratie nicht nur ein leeres Wort. Manche per Fallschirmkanister abgeworfene revolutionäre Neuerung war durchaus real. Aber die Scham hielt sich zäh; Takami Jun, einer der nachdenklichsten und ehrlichsten Schriftsteller seiner Zeit, fand dafür eindringliche Worte. Am 30. September schrieb er in sein Tagebuch:

Wenn ich daran zurückdenke, dass die Freiheit, die einem Volk von Natur aus von der eigenen Regierung gegeben werden müsste, nicht gegeben werden konnte, sondern zum ersten Mal von den Streitkräften eines anderen Landes geschenkt wurde ... kann ich nicht umhin, Scham zu empfinden. Ich schäme mich als einer, der Japan liebt, schäme mich um Japans willen.⁴⁶

Das Gefühl ist verständlich, aber solche Äusserungen sind etwas irreführend. Noch heute hört man häufig die arrogante Behauptung, die Amerikaner hätten die Institutionen des modernen Japan aus dem Nichts aufgebaut, die «Verwestlichung» habe 1945 begonnen und die Japaner seien dank wohlmeinender amerikanischer Weisung innerhalb eines, maximal zweier Jahre nach ihrer Niederlage im Krieg vom «Feudalismus» direkt in die Demokratie katapultiert worden. Dabei hatte es bereits in den zwanziger Jahren demokratische Institutionen gegeben, so mangelhaft und anfällig sie gewesen sein mochten. In Japan wie in den westlichen Zonen Deutschlands schufen die Westmächte die Voraussetzungen, um diese Institutionen auf festerer Grundlage wiederherzustellen. Das geht nicht immer automatisch. Japanische Politiker und Beamte mussten häufig gezwungen werden, demokratische Reformen, die den meisten Menschen ja

willkommen waren, umzusetzen. Was allerdings weder die Amerikaner noch die Japaner hatten voraussehen können, war, dass die eine Neuerung, die sich die Amerikaner wirklich ganz allein ausgedacht hatten, sowohl der Eckpfeiler als auch die Last der japanischen Nachkriegsidentität würde.

Artikel 9 der japanischen Verfassung, die zwar erst 1946 entstand und damit nicht mehr im zeitlichen Rahmen dieses Buchs steht, ist es dennoch wert, hier zitiert zu werden, denn er drückt mehr als alles andere den Idealismus von 1945 aus:

(1) In aufrichtigem Streben nach einem auf Gerechtigkeit und Ordnung gegründeten internationalen Frieden verzichtet das japanische Volk für alle Zeiten auf den Krieg als ein souveränes Recht der Nation und auf die Androhung oder Ausübung von Gewalt als Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten.

(2) Um das Ziel des vorhergehenden Absatzes zu erreichen, werden keine Land-, See- und Luftstreitkräfte oder sonstige Kriegsmittel unterhalten. Ein Recht des Staates zur Kriegsführung wird nicht anerkannt.

1953 schockierte Richard Nixon während eines Japanbesuchs als Eisenhowers Vizepräsident die Japaner mit der Behauptung, Artikel 9 sei ein Fehler gewesen. Es gebe keinen Grund, weshalb ihn die Japaner nicht revidieren sollten – die USA hätten nichts dagegen. In Wahrheit wollten die USA Japan als starken Verbündeten gegen den Kommunismus gewinnen. Aber die Mehrzahl der Japaner lehnte ab. Sie waren stolz auf ihre Verfassung und wollten keine Änderung. Der in der Verfassung festgeschriebene Pazifismus hatte einer Nation, die in mehreren schrecklichen Kriegen Millionen Menschen abgeschlachtet hatte, ein neues Gefühl von moralischer Absicht, ja Überlegenheit gegeben: Japan wollte die Welt in eine neue Epoche des Friedens führen. In japanischen Augen sind es die Amerikaner – in Korea, Vietnam und später im Irak und in Afghanistan –, die verurteilt werden müssten, weil sie von ihrer kriegerischen Tradition einfach nicht ablassen.

Dies war mindestens fünfzig Jahre nach dem Krieg mehr oder weniger der Tonfall des öffentlichen Diskurses in Japan. Aber der Pazifis-

mus hatte seinen Preis. Idealismus und Realität klafften bald auseinander, und die Japaner bauten entgegen ihrer Verfassung doch wieder Streitkräfte auf, zunächst getarnt als Polizeitruppe, später als die Japanischen Selbstverteidigungsstreitkräfte (*Jieitai*). Das war nicht nur scheinheilig, sondern ignorierte ein anderes Problem, das die Japaner auf der rechten wie auf der linken Seite fast in gleichem Mass übernahmen: In punkto Sicherheit war Japan noch immer auf die USA angewiesen; das Land konnte sich nach wie vor zum Pazifismus bekennen, solange es unter dem atomaren Schirm seiner früheren Eroberer stand. In Ostasien gab es nie so etwas wie eine NATO oder Europäische Union, mit der Japan hätte Vertrauen aufbauen und einen neuen Platz unter seinen Nachbarn finden können.

Artikel 9, an dem die meisten nach wie vor festhalten, den die nationalistische Rechte aber von Herzen verabscheut, hat auch die Einstellung der Japaner zur eigenen Geschichte durcheinandergebracht. Solange Liberale und Linke die Pazifismusklausel als unverzichtbare Busse für die Kriegsschuld verteidigen, behauptet die Rechte, Japan habe nicht mehr Schuld auf sich geladen als jedes andere Land im Krieg. Wenn die Massaker von Nanking und Manila Gründe seien, der Nation ein souveränes Recht abzusprechen, dann habe man allen Grund, die Bedeutung dieser «Vorkommnisse» herunterzuspielen. Dieser hoffnungslos polarisierte politische Streit, der sich als historische Debatte verkleidet, hat jahrzehntelang Japans Verhältnis zu den übrigen asiatischen Staaten vergiftet: Auch dies gehört, neben der einseitigen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, zum Vermächtnis von 1945, einem Jahr ungezählter Katastrophen, das mit derart hohen Erwartungen zu Ende ging.

Kapitel 9 Eine Welt

Brian Urquhart, der schon erwähnte britische Offizier beim militärischen Nachrichtendienst, der zur Krankmeldung genötigt worden war, nachdem er seine Vorgesetzten auf die Risiken des geplanten Fallschirmabsprungs alliierter Truppen bei Arnhem im September 1944 hingewiesen hatte, hätte leicht als Zyniker enden können: Die Operation Market Garden wurde jedenfalls durchgeführt und kostete Tausenden jungen Männern das Leben – «Monty» wollte eben um jeden Preis seinen amerikanischen Rivalen überstrahlen, General George Patton. Gut sechs Monate später, bereits desillusioniert von der arroganten Dummheit der eigenen Leute, war Urquhart einer der ersten alliierten Soldaten, die das KZ Bergen-Belsen betreten. Erst Idiotie, dann Grauen. Als der Krieg endlich vorbei war, kam keine rechte Freude bei ihm auf.

Und doch gelang es ihm, der Falle des Zynismus zu entgehen. In seiner Autobiographie schrieb er: «Ich dachte nicht darüber nach, dass es nie mehr so sein würde, wie es gewesen war. Ich hatte nicht allzu viele Erfahrungen mit der alten Ordnung und glaubte nicht, dass sie mir fehlen würde. Eines allerdings dachte ich ständig: dass solche Katastrophen ein für alle Mal verhindert werden müssen. Das war die grösste Aufgabe, die wir jetzt hatten.»¹

Vor dem Krieg hatte sich Urquhart für den Völkerbund begeistert. Sein internationalistischer Enthusiasmus, erinnert er sich, geht auf seine Kindheit und seine enge Verbindung mit dem privaten Mädcheninternat Badminton und dessen exzentrischer Schulleiterin zurück, Miss Beatrice M. Baker, von allen BMB genannt. Urquharts Mutter unterrichtete an der Badminton-Schule. Seine Tante Lucy war die Partnerin der respekteinflössenden BMB, an der Schule wie im Leben. Im Alter von sechs war Urquhart der einzige kleine Junge unter mehr als zweihundert Mädchen.

BMBs Sympathien neigten sehr nach links, und wie viele ihrer Zeitgenossen betrachtete sie «Onkel Joe» Stalin mit wohlwollendem Blick. In den dreissiger Jahren nahm sie jüdische Flüchtlinge vom Kontinent auf, was die wenigsten privaten Internatsleiterinnen damals getan hätten. Sie liess sogar ihre Mädchen, darunter meine Mutter, die während des Kriegs dort Schülerin war, unter Spruchbändern mit der Botschaft «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» durch die Strassen von Bristol marschieren.

Nach dem Krieg wurde Urquhart von dem Historiker Arnold J. Toynbee kurzfristig für eine Sonderabteilung des Aussenministeriums engagiert, die eingerichtet worden war, um Nachrichten aus den besetzten Niederlanden zusammenzutragen, aber als es mit der Besetzung der Niederlande vorbei war, gab es nicht mehr viel zu tun – kleines Beispiel für die vielen bürokratischen Merkwürdigkeiten, die vom Krieg geblieben waren. Dieses Amt währte also nicht lang. Urquharts nächster Arbeitgeber war Gladwyn Jebb, der britische Diplomat, der die jüngst gegründeten Vereinten Nationen organisieren sollte; Urquhart arbeitete am Entwurf der UN-Charta mit. Während seines weiteren beruflichen Lebens blieb er treuer Diener jener weltweiten Institution, deren Ideale ihn nach wie vor bewegen, selbst wenn er ihre Mängel in der Praxis durchaus kritisch betrachtet.

Vier Jahrzehnte später schrieb er über die berauschende Zeit im Herbst 1945:

... es lässt sich kaum wiedergeben, welche Frische, welcher Enthusiasmus diese Pioniertage bestimmten. Der Krieg war allen noch in lebhafter, unmittelbarer Erinnerung. Viele von uns waren beim Militär gewesen, andere waren erst Monate zuvor aus dem Untergrund wieder aufgetaucht. Das Engagement für den Frieden war ein in Erfüllung gegangener Traum, und ein zusätzlicher Anreiz war, dass wir ganz von vorn anfangen mussten, praktisch von Null an.²

Einer von Urquharts engsten Freunden im UN-Sekretariat war ein hier ebenfalls bereits erwähnter Mann, der französische Widerstandskämpfer Stéphane Hessel, der von der Gestapo verhaftet und gefoltert und an-

schliessend nach Buchenwald und Mittelbau-Dora geschickt worden war. Zur Welt gekommen war er 1919, im selben Jahr wie Urquhart. Auch Hessels Herkunft war nicht gewöhnlich: Sein Vater Franz Hessel, ein angesehener deutscher Schriftsteller und Proust-Übersetzer, war das Vorbild des Jules in *Jules et Jim*, der Geschichte einer fatalen französisch-deutschen Dreiecksbeziehung, aus der François Truffaut später seinen berühmten gleichnamigen Film machte. Wie Urquhart wollte auch Stéphane Hessel auf einer globalen Bühne für eine bessere Welt arbeiten. Seinen Ehrgeiz beflügelte ein Beweggrund, der sich von dem normalen Abscheu vor dem Krieg und der Friedenssehnsucht abhob: Was ihn zur Diplomatie brachte, schrieb er in seinen Erinnerungen, sei «der Kosmopolitismus der Konzentrationslager» gewesen, in denen Menschen aus vielen Nationen und Schichten zusammengepfercht wurden.³ Drei Jahre nach Kriegsende arbeitete er an der Formulierung der 1948 genehmigten und verkündeten Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte mit. Hessel starb Anfang 2013 mit fünfundneunzig Jahren.

Aussergewöhnliche Menschen alle beide, kein Zweifel. Nicht aussergewöhnlich war ihr Idealismus, der aus dem Erlebnis der Zerstörung hervorgegangen war. Die Idee, dass es eine neue Weltordnung brauchte, regiert von einer globalen Organisation, die robuster und effizienter wäre als der Völkerbund, traf weltweit auf offene Ohren; manche trieben diese Einsicht sehr weit. Noch vor dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki hatten Anhänger der Weltregierung häufig apokalyptische Worte gefunden. Arnold Toynbees Forderungen nach einer Weltregierung und einer Weltpolizei, die allein in der Lage seien, einen dritten Weltkrieg zu verhindern, mögen heute abwegig klingen, wurden damals aber von hochrangigen Politikern im US-Aussenministerium durchaus ernst genommen. Wie eine Gallup-Umfrage im April 1945 ergab, wünschten sich einundachtzig Prozent der Amerikaner, dass die USA einer «Weltorganisation mit Polizeigewalt zur Erhaltung des Weltfriedens» beiträten.⁴

Nachdem das Konzept einer Weltregierung aber recht vage war, neigten die Theoretiker dazu, ihre persönlichen Ideale auf die Zukunft zu projizieren. Mahatma Gandhi war, wie nicht anders zu erwarten, der Überzeugung, dass ein Weltbund unbedingt auf seinen Prinzipien der Gewalt-

freiheit gegründet sein müsse; Toynbee wiederum meinte, die Weltpolizei solle, zumindest in der Anfangszeit, unter angloamerikanischer Führung stehen, und plante einen «demokratischen angloamerikanischen Weltstaatenbund».⁵ Er war nicht der einzige. Lord Lothian, 1939 Botschafter in Washington, sah im Britischen Empire das Modell für eine föderale Weltregierung. Auch dies mag uns heute als nicht nur eigennützig, sondern völlig abstrus erscheinen, doch damals war die Idee einer liberalen angelsächsischen Hegemonie in Grossbritannien und den USA nichts Abwegiges. Churchill glaubte selbst eine Zeitlang daran. Und noch heute taucht die Idee gelegentlich als Stärkung für das Selbstwertgefühl englischsprachiger Träumer wieder auf, eingeschlossen den einen oder anderen Bewohner des Weissen Hauses.

E. B. White, der für den *New Yorker* schrieb, schlug in einem Kommentar San Francisco als den richtigen Ort vor, an dem im Frühjahr 1945 auf einer Konferenz der Entwurf zur ersten Charta der Vereinten Nationen entstehen sollte. Schliesslich gälten die «USA überall auf der Welt als wahr gewordener Traum, als eine Art Weltstaat im Kleinen».⁶ Diese Selbstgefälligkeit kommt uns heute ziemlich muffig vor, aber auch sie ist nicht ganz verschwunden. E. B. White war sich trotz allem bewusst, dass die amerikanische Traumlandschaft manchen Makel hatte. Am 5. Mai, eine Woche nach Beginn der Konferenz von San Francisco, schrieb er, es habe irgendwo in Kalifornien «eine Gruppe von Radikalkonservativen (sahen wir in den Zeitungen) versucht, den Zuzug zu bestimmten Stadtvierteln auf ‚Menschen kaukasischer Rasse‘ zu beschränken».⁷

Dann gab es jene Europäer, oft vom Widerstand gegen NS- und faschistisches Regime herstammend, die in der europäischen Einheit den ersten Schritt zu einer vereinten Welt sahen. Schon 1942 veröffentlichte die französische Widerstandsgruppe Combat (auch als Mouvement de Liberation Nationale, MLN, bekannt) ein Manifest, in dem sie erklärte, dass «die Vereinigten Staaten von Europa – eine Etappe auf dem Weg zur Weltunion – bald konkrete Wirklichkeit sein werden, für die wir kämpfen».⁸ Einer der Protagonisten bei Combat war Albert Camus, ein Mann, der gewiss nicht zur Übertreibung neigte. Später stand er in engem Kontakt zu einer anderen antifaschistischen Widerstandsgruppe, die sogar noch früher, 1941, die europäische Einheit gefordert hatte: Ihre Schrift

war das Manifest von Ventotene, so benannt nach seinem Entstehungsort, einer Insel vor der Küste Neapels, auf der Mussolini Altiero Spinelli und andere italienische Linke in einem im 18. Jahrhundert von den Bourbonen errichteten düsteren Gefängnis eingesperrt hatte. Verfasser war einer der Gefangenen, der Politiker und Antifaschist Ernesto Rossi, der erklärte, nationale Politik jeglicher Art sei etwas für Reaktionäre, alle fortschrittlich Gesinnten aber sollten für einen «soliden internationalen Staat» kämpfen: Erst ein föderales Europa, dann eine föderale Welt.

Das Ideal eines vereinten Europas ist natürlich viel älter; es reicht mindestens bis zum Heiligen Römischen Reich im 9. Jahrhundert zurück. Seither hat es zahlreiche Wandlungen durchlaufen, aber zwei Themen blieben immer gleich: zum einen das Ideal eines vereinten Christentums mit Europa als spirituellem und politischem Zentrum. Die Katholiken – Erasmus von Rotterdam zum Beispiel – und besonders die französischen Katholiken hielten durch die Jahrhunderte unverdrossen daran fest. So träumte Maximilien de Béthune, Herzog von Sully (1560-1641), von einer christlichen europäischen Republik, der die Türken nur beitreten könnten, wenn sie sich zum christlichen Glauben bekehrten.

Das zweite, eng damit verwandte Ideal war ewiger Frieden. 1713 veröffentlichte ein anderer katholischer Franzose, der Abbé de Saint-Pierre, sein *Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe* («Plan für den ewigen Frieden in Europa»), den ersten Vorschlag einer europäischen Union – mit europäischem Senat, einer europäischen Armee und gleichem Wahlrecht für die grösseren Mitgliedsstaaten.

Immerwährender Frieden und Einheit in Christo waren für die frühen paneuropäisch Denkenden oft ein und dasselbe: Friedliche Vereinigung war ja ein religiöser Gedanke, eine christliche Utopie, die sich nicht unbedingt auf den europäischen Kontinent beschränkte, sondern, wie das Christentum überhaupt, eine universalistische Sehnsucht war. Idealerweise sollten natürlich die nationalen Grenzen im irdischen Reich Gottes aufgehoben sein.

Nach der Aufklärung vertraten die Rationalisten mit lediglich geringfügigen rhetorischen Änderungen eine neue Spielart dieses religiösen Universalismus. Der französische Dichter und Staatsmann Alphonse de

Lamartine verfasste 1841 eine rationalistische Ode an die europäische Einheit mit dem Titel *La Marseillaise de la paix* («Die Friedensmarseillaise»): «Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich /... / Wer denkt – wes Volkes auch! –, ich will ihn Landsmann nennen! / Die Wahrheit ist mein Vaterland!»* Als Aussenminister Frankreichs im Revolutionsjahr 1848 veröffentlichte Lamartine ein Manifest, das die französische Republik als Modell nicht nur für Europa, sondern für die gesamte Menschheit vorstellte.

Auch am Ende des Zweiten Weltkriegs vollzog sich ein Wechsel vom religiösen zum rationalistischen Idealismus. 1940, noch vor Kriegseintritt der USA, richtete ein Verband, der sich Ökumenischer Rat der Kirchen Christi in Amerika nannte, eine Kommission ein, die sich für einen «Gerechten und dauerhaften Frieden» einsetzen sollte – ein bisschen verfrüht vielleicht, aber ein lohnendes Ziel auf jeden Fall. Unterstützung bei diesem Bestreben bekamen die protestantischen Geistlichen und Laien manchmal von Juden und Katholiken. In den grossen Städten der USA wurden «nationale Missionen für Weltordnung» eingerichtet. Unter dem Titel «Die sechs Säulen des Friedens» legte die Kommission eine Erklärung über die Notwendigkeit einer weltweiten Organisation vor. Damit niemand auf die Idee käme, die Erklärung sei das Werk unterbeschäftigter Träumer, war als Kommissionsvorsitzender John Foster Dulles ernannt worden, in den frühen dreissiger Jahren ein Bewunderer Hitlers, und in den fünfziger Jahren, als Eisenhowers Aussenminister, ein grimmerer alter Kämpfer.

Dulles spielte eine Schlüsselrolle bei diversen sehr schäbigen, moralisch zweifelhaften politischen Strategien: Zum Beispiel unterstützte er den französischen Kolonialkrieg gegen die nationalistische Vietminh, die «Liga für die Unabhängigkeit Vietnams», und 1953 war er einer derjenigen, die im Iran die demokratisch gewählte Regierung unter Premier Mohammad Mossadegh zu Fall brachten, weil sie Mossadegh für zu nachsichtig gegenüber den Kommunisten hielten und in ihm eine Gefahr für die angloamerikanischen Ölinteressen sahen. Das Ergebnis war ein Staatsstreich, eingefädelt von britischen Agenten und der CIA und durchgeführt von Dulles Bruder Allen. Doch Dulles' Antikommunismus war

* Übersetzung: Ferdinand Freiligrath, 1841.

nicht allein von Wirtschaftsinteressen diktiert: Er war tatsächlich ein christlicher Moralist, und der Krieg gegen den gottlosen Kommunismus war ihm in erster Linie moralische Pflicht. Auch glaubte er nach eigenem Bekunden an die «moralische Macht» der Vereinten Nationen und trat in San Francisco als Berater der US-Delegation auf.⁹ Seine Reaktion auf den Einsatz zweier Atombomben gegen Japan scheint ungewöhnlich, nicht nur für die damalige Zeit, sondern vor allem für einen Mann, der in der Tradition des amerikanischen Konservatismus stand, war aber nicht untypisch für ihn: «Wenn wir als explizit christliche Nation uns moralisch frei fühlen, die Atomenergie auf diese Weise zu nutzen, werden die Menschen auch anderswo dieses Urteil akzeptieren. Atomare Waffen werden als normaler Bestandteil des Rüstungsarsenals gelten, und die Bühne ist bereit für die jähe und endgültige Vernichtung der Menschheit.»¹⁰

Tatsächlich war die Zerstörung von Hiroshima der Anlass, der die «Eine Welt»-Rhetorik von der gleichsam religiös-moralischen Beseeltheit zu etwas Säkularem und Unmittelbarem verschob. Wissenschaftler zählten zu den ersten, die vor den Folgen einer Waffe warnten, an der manche von ihnen selbst mitgebaut hatten. Die furchterregende Explosion der allerersten Atombombe in der Wüste von New Mexico am 16. Juli 1945 veranlasste Robert Oppenheimer, den wissenschaftlichen Leiter des Manhattan-Projekts, zu einer quasi religiösen Reaktion. Er zitierte aus der Bhagavad Gita, der zentralen Schrift des Hinduismus:

*Wenn das Licht von tausend Sonnen am Himmel plötzlich bräch'
hervor, das wäre gleich dem Glanze dieses Herrlichen und ich bin
der Tod geworden, Erschütterer der Welten.*

Einsteins erste Worte, als er von der Bombardierung Hiroshimas hörte, waren: «O weh!»¹¹

Zwei Monate später übergaben er und andere bekannte Persönlichkeiten wie Senator J. W. Fulbright und Owen J. Roberts, Beigeordneter Richter am Obersten Gerichtshof der USA, der *New York Times* einen Brief, in dem sie schrieben: «Die erste Atombombe hat mehr zerstört als

die Stadt Hiroshima. Sie sprengte auch unsere überkommenen, jetzt überholten politischen Vorstellungen.»¹² Dazu gehöre die nationale Souveränität. Die 1948 in San Francisco gebilligte UN-Charta sei erst ein Beginn: «Wenn wir einen dritten Weltkrieg zu verhindern hoffen, müssen wir eine föderale Weltverfassung ebenso anstreben wie ein funktionierendes weltweites Rechtssystem.»

John Foster Dulles hatte erst für eine Kontrolle der Atomenergie durch die UNO plädiert, sich dann aber, nachdem die UdSSR ihre eigene Bombe gezündet hatte, sehr schnell eines Besseren besonnen. In einem Interview, das im November 1945 in der *Atlantic Monthly* erschien, äusserte Einstein die Meinung, das «Geheimnis der Bombe muss einer Weltregierung anvertraut werden, und die USA sollten sich sofort bereit erklären, es einer Weltregierung zu übergeben».

Das vielleicht überzeugendste Plädoyer für die Moral in der Politik hielt im selben Monat jener alte christliche Sozialist, der britische Premierminister Clement Attlee, in einer Rede vor dem kanadischen Parlament. Teilweise auf Französisch und explizit auf Hiroshima Bezug nehmend, forderte Attlee, Wissenschaft und moralisches Verhalten müssten miteinander in Einklang gebracht werden. Er sei überzeugt – so berichtete es die Londoner *Times* –, «dass die im Lauf der Jahrhunderte errichtete Zivilisation in Trümmer ginge, wenn wir in moralischer Hinsicht nicht den gleichen Enthusiasmus an den Tag legten, wie ihn die Wissenschaftler ihren Forschungsobjekten entgegenbringen».¹³

*

Zu dem langen Prozess, der aus den Ruinen von 1945 nach und nach die heutige Welt hervorbrachte, mag der hochgesinnte Idealismus ehemaliger Widerstandskämpfer und Friedenssoldaten, erschütterter Wissenschaftler und christlicher Eine-Welt-Anhänger seinen Teil beigetragen haben, aber nicht annähernd so viel, wie sie sich das wohl gewünscht hätten. Was die internationalen Institutionen nach dem Krieg (und tatsächlich auch schon während des Kriegs) prägte, waren weniger religiöse oder moralische Ideale als vielmehr politische Erwägungen.

Den Keim der UN-Charta, die dann in San Francisco erarbeitet wurde, legte ein Treffen zwischen Churchill und Roosevelt in der Placentia Bay, vor der Küste Neufundlands, im August 1941. Grossbritannien hatte die Luftschlacht um England überstanden, wenn auch unter hohen Verlusten. Deutschland war kurz zuvor, am 22. Juni, in die Sowjetunion einmarschiert, Pearl Harbor stand noch bevor (am 7. Dezember 1941), und Roosevelt wollte die amerikanischen Wähler schonend darauf vorbereiten, dass sie eine stärkere Beteiligung der USA am europäischen Konflikt zu akzeptieren hätten. Und so kamen die beiden Regierungschefs auf ihren jeweiligen Schlachtschiffen herbei, Roosevelt auf der USS *Augusta*, Churchill auf HMS *Prince of Wales*, um eine «Atlantik-Charta» zu entwerfen.

Interessanterweise war es Churchill, der unbedingt auf eine künftige Weltorganisation Bezug nehmen wollte. Roosevelt, enttäuscht vom Scheitern des Völkerbunds und nervös wegen des zu erwartenden Widerstands seiner Landsleute gegen internationale Verwicklungen, strich Churchills Vorschläge erst einmal. Auch war er nicht erpicht auf den britischen Imperialismus, obwohl er durchaus fand – und darin war er sich mit Toynbee einig –, dass Grossbritannien und die USA für die nächsten paar Jahre gemeinsam die Welt beaufsichtigen sollten. Roosevelt berief sich auf seine «vier unabdingbaren Freiheiten des Menschen», die er der Welt im Januar desselben Jahres erstmals verkündet hatte, als Gründe für den Kampf gegen den Faschismus. Der Maler Norman Rockwell hatte sie in vier sentimentalischen Gemälden verewigt: Freiheit der Rede und des Ausdrucks, Freiheit der Religionsausübung, Freiheit von Not und Freiheit von Furcht.

Im Grunde war die Atlantik-Charta, wie sich zeigte, nicht viel mehr als eine Ausarbeitung dieser hehren Prinzipien. Eine Klausel aber hatte dennoch eine signifikante und anhaltende Wirkung; sie war weitgehend das Werk der Amerikaner. Darin heisst es: «Sie [die USA und das Vereinigte Königreich] achten das Recht aller Völker, sich jene Regierungsform zu geben, unter der sie zu leben wünschen. Die souveränen Rechte und autonomen Regierungen aller Völker, die ihrer durch Gewalt beraubt wurden, sollen wiederhergestellt werden.»¹⁴

Von diesen Bemühungen erfuhren rasch auch die nach Selbstbestimmung strebenden Kolonien. Nationalistische Freiheitskämpfer wie Ho Chi

Minh in Vietnam und Sukarno in Indonesien wurden nicht müde, im Zusammenhang mit ihren Forderungen nach politischer Unabhängigkeit – und Unterstützung durch die USA – den Wortlaut der Atlantik-Charta zu zitieren. Auf den Transparenten der algerischen Demonstranten in Sétif, die am 8. Mai von französischen Siedlern niedergeschossen wurden, weil sie Gleichheit forderten, stand: «Lang lebe die Atlantik-Charta!»

Jawaharlal Nehru, der wegen «zivilen Ungehorsams» im Gefängnis sass, als die Atlantik-Charta aufgesetzt wurde, empfand die angloamerikanischen Ankündigungen als scheinheilig und verwarf die Charta als Aufzählung frommer Plattitüden. Aber mit seiner «Quit-India»-Bewegung im Jahr darauf griff Nehru die Forderung der Charta nach nationaler Selbstbestimmung auf. Auch er verlangte einen «Weltbund», der diese Rechte garantierte.

Churchill hatte nicht viel Zeit, um das Parlament zu beschwichtigen: Das Recht auf «Selbstbestimmung» beziehe sich nur auf Nationen unter NS-Besatzung, versicherte er; die Kolonien seien eine ganz andere Angelegenheit. Schliesslich sei er, wie er 1942 in einem berühmt gewordenen Ausspruch sagte, «nicht des Königs Erster Minister geworden, um die Auflösung des britischen Weltreichs zu betreiben». Roosevelt hatte keinen Sinn für Gepolter solcher Art; er hatte Sympathien für Nehru, wollte aber Churchill auch nicht zu sehr bedrängen, solange noch Krieg war. Churchill wiederum nahm es übel, von den USA in imperialen Angelegenheiten «geschulmeistert» zu werden, zumal Amerika selbst alles andere als saubere Hände hatte, ganz besonders auf den Philippinen. Das stimmte natürlich, aber Churchill vergass zu erwähnen, dass die USA den Philippinen schon vor dem Krieg die Unabhängigkeit versprochen hatten und der Prozess nur durch den Einmarsch Japans unterbrochen worden war.

Von der Atlantik-Charta war es nur ein kleiner Schritt zu den Vereinten Nationen, vorerst allerdings noch nicht als Weltorganisation für globale Sicherheit, sondern als Bündnis gegen die Achsenmächte. Sechszwanzig Nationen, darunter China und die UdSSR, unterzeichneten im Januar 1942 die Deklaration der Vereinten Nationen. Trotz seiner früheren Vorbehalte gegen internationale Organisationen war es Roosevelt, der dem Bündnis den Namen gab, nur ein paar Wochen nach dem

Angriff auf Pearl Harbor, als Churchill in bester Stimmung zu einer Konferenz mit dem Codenamen Arcadia ins Weisse Haus kam. Roosevelt hatte schon eine ganze Weile über einen Namen für die neue weltweite Allianz gebrütet, bis ihm eines Tages noch vor dem Frühstück die zündende Idee kam, und er platzte in Churchills Badezimmer und rief dem tropfnassen Premierminister entgegen: «Die Vereinten Nationen!» Und Churchill war einverstanden.

Für Bürokraten, Planer, Diplomaten und die Staatsschefs der Alliierten waren die wichtigsten Fragen während der Kriegsjahre, wie aus der Kriegsallianz eine stabile internationale Nachkriegsordnung für den Frieden würde; wie sich ein weiterer globaler Konjunktüreinbruch vermeiden liesse; wie zu verhindern sei, dass künftige Hitlers weitere Weltkriege anzettelten. Und wie dies zu schaffen wäre, ohne die amerikanischen Konservativen kopfscheu zu machen, die immer schnell bei der Hand waren, internationale Projekte als finstere Machenschaften von «Kommunisten» zu brandmarken. Wie auch immer die neue Weltorganisation aussähe (Churchill betrachtete sie nach wie vor als Bündnis der «englischsprachigen Völker», Stalin als Allianz der «friedliebenden» Völker und Roosevelt als harmonische Koalition der Grossmächte), sie musste eine substantielle Schlagkraft haben: Dem alten Völkerbund hatte genau das gefehlt. Die neue UNO würde in der Lage sein müssen, Frieden notfalls mit Gewalt zu erzwingen. Um diese Autorität durchzusetzen, mussten die Grossmächte sich einig sein – deshalb die Konferenzen in Moskau, Teheran und Jalta, auf denen Churchill, Roosevelt und Stalin die Nachkriegsordnung skizzierten, manchmal auf der Rückseite eines Briefkuverts, und sie machten ihre Züge, als sei die Welt ein riesiges Schachbrett, auf dem sie Polen, Griechen und andere Völker wie Figuren hin und her schoben.

In den USA wurden unterdessen neue internationale Organe ins Leben gerufen, damit man in den vom Krieg zerstörten Ländern humanitäre Hilfe leisten und der Nahrungsknappheit abhelfen konnte. Die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen (UNRRA, *United Nations Relief and Rehabilitation Administration*) wurde 1943 gegründet. Churchill konnte sie anfangs kaum ernst nehmen: Einmal war er wiederum aus dem Bad zu hören, wie er «UNRRA! UNRRA! UNRRA!» trällerte wie eine Variéténummer. Nach dem Krieg warfen die amerikani-

schen Republikaner der UNRRA, wie nicht anders zu erwarten, zu grosse Nachsicht gegenüber den Kommunisten vor. Dafür gab es allerdings Gründe: Da die westeuropäischen Regierungen für fähig gehalten wurden, mit ihren Problemen selber fertig zu werden, ging ein grosser Teil der Nothilfe nach Osteuropa und in die Sowjetrepubliken, wo Gewinne aller Art in der Regel von den politischen Günstlingen eingestrichen wurden. Die UNRRA war oft und vor allem im Anfangsstadium ein chaotisches Unternehmen, aber ohne sie wären weitaus mehr Menschen unter schrecklichen Bedingungen zugrunde gegangen.

Um die Zeit, als Stalins Rote Armee die erschöpften Deutschen über die eisigen Ebenen der Ukraine zurücktrieb und die westlichen Verbündeten ihre Brückenköpfe in der Normandie gesichert hatten, besaßen die Grossmächte immerhin eine grobe Vorstellung davon, wie die künftige UNO aussehen sollte. Vorgesehen waren eine Generalversammlung und ein Sicherheitsrat, der unter der Kontrolle der Grossmächte stünde. Wirtschaftliche Kooperation, wie beispielsweise durch das Leih- und Pachtgesetz ermöglicht, mit dem Ziel, Deutschland zu besiegen, schufte die Grundlage für ein internationales Währungssystem, und internationale Regeln sollten die Exzesse von Wirtschaftsnationalismus und schädlicher Spekulation eindämmen. Und es gäbe einen internationalen Gerichtshof.

Das gemeinsame Währungssystem wurde 1944 im Rahmen einer Tagung, offiziell der Währungs- und Finanzkonferenz der UNO, in einem Hotel in Bretton Woods im US-Bundesstaat New Hampshire umgesetzt. Auf Bretton Woods fiel die Wahl aus zweierlei Gründen: Zum einen war der Senator aus New Hampshire, der im Finanz- und Währungsausschuss des Repräsentantenhauses sass, ein republikanischer Gegner der Währungsregulierung, der für das Vorhaben erst noch gewonnen werden musste, und zum anderen akzeptierte das Hotel jüdische Gäste, was in ländlichen Etablissements dieser Art nicht immer der Fall war: Undenkbar, dass der Finanzminister Henry Morgenthau und neben ihm etliche andere hochrangige Personen an der Tür abgewiesen worden wären.

Im November 1944 wurde Roosevelt zu seiner vierten Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten gewählt. Dass er sich inzwischen unein-

geschränkt für eine Nachkriegs-UNO engagierte, ging aus seinen Aussagen während des Wahlkampfes klar hervor. Seiner Überzeugung nach brauchte die Welt einen globalen New Deal, und die UNO brauchte die nötige Machtbefugnis für eine globale Friedenssicherung. Wie er selbst damals sagte: «Meinem schlichten Geist ist klar, dass unsere amerikanischen Vertreter, sofern die Weltorganisation überhaupt Realität werden soll, im voraus vom Volk selbst sowie gemäss unserer Verfassung über seine Abgeordneten im Kongress mit der entsprechenden Handlungsbefugnis ausgestattet werden müssen.»¹⁵ Auch wenn die Stimmen, die Roosevelt und seine Ideale mit «Kommunismus» gleichsetzten, noch nicht verstummt waren, schienen die meisten amerikanischen Bürger ihm jetzt zuzustimmen.

Unmittelbar vor Roosevelts vierter Wahl hatte noch eine weitere Konferenz zur Entwicklung der UNO stattgefunden, die in dem exklusiven Landhaus Dumbarton Oaks in Georgetown, Washington, D. C., abgehalten wurde. Während des Kriegs hatten die USA, Grossbritannien und die Sowjetunion, die sogenannten Grossen Drei, die Politik der Alliierten bestimmt; jetzt wurde noch eine vierte Macht zur Teilnahme eingeladen: China. Diese Grossen Vier, so die Hoffnung, würden gemeinsam die Nachkriegswelt beaufsichtigen, auch wenn die Zuversicht, dass China zu dieser Aufgabe imstande sei, nicht gerade gross war. Weder Churchill noch Stalin hatten besonderen Respekt vor Chiang Kai-sheks Regime, aber die USA wollten unbedingt dem Generalissimus Respekt zollen. (Später, in San Francisco, wurden aus den Grossen Vier die Grossen Fünf, denn auch Frankreich bedurfte zum Zweck der Gesichtswahrung dringend einer Respektsbekundung.)

In Dumbarton Oaks aber herrschten noch immer Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Organisationsform der Vereinten Nationen. Welche Länder kämen als Mitglieder in Frage? Sollte die Zielsetzung der UNO sich auf Sicherheitsfragen beschränken (die sowjetische Position) oder auch auf wirtschaftliche und soziale Angelegenheiten erstrecken, wie die USA es wünschten (und durchsetzten)? Sollte es eine internationale Luftwaffe geben? Wer wäre für die Versorgung der UN-Truppen zuständig? Sollte jedes Mitglied das Recht haben, ein Veto gegen geplante UN-Aktionen auszusprechen, wie es beim Völkerbund der Fall gewesen war, oder nur die Grossmächte? Wogegen genau sollte Veto eingelegt werden

können – nur gegen die Aktionen, oder auch gegen Investigationen und Diskussionsthemen? Kompromisse wurden geschlossen, und die harten Nüsse (etwa die Frage des Vetos) blieben einstweilen ungeknackt. Die UN-Mitgliedschaft stünde im Prinzip allen «friedliebenden Staaten» offen – eine Formulierung, die der sentimental Seite der Amerikaner entgegenkam, für Stalin aber, der Kritiker der UdSSR regelmässig als Friedensfeinde bezeichnete, etwas Spezielleres bedeutete: Finnland zum Beispiel, das 1940 die Rote Armee besiegt hatte, galt in Sowjetaugen als Feind des Friedens.

Und so wurde die Bühne bereitet, damit am 27. April 1945 die Vertreter der friedliebenden Welt in San Francisco zusammenkommen und aus einer Kriegsallianz eine, wie Roosevelt zu sagen pflegte, «demokratische Organisation der Welt»¹⁶ machen konnten.

Leider starb am 12. April der schon lang schwerkranke Präsident, der zudem von der Konferenz in Jalta gezeichnet war, wo man trotz aller Pracht des alten Sommerpalastes der Zaren denkbar schlecht untergebracht war (mit Wanzen als besonderer Plage). Aber der neue Präsident Harry S. Truman schraubte die Hoffnungen auf eine demokratische Weltordnung sogar noch höher als sein Vorgänger. Im Juni erklärte Truman anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an der Universität von Kansas City, nicht lang vor Unterzeichnung der UN-Charta, in einem Ausbruch von Yankee-Optimismus: «In einer Republik der Welt werden Nationen genauso leicht miteinander auskommen, wie wir in der Republik der Vereinigten Staaten miteinander auskommen.»¹⁷

*

Die Flaggen von fünfzig Nationen knatterten im Pazifikwind, als fünftausend Delegierte zur Eröffnungsfeier im Opernhaus von San Francisco zusammenkamen und Hunderttausende Schaulustiger sich auf den Strassen drängten. Die ganze Welt war gekommen – ausser natürlich den Deutschen, den Japanern und deren Verbündeten. Nein, nicht die ganze Welt; es gab Ausnahmen. Und vielleicht hatte strenggenommen auch nicht jeder, der da war, das Recht dazu. Argentinien zum Beispiel, dessen Militärjunta bis ganz zuletzt dem faschistischen Lager unverhohlene Sympa-

thien entgegengebracht hatte, wurde wegen allerlei strategischer Manöver zwischen den USA und der UdSSR dennoch eingeladen: Letztere wollte die Sowjetrepubliken Ukraine und Weissrussland als Vollmitglieder aufnehmen lassen, woraufhin die USA, die Unterstützung aus Lateinamerika brauchten, auf Argentinien bestanden.

Polen hingegen, das Land, in dem der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, war nicht eingeladen, weil sich keine Einigung über eine legitime Regierung erzielen liess. Die Sowjetunion hatte eine provisorische Regierung gestützt, das sogenannte Lubliner Komitee, gleichzeitig aber machte die polnische Exilregierung von London aus nach wie vor ihre Ansprüche geltend, und solange dieser Zustand anhielt, war an die von der Sowjetunion gewünschte Einladung für das Lubliner Komitee nicht zu denken. Stalin hatte Churchill und Roosevelt in Jalta versichert, es werde in Polen freie Wahlen geben, und sechzehn Anführer des polnischen Untergrunds waren zu einem zwanglosen Gespräch mit den russischen Freunden eingeladen worden. Dass man seither nie wieder von ihnen gehört hatte, liess nichts Gutes vermuten. Wie E. B. White im *New Yorker* schrieb: «Über der Stadt kreiste die polnische Frage wie ein Unglücksvogel.»¹⁸

Dennoch herrschte grosser Optimismus. Besonders die arabischen Delegierten fanden ungeheuren Anklang bei den Zaungästen. Aus dem Magazin *Yank*: «Die Schaulustigen rempelten sich gegenseitig, um aus der Nähe einen Blick auf Arabien zu werfen, und einer fragte einen Mann: ‚Scheichs, oder? Was es alles gibt!‘»

Und die Araber reagierten ähnlich verblüfft. Ein Herr Farid Zeineddin aus Syrien schilderte dem Yhnfc-Reporter seine Eindrücke: «Die Amerikaner scheinen mir eine ganze Nation kaugummikauender Brillenträger zu sein. Vielleicht brauchen sie die Brillen, weil die Häuser so hoch sind und weil es die Augen anstrengt, wenn man sie von unten nach oben anschaut.»¹⁹

Andere beobachteten das Schauspiel mit schärferem Blick. Michael Foot, künftiger Chef der britischen Labour-Partei, war als Kolumnist des *Daily Herald* gekommen. Als guter europäischer Sozialist sorgte er sich wegen der «mit Amerikas gegenwärtigem Status verbundenen Gefahren». Die USA seien einfach zu reich, zu unversehrt vom Krieg, zu mächtig.

«Amerikas ökonomische Aussichten», schrieb er, «lassen die Konferenz als solche lächerlich zwerghaft scheinen.» Mehr noch, die Wochenschauen im Kino mit den KZ-Bildern «sind keine Aufforderung zu Maficking», wie er sagte (das heisst, zu einem öffentlichen Freudentaumel, so benannt nach dem Jubelgeschrei des britischen Volks im Burenkrieg, als die Nachricht kam, dass Mafeking, heute Mahikeng, nach langer Burenbelagerung wieder frei sei).²⁰

Andere Filme, die in diesem Frühjahr in den amerikanischen Kinos liefen, waren John Waynes *Stahlgewitter* und *Der Held von Burma* mit Errol Flynn – zweifellos dazu gedacht, den während der letzten Monate des Pazifikkriegs erlahmenden Kampfgeist neu zu befeuern. Aber es war auch Unterhaltssameres geboten, etwa *Son of Lassie*, Dorothy Lamour in *A Medal for Benny* und *Here Come the Co-eds* mit dem Komikerduo Abbott und Costello.

Die Unterbringung, die von den Delegierten selbst bezahlt werden musste, war zweifellos vornehmer als in Jalta. Gladwyn Jebb, der als Churchills diplomatischer Berater an den meisten Kriegskonferenzen teilgenommen hatte und auch in Jalta gewesen war, bezeichnete die Veranstaltung in San Francisco als «beängstigenden Ausbruch von Gastfreundschaft».²¹ Die Grossen Vier (bald Fünf) tagten unter dem Vorsitz des US-Aussenministers R. Stettinius jr. in der runden Bibliothek eines Penthouseapartments auf dem Fairmont Hotel – «mit blauer Decke und zwei intimen Zweiersofas, grün gepolstert», kommentierte das Magazin *Time*.³² Die weniger bedeutenden Delegierten tagten in den Stockwerken darunter.

Im Grundsätzlichen gelangten die Grossmächte rasch zu einer Einigung; Spannungen gab es zwischen ihnen und den übrigen, zwischen der angestrebten Dominanz der Grossmächte und dem Ziel einer demokratischen Weltorganisation. Die kleineren Länder, vertreten von dem hochtrabenden australischen Aussenminister Dr. Herbert Evatt, nahmen den Grossmächten ihr exklusives Vetorecht im Sicherheitsrat übel, aber es half ihnen nichts. Der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow vertrat die Extremposition unter den Grossmächten: Beharrlich forderte er das Recht, gegen jedes Thema, über das die Sowjetunion keine Diskussion in der UNO wünschte, ein Veto einzulegen. Die Konferenz drohte zu scheitern, bis Washington eine diplomatische Mis-

sion nach Moskau entsandte und Stalin seinen Aussenminister zum Einlenken aufforderte.

Alles schien bestens, jedenfalls unter den Grossen Drei, als Molotow ein üppiges Bankett für seinen britischen und seinen amerikanischen Amtskollegen veranstaltete, den weltmännischen Anthony Eden und Edward Stettinius, den Brian Urquhart als «Mann mit theatralisch gutem Aussehen und unnatürlich weissen Zähnen» beschrieb.²³ Wie so häufig bei russischen Festlichkeiten gab es Speis und Trank in ungeheuren Mengen. Es entstanden Fotos von den drei Männern, die einander zutranken, und sogar Molotow, in sowjetischen Parteikreisen gern «Stahlarisch» genannt, weil er endlose Stunden am Schreibtisch sitzen konnte, trug eine joviale Miene zur Schau. Es wurde spät, den Herrschaften war bereits schummrig.

Es kam, wie es kommen musste. Noch in der vertraulichen Stimmung wodkaeliger Kameradschaft verkündete Molotow seinen geschätzten Kollegen, er könne endlich preisgeben, was aus den sechzehn polnischen Untergrundkämpfern geworden sei: Sie seien wegen «Sabotageakten» gegen die Rote Armee der UdSSR festgenommen worden, eines Verbrechens, auf das die Todesstrafe stand. Eden war erst geschockt, dann zornig und verlangte eine umfassende Erklärung. Molotow, aufgebracht über Edens scharfen Ton, verdüsterte sich und ergrimmte seinerseits. Mit einem Schlag war die festliche Stimmung dahin. Wieder war die Konferenz in Gefahr.

Aber auch dieser Sturm ging vorüber. Wunschenken hielt die Realität in Schach. Durch die Zeitschrift *Nation* erfuhren die amerikanischen Liberalen, dass «Russlands moralische Position beträchtlich gestärkt» und das «Misstrauen auf ein Minimum reduziert» würde, sobald in Polen erst «wahrhaft freie Wahlen» stattgefunden hätten.²⁴ Das unbestimmte Versprechen freier Wahlen war das Feigenblatt, nach dem die westlichen Alliierten in Jalta begierig gegriffen hatten, und noch wollte es niemand wegwerfen. Nur die Sowjets wussten, dass die sechzehn mutigen Polen bereits von der sowjetischen Geheimpolizei gefoltert worden waren und jetzt als «Nazikollaborateure» vor Gericht standen, nachdem sie alles riskiert hatten, als sie sich unter entsetzlichen Umständen gegen die Deutschen gewehrt hatten. Am 21. Juni, während in San Francisco noch die

Konferenz tagte, fiel das Urteil. Bis auf zwei wurden alle später in sowjetischen Gefängnissen ermordet.

Und während in Moskau die Geheimpolizei sich die sechzehn Polen vornahm, diskutierten die Grossmächte über eine Erklärung der Menschenrechte, die in die Präambel der Charta aufgenommen werden sollte (die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte folgte erst später, 1948). Diese edle Frucht der Aufklärung und des christlichen Universalismus, die Einsicht, dass Menschenrechte nicht nur einer durch Religion oder Kultur oder politische Grenzen definierten Gemeinschaft zustanden, sondern der ganzen Menschheit, sahen Stephane Hessel und viele andere als die grösste Errungenschaft der Nachkriegsordnung. Die universellen Menschenrechte wurden mit dem in Nürnberg verabschiedeten Gesetz über «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» verknüpft, das seinerseits mit dem Begriff des Völkermords verknüpft wurde, den der polnische Anwalt Raphael Lemkin 1944 als «vorsätzliche und systematische Vernichtung, im Ganzen oder in Teilen, einer ethnischen, rassischen, religiösen oder nationalen Gruppe» definiert hatte.

Nicht dass irgendjemand auch nur für eine Minute auf die Idee kam, dass Menschenrechte tatsächlich durchgesetzt würden oder werden könnten, im Gegenteil. Um es mit dem britischen aussenpolitischen Berater in San Francisco, dem Historiker Charles K. Webster, zu sagen: «Unsere Politik besteht darin, eine ‚Garantie der Menschenrechte‘ zu vermeiden, obwohl wir gegen deren Erklärung nichts einzuwenden hätten.»²⁵ Und dazu kam es auch, erarbeitet auf der Grundlage eines Entwurfs von General Jan Smuts, dem südafrikanischen Staatsmann und Burenkriegshelden, der die Entstehung nicht nur des Völkerbunds, sondern auch der UN miterlebt hatte. Dies war der Wortlaut, auf den sich die Grossmächte im Juni in San Francisco einigten: «Die Völker der Vereinten Nationen [haben] in der Charta ihren Glauben an die grundlegenden Menschenrechte, an die Würde und den Wert der menschlichen Person und an die Gleichberechtigung von Mann und Frau erneut bekräftigt und beschlossen, den sozialen Fortschritt und bessere Lebensbedingungen in grösserer Freiheit zu fördern.»

In seiner Kolumne für den *Daily Herald* hob Michael Foot die moralische Führung der Sowjetunion als besonders lobenswert hervor. Vor

dem Krieg, schrieb er, habe die britische Regierung unter Neville Chamberlain Nachrichten über NS-Greuel unterdrückt. Damals seien natürlich «die Opfer nur Liberale, Sozialisten, Pazifisten und Juden» gewesen. Heutzutage, bemerkte er mit einem Anflug von Hochnäsigkeit, «erfreuen sich diese Gattungen des Vorteils, dass ihre Rechte in der Präambel der von General Smuts aufgesetzten Charta der grundlegenden Freiheiten stehen. Und diese Charta gilt sogar für Schwarze in Südafrika. Oder?» Foots Zweifel in dieser Hinsicht waren nicht unbegründet, aber auch er ignorierte gern den Fäulnisgeruch der polnischen Frage. Stattdessen lobte er die Sowjets dafür, dass sie «eine weitaus logischere und eindeutigerere Perspektive als andere Nationen auf die politischen Rechte abhängiger Völker» formuliert hätten.

Ehe die Konferenz Ende Juni zum Abschluss kam, trat eine weitere Krise ein. Der Auslöser kam diesmal aus der Levante, wo am 29. Mai französische Truppen in den Strassen von Damaskus gegen die Syrer gekämpft und Bomben auf sie geworfen hatten, nicht nur in der altehrwürdigen Hauptstadt, sondern auch in Aleppo, Hama und Homs. Nach der Forderung der Syrer, syrische Spezialtruppen unter französischem Kommando der syrischen Nationalarmee einzuverleiben, hatten die Franzosen um Verstärkung gebeten.

Tags darauf schrieb der syrische Präsident Schukri al-Quwatli, ein geschickter Diplomat, an Präsident Truman und äusserte die gleichen Empfindungen wie Ho Chi Minh und Sukarno, allerdings mit sehr viel mehr Erfolg. Hier seien die Franzosen, schrieb er mit vollkommen gerechtfertigter Empörung, und brächten Syrer mit Waffen um, die von dem Geld gekauft worden seien, das ihnen die USA für den Kampf gegen die Deutschen geliehen hätten. Die Vereinigten Staaten hätten Syrien 1944 als unabhängiges Land anerkannt. «Wo sind jetzt Atlantik-Charta und die Vier Freiheiten? Wie sollen wir über San Francisco denken?»²⁶

Die Amerikaner brauchten wenig Zuspruch, um sich auf die Seite der Syrer zu stellen. Der europäische Imperialismus kam in Washington ohnehin nicht gut an, und besonders schlecht angesehen war der französische Imperialismus. Im Unterschied zu Indochina, das den Amerikanern zu der Zeit eher Terra incognita war, hatten sie Syrien und den Libanon lange mit jener Art von wohlmeinender Bevormundung betrachtet, die sie

auch den Chinesen angeheißen liessen, einer Mischung aus missionarischem Eifer und kommerziellem Interesse: In Beirut gab es eine amerikanische Universität, in Jerusalem christliche Missionen, es wurde eine Wirtschaftspolitik der offenen Tür betrieben. Bei den politischen Entscheidungsträgern in den USA war zu der Zeit die Formulierung «moralische Führung» beliebt. Das moralische Empfinden war sicher echt, was wohl auch für John Foster Dulles gilt, aber echt war auch der Führungsanspruch.

Nachdem die Alliierten bereits 1941, als britische Truppen die Levante besetzten, die Anerkennung der syrischen Unabhängigkeit nach dem Krieg zugesagt hatten, konnten sie jetzt Quwatlis Appell jetzt schlecht ignorieren. Also wies Churchill seinen Mann vor Ort, General Bernard Paget an, die Franzosen zurück in ihre Kasernen zu expedieren. Das war nicht weiter schwer, denn für Protest und Widerstand waren die Franzosen viel zu wenig zahlreich. Der linksgerichtete *Manchester Guardian* berichtete mit patriotischem Entzücken: Sein Reporter «marschierte mit den Marinesoldaten in Damaskus ein ... zum Beifall einer überraschten Damaszenernmenge ... Den langen Zug von Lastwagen, Panzern und Bren Gun Carriers, der die französischen Truppen mit einer Eskorte britischer Panzerfahrzeuge aus der Stadt fortbrachte, begleitete das Volk von Damaskus mit Pfiffen und Buhgeschrei.. ,»²⁷

General de Gaulle witterte eine niederträchtige angelsächsische Verschwörung und reagierte mit Ingrim: «Wir sind gegenwärtig nicht in der Lage, Kriegshandlungen gegen Sie zu eröffnen. Aber Sie haben Frankreich beleidigt und den Westen verraten. Das kann nicht vergessen werden.»²⁸

Oberflächlich betrachtet, war die Syrienkrise der perfekte Test für die neue Weltordnung, die in San Francisco Gestalt annahm. Wenn es je einen Fall gab, in dem es legitim war, die Worte der Atlantik-Charta und das Ethos der Vereinten Nationen umzusetzen, dann diesen: Trotz der 1941 gegebenen Zusagen versuchten die Franzosen ihre koloniale Autorität wiederherzustellen. Die Briten hatten völlig Recht, sie auf ihren Platz zu verweisen; und der stolze Tonfall des *Guardian-Berichts* war ebenfalls gerechtfertigt.

Natürlich war es in der Praxis nicht ganz so einfach. Wie schon anderswo im Nahen Osten spielten die Briten ein doppeltes Spiel und gaben

unterschiedlichen Adressaten unterschiedliche Versprechen. 1916, als das Ende des Osmanischen Reichs schon greifbar war, hatten Grossbritannien und Frankreich mit dem Sykes-Picot-Abkommen die Levante in Interessensphären zerlegt: Frankreich bekam freie Hand in Syrien und im Libanon, während die Briten sich Transjordanien und den Irak nahmen. 1941, ein Jahr nach dem Sieg der Deutschen über Frankreich, zogen britische Truppen in Damaskus ein und sagten ihre Unterstützung für die syrische Unabhängigkeit zu, während sie gleichzeitig Frankreichs privilegierte Position anerkannten: zwei offensichtlich unvereinbare Ziele. In Wahrheit wollten die Briten nur eines: selbst in der Levante den Ton angeben. Deshalb sahen sie nicht ungern, wie die Syrer die Franzosen provozierten: Brutale Vergeltung vonseiten Frankreichs war genau der Vorwand, den sie brauchten, um den Konkurrenten ganz aus dem Land zu drängen, und genau dies war im Frühsommer 1945 der Fall.

An der Syrienkrise war etwas anheimelnd Altmodisches, das eigentlich sehr an die imperialen Scharmützel des späten 19. Jahrhunderts erinnerte. Auf jeden Fall – aber das war in San Francisco noch nicht klar – verloren beide, Grossbritannien und Frankreich, ihre herausragenden Stellungen in Nahost, bald sollten USA und UdSSR das Heft in die Hand nehmen. Ein britischer Plan aus Kriegszeiten liess einen Blick in die nähere Zukunft werfen: Grossbritannien und die USA sollten, so die Hoffnung in London, unter der Schirmherrschaft der UNO Militärbasen errichten – die USA in Asien und die Briten im Nahen Osten –, um die Welt der Nachkriegszeit gemeinsam zu überwachen. Die Amerikaner hatten bereits klargestellt, dass lokale Souveränität sich nicht auf Gebiete erstreckte, die für US-Militäreinrichtungen vorgesehen waren – die sogenannten strategischen Treuhandgebiete. Schon in den ersten Nachkriegsmonaten begannen sich, noch verschwommen, die Umrisse eines informelleren Imperiums abzuzeichnen. Was die Briten noch nicht ganz erkannt hatten, war der eigene Bedeutungsverlust, der ihnen in dieser neuen Welt beschieden war.

Die Syrer waren nicht die einzigen, die Unabhängigkeit forderten; Unabhängigkeit war sogar eines der wichtigsten Gesprächsthemen in San Francisco. Und Michael Foot hatte nicht Unrecht, wenn er sagte, dass die

Sowjetunion aus eigenen Gründen, die nicht rein philosophisch waren, solche Bestrebungen bereitwilliger unterstützte als ihre westeuropäischen Verbündeten. Doch auch wenn die UN-Generalversammlung mit der Zeit ein unverzichtbares Forum für antikoloniale Agitation werden sollte, stand 1945 die Entkolonialisierung noch nicht auf der Agenda. Das Maximum dessen, was die Kolonialmächte zuzugestehen bereit waren, war das in der UN-Charta festgeschriebene Versprechen, «das Wohl» der Einwohner von «Hoheitsgebieten ... die noch nicht die volle Selbstregierung erreicht haben ... aufs Äusserste zu fördern». Die Selbstregierung sollte «je nach den besonderen Verhältnissen jedes Hoheitsgebiets, seiner Bevölkerung und deren jeweiliger Entwicklungsstufe» herbeigeführt werden. Der ehemalige Gouverneur des Punjab, Baron (William Malcolm) Hailey of Shapur and Newport Pagnell, konnte den Lesern der *Times* versichern, es gebe «hier nichts, das nicht bereits in unserer Politik stillschweigend inbegriffen war». Vor allem habe «die Organisation der Vereinten Nationen eindeutig nicht die Absicht, sich in die Umsetzung der Prinzipien der Charta durch die betroffenen Kolonialmächte einzumischen».²⁹ Grossbritannien, Frankreich und andere Imperialmächte seien lediglich verpflichtet, regelmässig dem Generalsekretär der UN zu berichten, welche Bedingungen in den «Hoheitsgebieten» herrschten, deren Besitzer sie weiterhin wären.

*

Angesichts der hohen Erwartungen in manchen Kreisen, die auf eine Weltregierung hofften, war das Ergebnis der Konferenz von San Francisco zwangsläufig enttäuschend. Um einer handlungsfähigen Weltregierung willen hätten die nationalen Regierungen ihre souveränen Rechte aufgeben müssen. Unter den Grossmächten sprach nur China, vertreten durch T.V. Soong, Wirtschaftstycoon und Politiker, davon, dass «wir notfalls einen Teil unserer Souveränität aufgeben müssen».³⁰ China wäre sogar bereit gewesen, sich von den Vetorechten der Grossmächte zu verabschieden. Aber nachdem Chiang Kai-sheks Souveränität in China selbst wackelte, machte Chinas Grossmut in dieser Frage keinen besonderen Eindruck.

In seinen Depeschen an den *New Yorker* hatte E.B. White den Finger in die Wunde gelegt, den grössten Widerspruch der Konferenz. «Die ersten Regungen eines Internationalismus», schrieb er, «scheinen durchaus nicht vom Nationalismus fortzustreben, sondern führen eher zu ihm hin.»³¹ In den Nationalflaggen, den Uniformen, der martialischen Musik, den Geheimtreffen, den diplomatischen Schachzügen sah er «eine Leugnung der Weltgemeinschaft». Hinter dem ganzen klugen Gerede von Internationalität vernahm er «das stetige Maschinenhämmern: Souveränität, Souveränität, Souveränität.»

Ein anderer Beobachter in San Francisco war John F. Kennedy, der kurz zuvor seinen Abschied von der U.S. Navy genommen hatte. Er stimmte mit den «Weltföderalisten» darin überein, dass eine «Weltorganisation mit gemeinsamem Rechtsgehorsam die Lösung wäre». Aber er erkannte auch, dass daraus nie etwas würde, solange die allseitige Überzeugung, dass Krieg als das «äusserste Übel» anzusehen sei, nicht stark genug sei, um Regierungen zusammenzubringen. Was seiner Ansicht nach nicht wahrscheinlich war.³²

Selbst der Abwurf zweier Atombomben vermochte diese Überzeugung nicht herbeizuführen. Eine Woche nach der Zerstörung von Nagasaki hielt der britische Aussenminister Ernest Bevin in London die Empfangsrede für Gladwyn Jebb und sein UN-Exekutivkomitee. Es war ein sehr hochrangig besetztes Komitee. Andrej Gromyko war für die UdSSR gekommen, Lester Pearson für Kanada und für die USA Stettinius, dem der hochgewachsene und elegante Alger Hiss zur Seite stand, der später als sowjetischer Spion angeklagt war. Grossbritannien wurde von Philip Noel-Baker vertreten, einem grossen Anhänger des Internationalismus. Und dessen Assistent war der Historiker Charles K. Webster, der sich mit einer Tennis-Schirmkappe vor den Blitzlichtern der Fotografen schützte. Dieses exzellente Komitee, sagte Bevin, werde die in San Francisco begonnene Arbeit bald abschliessen. Die entsetzlichen neuen Waffen, die gegen Japan eingesetzt worden seien, machten eine funktionierende Weltorganisation umso unerlässlicher. Aber, so Bevin weiter, er erkenne durchaus, dass «die Idee einer Weltregierung sorgfältig entwickelt» werden müsse. Nationen hätten ihre Geschichte, ein kollektives Gedächtnis, Traditionen. Dies alles liesse sich mit der Zeit überwinden, genauso wie

er, Ernest Bevin, es geschafft habe, seine Herkunft aus der Arbeiterklasse zu überwinden. Das «Grundprinzip» von San Francisco sei richtig. Aber es brauche Zeit, um «die richtige Atmosphäre» zu schaffen. Bis dahin sei «Zusammenarbeit zwischen Nationen und insbesondere zwischen grossen Nationen, die, im Guten wie im Schlechten, auch den grössten Einfluss haben, die einzig praktikable Methode, die uns zu Gebote steht».³³

Bevin hatte Recht. Aber ohne es zu wollen, deckte er damit auch die grösste Schwachstelle des Ideals Weltregierung auf: Sie war, um funktionieren zu können, auf eine Allianz der Grossmächte angewiesen. Wenn die Allianz hielt, drohte eine Form von globalem Autoritarismus – eine Neuauflage von Metternichs Heiliger Allianz nach Napoleons Niederlage. Hielt sie nicht, wäre die kaum flügge gewordene Weltorganisation machtlos, und womöglich drohte ein weiterer, vielleicht noch vernichtenderer Krieg.

Bekanntlich kam es so, dass die Grossmächte nicht zusammenhielten. Wann genau der Kalte Krieg begann, ist schwer zu sagen. Schon in Jalta zeigten sich erste tiefe Risse, obwohl sich Roosevelt sehr bemühte – bis hin zu unnötigen Brüskierungen Churchills –, sich Stalin gewogen zu halten. John Foster Dulles sprach noch nicht von Kaltem Krieg, aber er behauptete, er habe seine Geburtsstunde miterlebt: in London, Ende September 1945.

Die Aussenminister der Grossen Fünf – USA, Grossbritannien, UdSSR, Frankreich, China – waren zusammengelassen, um über verschiedene Friedensverträge zu diskutieren, insbesondere mit Italien, Finnland und den Balkanstaaten. Sie stimmten in allem Wesentlichen überein. Um der Harmonie in der Allianz der Grossmächte willen hatten die USA schon ihre Bereitschaft signalisiert, die von der Sowjetunion durchgesetzte provisorische Regierung in Polen zu akzeptieren, ohne allzu pingelig wegen ihrer Legitimität zu sein, und war dazu auch im Fall Ungarns bereit. In seinem Konferenzbericht erklärte der US-Aussenminister James F. Byrnes, dass seine Regierung «den Wunsch der Sowjetunion nach sowjetfreundlichen Regierungen in Ost- und Mitteleuropa» teile.³⁴

Aber Molotow hatte eine andere Agenda. Der Kommunismus war in zwei weiteren der Grossen Fünf eine treibende Kraft: in Frankreich, wo

die KPF noch immer sehr mächtig war, und in China, wo der schon lang schwelende Bürgerkrieg bald ausbrechen sollte. Wenn Molotow die chinesischen Nationalisten und die Franzosen demütigen und die USA in ihre Demütigung einbeziehen konnte, wäre der kommunistischen Sache sehr gedient. Seine Taktik bestand also darin, dass er Frankreich und China aufforderte, sich aus den Diskussionen über das Abkommen zurückzuziehen, weil sie auch die Kapitulationsbedingungen für die betroffenen Länder nicht mitunterzeichnet hatten. Ziel war es, die Franzosen zu drangsaliieren, die Chinesen zu beleidigen und die Briten aus dem Konzept zu bringen. John Foster Dulles zollte Molotow widerstrebende Bewunderung für sein kaltblütiges diplomatisches Geschick: «Molotow war in London im Jahre 1945 in seiner besten Form.»³⁵

Der französische Aussenminister Georges Bidault, ehemals Mitglied der Résistance und künftiger Präsident, wurde abwechselnd geschnitten, provoziert, in Harnisch gebracht. Zu Molotows Tricks gehörte es, seinen britischen und seinen amerikanischen Kollegen um Verlegung eines Treffens zu bitten, ohne Bidault Bescheid zu sagen, damit der Franzose vor einem leeren Raum stand und dann irgendwann, wenn es nur oft genug passiert war, zornig nach Paris zurückkehrte. Den chinesischen Minister wiederum nahm er schlicht nicht zur Kenntnis, als sei er gar nicht im Raum. Und gegen Bevin, der ein aufbrausender Mensch war, stichelte er so lange, bis der einen Wutanfall bekam, gefolgt von kleinlauten Entschuldigungen, die womöglich in Zugeständnisse zu sowjetischen Forderungen mündeten.

Erbrachten solche Taktiken nicht das gewünschte Ergebnis, so versuchten es die Sowjets mit Erpressung. Bevin und Byrnes wurden informiert, dass die Sowjetunion nicht länger kooperieren werde, wenn Frankreich und China sich nicht heraushielten. Byrnes weigerte sich, weitere Demütigungen seiner Verbündeten zu unterstützen, und die Konferenz wurde vorzeitig abgebrochen. Für Dulles war dies der Augenblick der Wahrheit, denn es war «das Ende einer Epoche, der Epoche von Teheran, Jalta, Potsdam. Es kennzeichnete den Abschluss jeglicher Vortäuschung von Seiten der Sowjetkommunisten, unsere Freunde zu sein. Damals begann jene Periode, in der sie ihre Feindseligkeit gegen uns offen vor der Welt proklamierten.»³⁶

Der alte Kalte Krieger hatte zweifellos Recht. Und er war nicht der Einzige, der in der Nachkriegsordnung die ersten Risse entstehen sah. Hanson W. Baldwin war der Militärredakteur der *New York Times*, ein Liberaler, anders als Dulles. In einer Kolumne, die er am 26. Oktober brachte, schrieb er, die Erfindung der Atombombe bedeute, dass die Welt und ganz besonders die beiden Grossmächte vor einer grauenhaften Wahl stünden. Die eine sei die Stärkung der Vereinten Nationen. In dem Fall müssten die Grossmächte zwangsläufig einen grossen Teil ihrer nationalen Souveränität abgeben, und das Vetorecht im Sicherheitsrat werde abgeschafft. Die Russen hätten das Recht, die atomaren Anlagen der USA zu besichtigen und umgekehrt. Baldwin bevorzugte diese Lösung, nicht aus moralischen, sondern aus Gründen der Selbsterhaltung. Dulles nahm, wie stets, eine moralisierende Haltung ein. Die Vereinten Nationen würden immer schwach bleiben, schrieb er, denn eine weltweite «Übereinstimmung des moralischen Urteils» sei nicht zu erzielen.³⁷ Für ihn war der Kalte Krieg ein moralischer und politischer Konflikt, ein Krieg des Guten gegen das Böse.

Hanson Baldwin war allerdings nicht naiv. Er erwartete von der Sowjetunion – und eigentlich auch von den Amerikanern – durchaus keine Zustimmung zu seinem Lösungsvorschlag. Und das bedeutete, wie er sagte, «eine in zwei Blöcke gespaltene Welt, deren jeder den anderen argwöhnisch beäugt, eine Welt, die viele Jahre lang stabil sein kann, letztlich aber auf einen umfassenden Krieg hinausläuft».

So kam es dann ja. Als der Herbst in den Winter überging, fielen die grossen Hoffnungen des Frühjahrs 45 bereits in sich zusammen: Es war keine Weltregierung in Sicht, geschweige denn eine weltweite Demokratie; es gäbe nicht einmal vier oder fünf Weltpolizisten. Was den beiden im Sicherheitsrat vertretenen europäischen Ländern an Macht noch blieb, war mit dem blutigen Niedergang ihrer Kolonialreiche bald aufgebraucht; die UdSSR und die USA trieb es unterdessen zu offener Feindschaft; und China, nach der japanischen Okkupation ein schwerverwundetes Land, war schon in sich in zwei Blöcke gespalten: auf der einen Seite die korrupten und demoralisierten Nationalisten, die sich noch in den grossen Städten südlich der Mandschurei hielten, und auf der anderen die Kommunisten, die auf dem Land und in weiten Teile des Nordens herrschten.

Im Herbst und Winter 1945 berichteten die amerikanischen Zeitungen noch immer von positiven Entwicklungen in Chungking, der chinesischen Hauptstadt während des Kriegs, in der sich die Verhandlungen zwischen Kommunisten und Nationalisten als eine Art Schattenspiel fortsetzten. Es war die Rede von «Kompromiss» und «Waffenstillstand» und «Demokratie» und von der beiderseitigen Abneigung gegen einen Bürgerkrieg. Ein Artikel, der am 14. Oktober im *New York Times Magazine* erschien, sprach der Führung des Generalissimus Chiang Kai-shek volles Vertrauen aus. Für uns Heutige hört sich das sehr merkwürdig an:

Ungeachtet seiner demokratischen Ideologie besitzt Chiang heute mehr Macht als jeder Staatschef einer Weltmacht mit Ausnahme Stalins, und er hat mehr Titel als Stalin. Er ist nicht nur Präsident von China, Kommandant der Armee und Chef der Kuomintang, sondern auch Vorsitzender von mindestens dreiundvierzig weiteren Organisationen ... der Generalissimus ist China. Sein Wort ist Gesetz, und er hat zu vielem, was andere Staatschefs an Untergebene delegieren würden, sein Wort zu sagen.

Es half ihm nichts. Genau vier Jahre später gebot der Generalissimus nur noch über ein Inselchen vor der Küste von Fujian, früher Formosa genannt, heute Taiwan.

*

Und so ging das Jahr 1945 schliesslich in einer Mischung aus Dankbarkeit und Furcht zu Ende. Man war dankbar für den Frieden, der in weiten Teilen doch irgendwie erzielt worden war, schwelgte weniger in Illusionen von einer glorreichen Zukunft, machte sich aber zunehmend Sorgen um die immer deutlicher zweigeteilte Welt. Noch immer litten Millionen zu sehr unter Hunger und Kälte, um das beginnende neue Jahr auch nur mit einem Anflug von Freude zu feiern. Ausserdem waren die Nachrichten oft ungut: Im besetzten Deutschland wurde mit Aufständen wegen der Nahrungsknappheit gerechnet; terroristische Akte stürzten Palästina ins Chaos; die Koreaner protestierten erbittert gegen ihren halbkolonialen

Status; in Indonesien gingen die Kämpfe weiter, holländische Marinesoldaten und britische Infanteristen, «mit amerikanischer Ausrüstung reichlich versorgt», versuchten den Aufstand der einheimischen Bevölkerung niederzuschlagen.³⁸

Aber nach dem zu urteilen, was die Zeitungen am letzten Tag des Jahres 1945 weltweit schrieben, waren die Menschen zu sehr damit beschäftigt, das eigene Leben halbwegs zu meistern, um sich noch gross dafür zu interessieren, was auf der Welt geschah. Während eines weltweiten Kriegs ist jeder Schauplatz wichtig. In Friedenszeiten blicken die Menschen auf ihre unmittelbare Umgebung.

Deshalb redeten die Briten vom Wetter und vom Sport. Im *Manchester Guardian* war zu lesen: «Nach dem Wetterberichtsverbot während des Kriegs sind wir ein wenig aus der Übung, was die Einschätzung der Art von Nebel betrifft, den wir gestern Abend im Nordwesten hatten.» Aber es war gut zu wissen, dass «der Derbyshire- und Lancashire-Segel-Fliegerclub als erster Segelflugverein im Land seine bei Kriegsausbruch eingestellten Aktivitäten wiederaufnimmt».

Die Franzosen redeten vom Essen. Amerikanische GIs, die nur ein Jahr vorher im blutigen Schnee der Ardennen gekämpft hatten, wurden jetzt mit einem Skiurlaub in den französischen Alpen verwöhnt. «Die Speisen», berichtete *Le Monde* aus Chamonix, «wurden zu jedermanns Entzücken von französischen Küchenchefs zubereitet. Überrascht nimmt man zur Kenntnis, wie sehr dieser Aspekt der französischen Zivilisation geschätzt wird.» Ferner teilte die Zeitung erfreut mit, dass der «vierte Liter Wein im Dezember» auf J3-, M-, C- und V-Lebensmittelmarken erhältlich sei.

Die *Fränkische Presse* aus Bayreuth schlug einen eher düsteren Ton an und erinnerte an die Unbilden, die man habe aushalten müssen, «in Kellern und Bunkern zusammengepfertcht, eine zerschlagene, erschöpfte Masse von Menschen mit fiebrigen Augen und bebendem Herzen und einer einzigen Hoffnung, gar nicht auf Sieg, sondern nur auf das Ende des Kriegs». Es gab noch andere Meldungen: Zwei deutsche Männer hatten sich freiwillig angeboten, die Kriegsverbrecher in Nürnberg hinzurichten, Erich Richter aus Marburg sagte, er schlage ihnen gern den Kopf ab und wolle auch nichts dafür, und Josef Schmidt, zu der Zeit in einem DP-La-

ger in Leipzig untergebracht, war bereit, die Verurteilten zu hängen oder zu köpfen, werde aber «einen Preis pro Kopf» fordern. Trost spendete aber die Kultur. Zum ersten Mal seit Jahren gab das Bayreuther Symphonieorchester wieder ein Konzert, und zwar mit Musik von Claude Debussy, dem «französischen Komponisten der... sich systematisch dafür einsetzte, die französische Musik vom Einfluss der deutschen Romantik und Neuroromantik zu befreien». Und dies in Bayreuth, dem Mekka der Wagnerianer.

In Tokio rief der Leitartikel der *Japan Times* aus: «Läutet das Alte aus! Läutet das Neue ein! Japan wird das alte Jahr ausläuten, das wir ohne Bedauern zu Ende gehen sehen. Denn es war ein Jahr der Not und des Leidens, der Enttäuschung und Verwirrung und Erniedrigung und Bestrafung. So ein Jahr der bitteren Erinnerungen können wir mit tiefempfundener Erleichterung von uns werfen.» Weiter enthüllte die Zeitung, dass «der Plan Japans, Mehl aus vermahlenden Seidenwürmern, Heuschrecken, Maulbeerblättern und einem Dutzend weiterer Nahrungsersatzmittel, die eingesetzt wurden, um beim Einmarsch der amerikanischen Truppen eine Ernährungskrise abzuwenden, ... weiter ausgebaut wird.» Und der Journalist Nishizawa Eiichi erklärte, die meisten Helden in Kabuki-Stücken seien zwar bedauerlich feudal, aber es gebe doch einige seltene Ausnahmen. Der Dorfvorsteher Sakura Sōgorō zum Beispiel, aus dem 17. Jahrhundert stammend, der gekreuzigt wurde, weil er dreist den Shogun aufforderte, die Steuerlast für die armen Bauern zu senken, «war ein Märtyrer für die demokratische Sache».

Der Tonfall der *New York Times* war ein bisschen optimistischer: «New Yorks bacchantische Barometer brachten gestern Sturmwarnungen: Anzeichen dafür, dass die Stadt auf ihre ausgelassenste Silvesternacht seit 1940 zusteuert.» Aber vielsagender als die Artikel sind die Anzeigen in der *Times*, die den fast unvorstellbaren Abgrund zwischen der neuen und der alten Welt zeigen: «Sie ist anders – die cremige, glatte Erdnussbutter, die im Mund zergeht – streich sie dicker drauf, Mom, ist doch Peter Pan!»

Eines ist aus diesen flüchtigen Einblicken in die weltweite Stimmung am Silvesterabend herauszulesen: dass für die Menschen, die das Glück hatten, aus dem schlimmsten Elend der unmittelbaren Nachkriegs-

zeit immerhin wieder den Kopf strecken zu können, wieder eine gewisse Normalität Einzug hielt. Für die Menschen, die noch in den DP-Lagern in Deutschland hausten, in japanischen Kriegsgefangenenlagern oder in irgendeiner anderen Vorhölle, in die es sie verschlagen hatte, gab es diesen Luxus nicht.

Vor die Aufgabe gestellt, ihr ruiniertes Land wiederaufzubauen, hatten sie keine Zeit mehr zum Tafeln und Feiern, nicht einmal mehr zu ausgiebigem weiterem Trauern. Es gab viel zu tun. Dies führte zu einer nüchterneren Wahrnehmung der Realität, einer graueren, geordneteren, weniger aufregenden Sicht der Dinge, als in den Turbulenzen des Kriegs und der Befreiung möglich war. Natürlich ging es andernorts weiter mit neuen Kriegen – gegen Kolonialherren oder gegen innere Feinde, die eigenen Landsleute – und mit neuen Diktaturen. Aber Millionen andere hatten fürs Leben genug von der Aufregung, von den Jahren des Dramas, die manche lieber vergassen, und andere, vielleicht weniger glückliche blickten mit einem Anflug von Wehmut zurück: So interessant würde es nie mehr.

Das Jahr null ist im kollektiven Gedächtnis weitgehend überschattet von den Jahren der Zerstörung, die ihm vorausgingen, und den neuen Dramen, die bevorstanden – in Korea, Vietnam, Indien-Pakistan, Israel, Kambodscha, Rwanda, Irak und so weiter und so weiter. Aber für jene, die nach dem Jahr null aufwuchsen, als aus den Ruinen des Kriegs so viel geschaffen wurde – für sie war es vielleicht das allerwichtigste Jahr. Wer in Westeuropa aufgewachsen ist – oder auch in Japan –, konnte das, was unsere Eltern errichtet haben, leicht für selbstverständlich halten: den Wohlfahrtsstaat, immer weiter wachsende Volkswirtschaften, internationales Recht, eine «freie Welt», geschützt vom scheinbar unangreifbaren amerikanischen Hegemon.

Es war nicht von Dauer, natürlich nicht. Nichts ist je von Dauer. Aber es gibt keinen Grund, den Menschen, die 1945 gelebt haben, keine Achtung zu bezeugen, ihre Hoffnungen und Erwartungen und Sehnsüchte geringzuschätzen, auch wenn vieles davon zu Asche zerfallen ist. Wie am Ende alles.

Epilog

Ging der Krieg wirklich 1945 zu Ende? Manche meinen, die Feindschaften seien erst 1989 begraben worden, denn erst dann wurden Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei, Ostdeutschland und andere Teile Ost- und Mitteleuropas aus der kommunistischen Herrschaft entlassen. Die Teilung, die Stalin Europa 1945 zugefügt hatte, war eine der hartnäckigsten Wunden des Zweiten Weltkriegs. Unaufrichtigkeit folgte auf Unaufrichtigkeit. Die Tschechoslowakei, eine parlamentarische Demokratie, war zuerst 1938 von Hitler zerstückelt worden – mit stillschweigender Billigung Frankreichs und Grossbritanniens: Wie Neville Chamberlain sagte, war es «ein Streit in einem fernen Land zwischen Leuten, von denen wir nichts wissen». 1939 war Grossbritannien gegen Deutschland in den Krieg gezogen, angeblich um die Integrität Polens wiederherzustellen – ein Versprechen, das nie gehalten wurde.

1989 aber, als die Sowjetunion zusammenbrach, bestand die Hoffnung, dass sich der im Rücken Europas klaffende Spalt womöglich endlich schloss. Mehr noch: In diesem wundersamen Jahr flackerte überhaupt erstmals die Hoffnung auf, dass die Welt wieder zusammenfinde – ungeachtet dessen, was im Juni in China geschah, als Bürger, die das Ende der Diktatur im Land forderten, von den eigenen Soldaten ermordet wurden. Jetzt war nur noch eine Grossmacht übrig. Schon war die Rede von einer neuen Weltordnung, gar vom Ende der Geschichte. Am Ende fiel schliesslich die Berliner Mauer.

Meine Schwestern und ich wollten den Abend der Hoffnung, den 31. Dezember 1989, mit unserem Vater an der Berliner Mauer feiern. Er war seit 1945, als er die Zerstörung der Stadt erlebt hatte, nur ein einziges Mal in Berlin gewesen; infolge eines Unglücks in der Familie waren wir 1972 über Weihnachten und Neujahr in Berlin. Es war deprimierend. Die Stadt

war dunkel und eiskalt. Die Grenze zwischen West und Ost zu passieren war ein langer und mühsamer Prozess, bei dem ungehaltene Grenzbeamte mit Spiegeln die Unterseite des Wagens kontrollierten, um sicherzugehen, dass wir keine Schmuggelware und keine menschliche Fracht beförderten.

1972 war Ostberlin noch weitgehend so, wie es mein Vater in Erinnerung hatte. Bei allem Bombast der leeren stalinistischen Prachtstrassen war es eine düstere Stadt, aus der die Ruinen des Kriegs noch lang nicht verschwunden waren. Meinem Vater war es eine gewisse grimmige Befriedigung, mit seinem nagelneuen Citroën vor den Toren der alten Fabrik vorzufahren, in der er für die Nazis Zwangsarbeit geleistet hatte. Es war ein riesiges, abweisendes Backsteinbauwerk, sozusagen eine wilhelminische Industriefestung. Nicht weit entfernt stand noch das Lager aus windigen Holzbaracken, in dem mein Vater gehaust hatte, ohne Schutz vor Eis, Schnee, Läusen, Flöhen und den Bomben der Alliierten. Es war alles noch da, als sei die Vergangenheit buchstäblich eingefroren, der Wachturm ebenso wie der Trichter, den die Insassen als Gemeinschaftstoilette und als Gemeinschaftsbad genutzt hatten.

1989 gab es das Lager nicht mehr; ich glaube, es war mittlerweile in einen Parkplatz mit einer schäbigen Currywurstbude umgewandelt worden.

Die Sonne schien, als wir durch das Brandenburger Tor gingen – was fast vier Jahrzehnte lang undenkbar gewesen war: Wer es versucht hätte, wäre erschossen worden. Nie vergesse ich die aufgeregte Miene meines Vaters, als wir uns der Menge der Ost- und Westdeutschen, der Polen, Amerikaner, Japaner, Franzosen und anderen aus allen Teilen der Welt anschlossen und mit ihnen die schlichte Freiheit genossen, durch das Herz Berlins zu spazieren. Es standen noch immer Uniformierte herum, aber sie schauten nur zu, manche mit einem Lächeln, griffen nicht ein, waren womöglich erleichtert, dass sie keinen Landsmann erschossen mussten. Ausnahmsweise schien mit der Welt alles in Ordnung.

Die Nacht des 31. Dezember war kalt, aber die Temperatur sank nicht unter null. Als wir auf das Brandenburger Tor zuingen, hörten wir schon aus weiter Ferne den Lärm der feiernden Menge; unser Vater folgte

uns mit leichtem Widerstreben – er hatte eine Scheu vor Menschenmassen, vor allem vor deutschen. Auch lautes Knallen ertrug er schlecht; es weckte zu viele Erinnerungen. Zehntausende Menschen, die meisten jung, waren an der Mauer zusammengekommen und hinaufgeklettert, sangen, riefen, liessen Sektkorken knallen. Es lag ein intensiver Sektgeruch in der Luft – die Leute begossen sich gegenseitig mit dem klebrigen Zeug.

Hier und dort hörte man Sprechchöre: «Wir sind das Volk!» Andere sangen: «Wir sind *ein* Volk!» Aber in dieser Nacht schwang darin nichts Nationalistisches oder gar Bedrohliches mit. Es war eine internationale Menge, ein politisches Woodstock ohne Rockbands, ein Fest für die Freiheit, das Miteinander, die Hoffnung auf eine bessere Welt, in der die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit sich nicht wiederholten; kein Stacheldraht mehr, keine Lager, keine Erschiessungen. Es war schön, jung zu sein. Wenn Schillers Hymne «An die Freude» und speziell die Worte «Alle Menschen werden Brüder» je eine Wahrheit hatten, dann an diesem aussergewöhnlichen Silvesterabend in Berlin.

Auf einmal – es mochte Viertel nach zwölf sein – merkten wir, dass wir unseren Vater verloren hatten; die Menschenmenge war so dicht geworden, dass man kaum vom Fleck kam. Wir suchten ihn überall, während ringsum Feuerwerkskörper explodierten und die Raketen den Himmel erleuchteten. Der Lärm war ohrenbetäubend. Die lachenden Gesichter im Lichtschein des Feuerwerks kamen uns jetzt leicht hysterisch vor. Es war völlig ausgeschlossen, dass wir in diesem Gedränge unseren Vater wiederfänden. Ohne ihn schwand unsere Feierlaune. Besorgt kehrten wir ins Hotel zurück.

Stunden später, nach unruhigem Schlaf, sahen wir die Tür aufgehen, und unser Vater kam herein, den Kopf dick verbunden. Beinahe Schlag Mitternacht, als die Menschenmenge unter Geknalle und Getöse das neue Jahr begrüßte, hatte mehr oder minder an derselben Stelle, an der unser Vater einst britischen Bomben, Stalinorgeln und deutschem Heckenschützenfeuer hatte ausweichen müssen, ein Böller irgendwie den Weg zu ihm gefunden und ihn genau zwischen die Augen getroffen.

Anmerkungen

Kapitel Jubel

- 1 Zitiert in Ben Shephard, *The Long Road Home: The Aftermath of the Second World War*, New York 2010, 69.
- 2 Martin Gilbert, *The Day the War Ended: May 8 1945: Victory in Europe*, New York 1994, 128.
- 3 Brian Urquhart, *A Life in Peace and War*, New York 1987, 82.
- 4 Gut erzählt ist diese Geschichte bei David Stafford, *Endgame, 1945: The Missing Final Chapter of World War II*, New York 2007.
- 5 Aus Schukows Memoiren, zitiert von Gilbert, a.a.O.
- 6 Simone de Beauvoir, *Der Lauf der Dinge*, Ü: Paul Baudisch, Reinbek 1966, 37.
- 7 Gilbert, a.a.O., 322.
- 8 Ebd., 319.
- 9 Urquhart, a.a.O., 85.
- 10 David Kaufman und Michel Horn, *De Canadezen in Nederland, 1944-1945*, Laren 1981, 119.
- 11 Michael Horn, «More Than Cigarettes, Sex and Chocolate: The Canadian Army in the Netherlands, 1944-1945», in *Journal of Canadian Studies/Revue d etudes canadiennes* 16 (Herbst/Winter 1981), 156-173.
- 12 Zitiert in ebd.
- 13 Ebd.
- 14 Zitiert in John Willoughby, «The Sexual Behavior of American GIs During the Early Years of the Occupation of Germany», in *Journal of Military History* 62, Nr. 1 (Januar 1998), 155-167.
- 15 Benoîte Groult, Flora Groult, *Tagebuch vierhändig*, München 1991, Ü: Ruth Uecker-Lutz und Brigitte Kehr, 396, 397; 398 f.
- 16 Siehe Patrick Buisson, *1940-1945: Années érotiques*, Paris 2009.
- 17 Rudi van Dantzig, *Der verlorene Soldat*, Ü: Helga von Beuningen, Reinbek 1988, 27.
- 18 Buisson, a.a.O., 324.
- 19 Urquhart, a.a.O., 81.
- 20 Ben Shephard, *After Daybreak: The Liberation of Bergen-Belsen, 1945*, New York 2005.
- 21 Ebd., 99.
- 22 Ebd., 133.

- 23 Richard Wollheim, «A Bed out of Leaves», in *London Review of Books*, 4. Dezember 2003, 3-7.
- 24 Shephard, *Daybreak*, a.a.O., 138.
- 25 Atina Grossmann, *Jews, Germans, and Allies: Close Encounters in Occupied Germany*, Princeton 2007, 188.
- 26 Shephard, *Long Road*, a.a.O., 299.
- 27 Ebd., 70.
- 28 Norman Lewis, *Neapel 44: Ein Nachrichtenoffizier im italienischen Labyrinth*, Ü: Peter Waterhouse, Wien/Bozen 1996, 56.
- 29 Günter Fippel, *Demokratische Gegner und Willküropfer von Besatzungsmacht und SED in Sachsenhausen*, Leipzig 2008, 114.
- 30 John Dower, *Embracing Defeat: Japan in the Wake of World War II*, New York 1999, 102.
- 31 Theodore Cohen, *Remaking Japan: The American Occupation as New Deal*, hg. von Herbert Passin, New York 1987, 123.
- 32 Brief an Donald Keene, in Otis Cary, Hg., *From a Ruined Empire: Letters – Japan, China, Korea, 1945-46*, Tokio/New York 1984, 96.
- 33 William L. Worden, «The G. I. Is Civilizing the Jap», in *Saturday Evening Post*, 15. Dezember 1945, 18-22.
- 34 Dowers *Embracing Defeat* ist eine vorzügliche Quelle für ausführlichere Informationen über die panpan-Kultur.
- 35 Dower, a.a.O., 134.
- 36 John LaCerde, *The Conqueror Comes to Tea: Japan Under MacArthur*, New Brunswick 1946, 51.
- 37 Ebd., 54.
- 38 Dower, a.a.O., 579.
- 39 Giles MacDonogh, *After the Reich: The Brutal History of the Allied Occupation*, New York 2007, 79.
- 40 Klaus-Dietmar Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995, 201.
- 41 Dagmar Herzog, *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Ü: Ursel Schäfer, Anne Emmert, München 2005, 78.
- 42 Willoughby, a.a.O., 167.
- 43 Groult, a.a.O., 391.
- 44 Carl Zuckmayer, *Deutschlandbericht für das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten von Amerika*, Frankfurt/M 2007, 95.
- 45 Nosaka Akiyuki, *Amerika Hijiki (Algen in Amerika)*, Tokyo 2003.
- 46 MacDonogh, a.a.O., 369.
- 47 *The Times*, London, 9.7.1945.
- 48 Willoughby, a.a.O., 158.
- 49 *New York Times*, 13.6.1945.
- 50 Anonyma: *Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, München 2005, 128.
- 51 Groult, a.a.O., 434.
- 52 Nagai Kafü, *Danchotei Nichijo II*, Tokio 1987, 285.

- 53 Ebd., 278.
- 54 Zitiert von Donalde Keene, *So Lovely a Country Will Never Perish: Wartime Diaries of Japanese Writers*, New York 2010, 149.
- 55 LaCerde, a.a.O., 23 f.
- 56 Henke, a.a.O., 199.
- 57 Ebd.
- 58 Richard Bessel, *Germany 1945: From War to Peace*, New York 2009, 204.
- 59 Elizabeth Heineman, *What Difference Does a Husband Make?: Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*. Berkeley 2003,100.
- 60 Zitiert von Willoughby, a.a.O., 169.
- 61 Keene, a.a.O., 171.
- 62 Willoughby, a.a.O., 160.
- 63 Curzio Malaparte, *Die Haut*, Karlsruhe 1950, Ü: Hellmuth Ludwig, 41 f.
- 64 Zitiert von Herman de Liagre Böhl in *De Gids*, Zeitschrift, Mai 1985, 250.
- 65 Ebd., 251.
- 66 Buisson, a.a.O., 411.

Kapitell Hunger

- 1 J.L. van der Pauw, *Rotterdam in de tweede wereldoorlog*, Rotterdam 2006, 679.
- 2 *New York Times*, 12.5.1945.
- 3 Shephard, a.a.O., 109.
- 4 Edmund Wilson, *Europe Without Baedeker: Sketches Among the Ruins of Italy, Greece, and England*, London 1948, 125.
- 5 Ebd., 120.
- 6 Antony Beevor und Artemis Cooper, *Paris After the Liberation: 1944-1949*, überarbeitete Aufl., New York 2004, 103.
- 7 Stephen Spender, *Deutschland in Ruinen: Ein Bericht*, Ü: Joachim Utz, Frankfurt/M 1998,144 f.
- 8 Ebd., 144.
- 9 Wilson, a.a.O., 136.
- 10 Ebd., 146.
- 11 Ebd., 147.
- 12 Sándor Márai, *Land, Land!... Erinnerungen*, hg. von Siegfried Heinrichs, Ü: Hans Skirecki, Berlin 2000,158.
- 13 Zuckmayer, a.a.O., 142.
- 14 Spender, a.a.O., 37.
- 15 *New York Herald Tribune*, 31.12.1945.
- 16 Cary, a.a.O., 54.
- 17 Dower, a.a.O., 103.
- 18 Ebd., 63.
- 19 MacDonogh, a.a.O., 315.
- 20 Ronald Spector, *In the Ruins of Empire: The Japanese Surrender and the Battle for Postwar Asia*, New York 2007, 56.

- 21 Zitiert von Bessel, a.a.O., 334.
- 22 *New York Times*, 27.10.1945.
- 23 Julian Sebastian Bach jr., *Americas Germany: An Account of the Occupation*, New York 1946, 26.
- 24 *Daily Mirror*, 5.10.1945, zitiert von Shephard, a.a.O., 129.
- 25 Zitiert ebd., 156.
- 26 Richtlinie 1380/15 des Vereinigten Generalstabs, zitiert von Cohen, a.a.O., 143.
- 27 MacDonogh, a.a.O., 479.
- 28 Rede vor dem Kongress, zitiert von Cohen, a.a.O., 145.
- 29 Zitiert von Norman M. Naimark, *Die Russen in Deutschland: Die sowjetische Besatzungszone 1945-1949*, Ü: Hans-Ulrich Seebohm und Hans-Joachim Maass, Berlin 1997, 230.
- 30 Cohen, a.a.O., 144.
- 31 Ebd., 142.
- 32 de Liagre Böhl, a.a.O., 246.
- 33 Willi A. Boelcke, *Der Schwarz-Markt 1945-1948. Vom Überleben nach dem Kriege*, Braunschweig 1986, 76.
- 34 Sakaguchi Ango, *Darakuron*, Tokio 2008, 228. Erstveröffentlichung 1946.
- 35 Dower, a.a.O., 139.
- 36 Fujiwara Sakuya, *Manshu, shokokumin no senki*, Tokio 1984, 82.
- 37 Klaus Schröter, *Heinrich Böll mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1982, 59.
- 38 Zuckmayer, a.a.O., 111.
- 39 Irving Heymont, *Among the Survivors of the Holocaust, 1945: The Landsberg DP Camp Letters of Major Irving Heymont, United States Army*, Cincinnati, Ohio 1982, 63.
- 40 Carlo D'Este, *Patton: A Genius for War*, New York 1996, 755.
- 41 Siehe Shephard, *Long Way*, a.a.O., 235.
- 42 *Yank*, 10.8.1945, 6.
- 43 Zitiert von Stafford, a.a.O., 507.
- 44 Alfred Döblin, *Schicksalsreise: Bericht und Bekenntnis*, Olten 1980, 319 f.

Kapitel 3 Vergeltung

- 1 Norman M. Naimark, *Flammender Hass: Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*, Bonn 2009, 148.
- 2 Tadeusz Borowski, *Bei uns in Auschwitz*, Ü: Friedrich Griese, Frankfurt/M 2006, 343, 344.
- 3 Gilbert, a.a.O., 38
- 4 Shephard, *Daybreak*, a.a.O., 113.
- 5 Ruth Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938-1948*, Berlin 2012 (Erstveröffentlichung 1947), 399.
- 6 Hans Graf von Lehndorff, *Ostpreussisches Tagebuch, Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945-1947*, München 1970, 69 f.

- 7 Edgar Wolfrum, *Die geglü ckte Demokratie. Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2007, 23.
- 8 Naimark, *Russen*, a.a.O., 95.
- 9 Bessel, a.a.O., 155.
- 10 Okada Kazuhiro, *Manshu anei hanten*, Tokio 2002, 103.
- 11 Ebd., 128.
- 12 Naimark, *Russen*, a.a.O., 140.
- 13 Anonyma, a.a.O., 73.
- 14 Naimark, *Russen*, a.a.O., 103.
- 15 Zitiert von Buisson, a.a.O., 387.
- 16 Ebd., 251 f.
- 17 Jan Gross, *Angst: Antisemitismus nach Auschwitz in Polen*, Berlin 2012, 82.
- 18 Anna Bikont, *My z Jedwabnego*, Warschau 2004.
- 19 Aussage von Halina Wind Preston, 26. Juli 1977:
www.yadvashem.org/yv/en/righteous/stories/related/preston_testimony.asp.
- 20 Tony Judt, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, Ü: Matthias Fienbork und Hainer Kober, München 2006, 56.
- 21 Gross, a.a.O., 40.
- 22 Naimark, *Flammender Hass*, a.a.O., 157.
- 23 Shephard, *Long Road*, a.a.O., 122.
- 24 Christian von Krockow, *Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow*, München 1992, 163 f.
- 25 Christian von Krockow, *Die Reise nach Pommern*, hg. von Astrid von Meuges, Würzburg 2008, 252.
- 26 Herbert Hupka, Hg., *Letzte Tage in Schlesien. Tagebücher, Erinnerungen und Dokumente der Vertreibung*, München, Wien 1988, 137 f.
- 27 Ebd., 81.
- 28 Ernst Jünger, *Jahre der Okkupation*, Stuttgart 1958, 214.
- 29 Krockow, *Frauen*, a.a.O., 186.
- 30 MacDonogh, a.a.O., 128.
- 31 Margarete Schell-von Noé, *Ein Tagebuch aus Prag, 1945-46*, Bonn 1957, 12.
- 32 Ebd., 48.
- 33 Ebd., 99.
- 34 Ebd., 41.
- 35 MacDonogh, a.a.O., 406.
- 36 Dina Porat, *The Fall of the Sparrow: The Life and Times of Abba Kovner*, Stanford 2009, 214.
- 37 Ebd., 212.
- 38 Ebd., 215.
- 39 Ava Kovner, *My Little Sister and Selected Poems, 1965-1985*, Oberlin 1986.
- 40 Judt, a.a.O., 51.
- 41 Harold Macmillan, *The Blast of War, 1939-1945*, New York 1967, 576. (Der dt. Auswahlband Harold Macmillan, *Erinnerungen*, ausgewählt von Winfried Scharlau, Ü: Erwin Duncker, Frankfurt/M 1982, konzentriert sich auf den Integrationsprozess in Europa; die hier zitierten Stellen sind darin nicht enthalten.)

- 42 Wilson, a.a.O., 147.
- 43 Zahlen zitiert von Roy P. Domenico, *Italian Fascists on Trial, 1943-1948*, Chapel Hill 1991, 149.
- 44 Wilson, a.a.O., 157.
- 45 Macmillan, a.a.O., 193.
- 46 Ebd., 501.
- 47 Allan Scarfe und Wendy Scarfe, Hg., *All That Grief: Migrant Recollections of Greek Resistance to Fascism, 1941-1949*, Sydney 1994, 95.
- 48 Macmillan, a.a.O., 499.
- 49 Mark Mazower, Hg., *After the War Was Over: Reconstructing the Family, Nation and State in Greece, 1943-1960*, Princeton 2000, 27.
- 50 Macmillan, a.a.O., 547.
- 51 *The Times*, London, 13.7.1945.
- 52 Macmillan, a.a.O., 515.
- 53 Wilson, a.a.O., 197.
- 54 Spector, a.a.O., 90.
- 55 Cheah Boon Kheng, «Sino-Malay Conflicts in Malaya, 1945-1946: Communist Vendetta and Islamic Resistance», in *Journal for Southeast Asian Studies* 12 (März 1981), 108-117.
- 56 Gideon François Jacobs, *Prelude to the Monsoon*, Kapstadt 1965, 124.
- 57 Spector, a.a.O., 174.
- 58 Benedict Anderson, *Java in a Time of Revolution: Occupation and Resistance, 1944-1946*, Jakarta 2005.
- 59 L. de Jong, *Het koninkrijk der Nederlanden in de tweede wereldoorlog*, 11c, Staatsuitgeverij 1986.
- 60 Theodore Friend, *Indonesian Destinies*, Cambridge 2003, 27.
- 61 Jan A. Krancher, Hg., *The Defining Years of the Dutch East Indies, 1942-1949: Survivors'Accounts of Japanese Invasion and Enslavement of Europeans and the Revolution That Created Free Indonesia*, Jefferson 1996, 193.
- 62 Spector, a.a.O., 179.
- 63 De Jong, a.a.O., 582.
- 64 Anderson, a.a.O., 166.
- 65 Spector, a.a.O., 108.
- 66 Jean-Louis Planché, *Sétif: Histoire dun massacre annoncé*, Paris 2006, 139.
- 67 Martin Evans, *Algeria: Frances Undeclared War*, New York 2012.
- 68 Françoise Martin, *Heures tragiques au Tonkin: 9 mars 1945-18 mars 1946*, Paris 1947, 133.
- 69 David G. Marr, *Vietnam 1945: The Quest for Power*, Berkeley 1995, 333.
- 70 Martin, a.a.O., 179.
- 71 Ebd., 129.
- 72 Spector, a.a.O., 126.

Kapitel 4 Heimkehr

- 1 Eine detaillierte Analyse in Timothy Snyders *Bloodlands: Europe Between Hitler and Stalin*, New York 2010 (dt. *Bloodlands*, München 2011).
- 2 Imre Kertész, *Roman eines Schicksallosen*, Ü: Christina Viragh, Berlin 1996.
- 3 Zitiert von Dienke Hondius, *Holocaust Survivors and Dutch Anti-Semitism*, Westport 2003, 103.
- 4 Ebd., 101.
- 5 Roger Ikor, *Ô soldats de quarante! ...en mémoire*, Paris 1986, 95.
- 6 Marguerite Duras, *Der Schmerz*, Ü: Eugen Helmlé, München 1986, 21 f.
- 7 Ebd., 21.
- 8 Ebd., 65 f.
- 9 Sakagüchi Ango, a.a.O., 227.
- 10 Dower, a.a.O., 58.
- 11 *Koe*, Bd. 1, Tokio 1984, 103. Kein Verfasser: Dies ist eine Sammlung von Briefen, die der Zeitung zugeschickt wurden.
- 12 Ebd., 104.
- 13 Bill Mauldin, *Back Home*, New York 1947, 18.
- 14 Ebd., 45.
- 15 Ebd., 54.
- 16 Nicholai Tolstoy, *The Minister and the Massacres*, London 1986, 31.
- 17 Zitiert in Gregor Dallas, *1945: The War That Never Ended*, New Haven 2005, 519.
- 18 Tolstoy, a.a.O., 13.
- 19 Ebd.
- 20 Nicholas Bethell, *Das letzte Geheimnis: Die Auslieferung russischer Flüchtlinge an die Sowjets durch die Alliierten 1944-47*, Ü: Otto Wilck und Hubert Gaethe, Frankfurt/M 1975, 131 f.
- 21 Ebd., 133.
- 22 Borivoje M. Karapandic, *The Bloodiest Yugoslav Spring: Titos Katyns and Gulags*, New York 1980, 73.
- 23 Macmillan, a.a.O., 436.
- 24 Shephard, *Long Road*, a.a.O., 80.
- 25 Bethell, a.a.O., 29.
- 26 Ebd., 198 f.
- 27 Ebd., 204 f.
- 28 Ebd., 210.
- 29 Ebd., 208.
- 30 Dallas, a.a.O., 560.
- 31 *Yank*, 24.8.1945.
- 32 Dallas, a.a.O., 549.
- 33 Naimark, *Flammender Hass*, 140.
- 34 Ebd., 140 f.
- 35 Lehdorff, a.a.O., 177f.
- 36 Hupka, a.a.O., 265.
- 37 Jünger, a.a.O., 193.

- 38 Gespräch des Autors mit Fritz Stern.
- 39 Zitiert von Bessel, a.a.O., 223.
- 40 Hupka, a.a.O., 64.
- 41 *Yank*, 21.9.1945, 16.
- 42 Naimark, *Flammender Hass*, a.a.O., 144.
- 43 Ebd., 147.
- 44 Antony Polonsky und Boleslaw Drukier, *The Beginnings of Communist Rule in Poland*, London/Boston 1980, 425.
- 45 Grossmann, a.a.O., 199.
- 46 Zitiert ebd., 148.
- 47 Ebd., 147.
- 48 *New York Herald Tribune*, 31.12.1945.
- 49 Heymont, a.a.O., 21.
- 50 Grossmann, a.a.O., 181.
- 51 Zitiert bei Hagit Lavsky, *New Beginnings: Holocaust Survivors in Bergen-Belsen and the British Zone in Germany, 1945-1950*, Detroit 2002, 64.
- 52 Rosensaft selbst liess sich nie in Israel nieder. Anscheinend sagte er gegenüber einigen Israelis: «Ihr habt die Hora getanzt, während wir in den Krematorien verbrannten.» (Zitiert bei Shephard, *Long Road*, a.a.O., 367.)
- 53 Heymont, a.a.O., 47 f.
- 54 Zitiert von Shabtai Teveth, *Ben-Gurion: The Burning Ground, 1886-1948*, Boston 1987, 853.
- 55 Avishai Margalit, «The Uses of the Holocaust», in *New York Review of Books*, 14.2.1994.
- 56 Tom Segev, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Ü: Jürgen Peter Krause und Maja Ueberle-Pfaff, Reinbek 1995, 138.
- 57 Teveth, a.a.O., 871.
- 58 Ebd., 870.
- 59 Heymont, a.a.O., 66.
- 60 Teveth, a.a.O., 873.
- 61 Der Harrison-Bericht, so benannt nach Earl G. Harrison, dem US-Vertreter im Zwischenstaatlichen Komitee für Flüchtlinge.
- 62 Brief vom 31.8.1945.
- 63 PRO FO 1049/81/177, zitiert in *Life Reborn*, Konferenzakten, hg. von Menachem Z. Rosensaft, Washington, D. C., 2001, 110.
- 64 Bethell, a.a.O., 26.

Kapitel 5 Entgiftung

- 1 Andreas-Friedrich, a.a.O., 322.
- 2 Luc Huyse und Steven Dhondt, *La répression des collaborations, 1942-1952: Un passé toujours présent*, Brüssel 1991, 147.
- 3 Sodei Rinjiro, Hg., *Dear General MacArthur: Letters from the Japanese During the American Occupation*, New York 2001, 70.

- 4 Ebd., 87.
- 5 Ebd., 78.
- 6 Direktive zitiert bei Hans H. Baerwald, *The Purge of Japanese Leaders Under the Occupation*, Berkeley 1959, 7.
- 7 Zitiert von Faubion Bowers, «How Japan Won the War», in *The New York Times Magazine*, 30.8.1970.
- 8 Cohen, a.a.O., 85.
- 9 Siehe Franz Neumann, *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944*, Ü: Hedda Wagner, Gert Schäfer, Frankfurt/M 1977 (engl. Erstveröffentlichung 1942).
- 10 Andreas-Friedrich, a.a.O., 400.
- 11 Ebd., 401.
- 12 James F. Tent, *Mission on the Rhine: Reeducation and Denazification in American-Occupied Germany*, Chicago 1982, 55.
- 13 Zuckmayer, a.a.O., 137.
- 14 Timothy R. Vogt, *Denazification in Soviet-Occupied Germany. Brandenburg, 1945-1948*, Cambridge, MA 2000, 34.
- 15 Ebd., 38.
- 16 Tom Bower, *The Pledge Betrayed: America and Britain and the Denazification of Postwar Germany*, Garden City 1982, 148.
- 17 Ebd., 8.
- 18 Henke, a.a.O., 487 f.
- 19 Cohen, a.a.O., 161.
- 20 Jerome Bernard Cohen, *Japans Economy in War and Reconstruction*, Minneapolis 1949» 432.
- 21 Cohen, a.a.O., 154.
- 22 Rinjiro, a.a.O., 176.
- 23 Ebd., 177.
- 24 LaCerde, a.a.O., 25.
- 25 Cohen, a.a.O., 45.
- 26 Dower, a.a.O., 530.
- 27 Cary, Hg., a.a.O., 107.
- 28 Chalmers Johnson, *MITI and the Japanese Miracle. The Growth of Industrial Policy, 1925-1975*, Stanford 1982, 42.
- 29 Teodoro Agoncillo, *The Fateful Years: Japans Adventure in the Philippines, 1941-1945*, Quezon City 1965, 672.
- 30 Stanley Karnow, *In Our Image: Americas Empire in the Philippines*, New York 1989, 327.
- 31 Ebd., 328.
- 32 Jay Taylor, *The Generalissimo: Chiang Kai-Shek and the Struggle for Modern China*, Cambridge, MA, 2009, 323.
- 33 Keenes Brief an T. de Bary in Cary, Hg., a.a.O., 128.
- 34 Spector, a.a.O., 41.
- 35 Odd Arne Westad, *Cold War and Revolution: Soviet-American Rivalry and the Origins of the Chinese Civil War, 1944-1946*, New York 1993, 90.

- 36 Zwei Bücher über das Annei Hanten sind Okada Kazuhiro, *Manshu annei hanten*, Tokyo 2002, und Fujiwara Sakuya, *Manshu, shokokumin no senki*, Tokyo 1984.
- 37 Peter Novick, *The Resistance Versus Vichy: The Purge of Collaborators in Liberated France*, New York 1968, 46.
- 38 Ebd., 77 f.
- 39 Zitiert bei Beevor und Cooper, a.a.O., 104.

Kapitel 6 Rechtsstaatlichkeit

- 1 Fujiwara, a.a.O., 175.
- 2 Marai, a.a.O., 153.
- 3 Istvân Deák, Jan Tomasz Gross, Tony Judt, Hg., *The Politics of Retribution in Europe: World War II and Its Aftermath*, Princeton 2000, 235.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., 237.
- 6 Ebd., 235.
- 7 Ebd., 134.
- 8 Ebd., 135.
- 9 Mazower, a.a.O., 31.
- 10 Lee Sarafis, «The Policing of Deskati, 1942-1946», in Mazower. a.a.O., 215.
- 11 Scarfe and Scarfe, a.a.O., 165 f.
- 12 Aischylos, *Die Eumeniden*, Ü: J. G. Droysen, Berlin 1832.
- 13 Zitiert bei John W. Powell, «Japans Germ Warfare: The US Cover-up of a War Crime», in *Bulletin of Concerned Asian Scholars* 12, Oktober/Dezember 1980, 9.
- 14 Lawrence Taylor, *A Trial of Generals: Homma, Yamashita, MacArthur*, South Bend 1981, 125.
- 15 *Yank*, «Tiger's Trial», 30.11.1945.
- 16 Taylor, a.a.O., 137.
- 17 A. Frank Reel, *The Case of General Yamashita*, Chicago 1949, 34.
- 18 Richard L. Lael, *The Yamashita Precedent: War Crimes and Command Responsibility*, Wilmington 1982, 111.
- 19 Taylor, a.a.O., 195.
- 20 Lael, a.a.O., 118.
- 21 Zitiert bei J. Kenneth Brody, *The Trial of Pierre Laval: Defining Treason, Collaboration and Patriotism in World War II France*, New Brunswick 2010, 136.
- 22 *Time*, 4.1.1932.
- 23 Geoffrey Warner, *Pierre Laval and the Eclipse of France*, New York 1969, 301.
- 24 Eine ausführliche Beschreibung von Musserts krimineller Bestechlichkeit findet sich bei Tessel Pollmann, *Mussert en Co: de NSB-leider en zijn vertrouwelingen*, Amsterdam 2012.
- 25 *Time*, 15.10.1945.
- 26 Jean-Paul Cointet, *Pierre Laval*, Paris 1993, 517.
- 27 Jacques Charpentier, *Au service de la liberté*, Paris 1949, 268.
- 28 Hubert Cole, *Laval*, London 1963, 284.

- 29 Cointet, a.a.O., 527.
- 30 Jan Meyers, *Mussert*, Amsterdam 1984, 277.
- 31 Ebd., 275.
- 32 Cointet, a.a.O., 537.
- 33 Zitiert bei Novick, a.a.O., 177.
- 34 George E Kennan, *Memoiren eines Diplomaten*, Bd. 1: 1925-1950, Ü: Heide von Alten, München 1971, 267.
- 35 Dower, a.a.O., 445.
- 36 Telford Taylor, *Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht*, Ü: Michael Schmidt, München 1994, 45.
- 37 Spender, a.a.O., 259.
- 38 *Yank*, 18.5.1945.
- 39 Webseite der Dwight D. Eisenhower Memorial Commission.
- 40 *The Times*, London, 20.4.1945.
- 41 *Daily Mirror*, London, 20.4.1945.
- 42 *The Times*, London, 28.4.1945.
- 43 Shephard, *Daybreak*, a.a.O., 166.
- 44 *The Times*, London, 24.9.1945.
- 45 Ebd., 9.11.1945.
- 46 Shephard, *Daybreak*, a.a.O., 171 f.
- 47 *The Times*, London, 8.11.1945.
- 48 Ernst Michel, DANA-Bericht, 9.1.1946.
- 49 Rebecca West, *The New Yorker*, 26.10.1946.
- 50 Taylor, a.a.O., 41.
- 51 Ebd., 42.
- 52 Ernst Michel, DANA, 15.2.1946.
- 53 Jünger, a.a.O., 194.
- 54 Andreas-Friedrich, a.a.O., 361.
- 55 Taylor, a.a.O., 206.

Kapitel 7 Ein Tag, der strahlend hell beginnt

- 1 Siehe Hermann Langbein,.... *nicht wie die Schafe zur Schlachtbank. Widerstand in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1938-1945*, Frankfurt/M 1980, 370 f.
- 2 *Manchester Guardian*, 27.7.1945.
- 3 *Daily Telegraph*, London, 11.7.2003.
- 4 *Manchester Guardian*, 27.7.1945.
- 5 Ebd.
- 6 Harold Nicolson, *The Harold Nicolson Diaries, 1908-1964*, hg. von Nigel Nicolson, London 2004, 321.
- 7 Macmillan, a.a.O., 32.
- 8 Ebd., 33.
- 9 Nicolson, a.a.O., 318.
- 10 Wilson, a.a.O., 135.

- 11 Ebd., 186.
- 12 Noel Annan, *Changing Enemies: The Defeat and Regeneration of Germany*, New York 1996, 183.
- 13 Paul Addison, *Now the War Is Over: A Social History of Britain, 1945* London 1985, 14.
- 14 Ebd., 13.
- 15 Cyrill Connolly, *Horizon*, Juni 1945, Nachdruck in *Ideas and Places*, London 1953, 27.
- 16 *Manchester Guardian*, 5.6.1945.
- 17 Ebd., 26.6.1945.
- 18 Roy Jenkins, *Mr. Attlee: An Interim Biography*, London 1948, 255.
- 19 Stéphane Hessel, *Empört euch!*, Ü: Michael Kogon, Berlin 2011, 8.
- 20 Duras, a.a.O., 42.
- 21 Arthur Koestler, *Der Yogi und der Kommissar. Auseinandersetzungen*, Ü: Friedrich Klumpp, Esslingen a. N. 1950, 85.
- 22 Addison, a.a.O., 18.
- 23 Annan, a.a.O., 183.
- 24 Winston Churchill, «Speech to the Academic Youth», Zürich, 19.9.1946. Siehe http://www.europa-union.de/fileadmin/files_eud/PDF-Dateien_EUD/Allg_Dokumente/Churchill_Rede_19.09.1946_D.pdf
- 25 Nicolson, a.a.O., 333.
- 26 Jean Monnet, *Mémoires*, Paris 1976, 283.
- 27 Siehe Tessel Pollmann, *Van Waterstaat tot Wederopbouw: het leven van dr.jr. J.A. Ringers (1885-1965)*, Amsterdam 2006.
- 28 Dower, a.a.O., 537.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd., 538.
- 31 Owen Lattimore, *Solution in Asia*, Boston 1945, 189.
- 32 Cohen, a.a.O., 42.
- 33 Morita Yoshio, *Chosen shusen no kiroku: heiso ryogun no shinchu to nihonjin no hikiage*, Tokio 1964, 77.
- 34 Bruce Cumings, *The Origins of the Korean War: Liberation and the Emergence of Separate Regimes, 1945-1947*, Princeton 1981, 88.
- 35 *Yank*, 2.11.1945.
- 36 Cary, Hg., a.a.O., 32.
- 37 *Yank*, 2.11.1945.
- 38 Cumings, a.a.O., 392.
- 39 Spector, a.a.O., 163.
- 40 Ebd., 160.
- 41 Ebd., 148.
- 42 Cary, Hg., a.a.O., 197.
- 43 Robert Skidelsky, *John Maynard Keynes, 1883-1946: Economist, Philosopher, Statesman*, New York 2005, 779.
- 44 Nicolson, a.a.O., 325.
- 45 Zit. nach Judt, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, a.a.O., 111.

Kapitel 8 Zivilisierung der Unmenschen

- 1 Dower, a.a.O., 215-217.
- 2 Annan, a.a.O., 160.
- 3 Ebd., 162.
- 4 Döblin und Feuchtwanger zitiert bei Tent, a.a.O., 23.
- 5 Amtsblatt des Alliierten Kontrollrats in Deutschland, Supplement Nr. 1, Berlin 1946, 13-20.
- 6 Nicholas Pronay und Keith Wilson, Hg., *The Political Re-education of Germany and Her Allies after World War II*, London 1985, 198.
- 7 Günter Grass, *Beim Häuten der Zwiebel*, Göttingen 2006, 220 f.
- 8 John Gimbel, *A German Community Under American Occupation: Marburg, 1945-52*, Stanford 1961, 168.
- 9 Pronay und Wilson, Hg., a.a.O., 173.
- 10 *Yank*, 20.7.1945.
- 11 Ebd.
- 12 Spender, a.a.O., 268.
- 13 *Yank*, 20.7.1945.
- 14 Spender, a.a.O., 72.
- 15 Ebd., 74.
- 16 Ebd., 202.
- 17 Andreas-Friedrich, a.a.O., 381.
- 18 Naimark, *Russen*, a.a.O., 502.
- 19 Ebd., 506.
- 20 Andreas-Friedrich, a.a.O., 364.
- 21 Bach, a.a.O., 228.
- 22 Ebd.
- 23 Andreas-Friedrich, a.a.O., 391.
- 24 Bach, a.a.O., 218.
- 25 *The Times*, London, 11.7.1945.
- 26 Dower, a.a.O., 190.
- 27 Beauvoir, a.a.O., 24 f.
- 28 Ebd., 40.
- 29 Corinne Defrance, *La politique culturelle de la France sur la rive gauche du Rhin, 1945-1955*, Strasbourg 1994, 126.
- 30 Döblin, a.a.O., 316 f.
- 31 Zitiert bei Monnet, a.a.O., 339.
- 32 Barton J. Bernstein, Hg., *The Atomic Bomb: The Critical Issues*, Boston 1976, 113.
- 33 Dower, a.a.O., 218.
- 34 Ebd., 77.
- 35 Edward T. Imparato, *General MacArthur: Speeches and Reports, 1908-1964*, Paducah 2000, 146.
- 36 Bowers, a.a.O.
- 37 Ebd.
- 38 *Mainichi Shimbun*, zitiert in Dower, a.a.O., 549.

- 39 Rinjiro, a.a.O., 33.
 40 Dower, a.a.O., 77.
 41 Zitiert in «The Occupation of Japan», einem von MacArthur Memorial Library and Archives veranstalteten Seminar, November 1975, 129.
 42 LaCerde, a.a.O., 165 f.
 43 Koe, a.a.O., 115.
 45 Dower, a.a.O., 67.
 46 Keene, a.a.O., 118.

Kapitel 9 Eine Welt

- 1 Urquhart, a.a.O., 85.
 2 Ebd., 93.
 3 Stephane Hessel, *Tanz mit dem Jahrhundert. Erinnerungen*, Ü: Saskia Bontjes van Beek, München 2000, 88.
 4 Mark Mazower, *Governing the World: The History of an Idea*, New York 2012, 208.
 5 Ebd., 194.
 6 E. B. White, *The Wild Flag: Editorials from The New Yorker on Federal World Government and Other Matters*, Boston 1946, 72.
 7 Ebd., 82.
 8 Menno Spiering und Michael Wintie, Hg., *European Identity and the Second World War*, New York 2011, 126.
 9 John Foster Dulles, *Krieg oder Frieden*, Ü: Alfred Becker, Wien, Stuttgart 1950, 45.
 10 Neal Rosendorf, «John Foster Dulles' Nuclear Schizophrenia», in John Lewis Gaddis et al., Hg., *Cold War Statesmen Confront the Bomb: Nuclear Diplomacy Since 1945*, New York 1999, 64-69.
 11 Joseph Preston Baratta, *The Politics of World Federation: United Nations, UN Reform, Atomic Control*, Westport 2004, 127.
 12 *New York Times*, 10.10.1945.
 13 *The Times*, London, 20.11.1945.
 14 *Die Welt seit 1945. Materialien für den Geschichtsunterricht*, hg. von Herbert Krieger, Teil 1, Frankfurt/M 1983, 1.
 16 Das Roosevelt-Zitat steht bei Mazower, *Governing the World*, 209.
 17 «Remarks Upon Receiving an Honorary Degree from the University of Kansas City», 28.6.1945, www.trumanlibrary.org/publicpapers/viewpapers.php?pid=75.
 18 White, a.a.O., 82.
 19 *Yank*, 15.6.1945.
 20 *Daily Herald*, Mai 1945.
 21 Gespräch des Autors mit Gladwyn Jebbs Enkel, Inigo Thomas.
 22 *Time*, 14.5.1945.
 23 Urquhart, a.a.O., 94.
 24 *The Nation*, 30.6.1945.
 25 Mark Mazower, «The Strange Triumph of Human Rights, 1933-1950», in *The Historical Journal* 47, Nr. 2 (Juni 2004), 392.

- 26 William Roger Louis, *The British Empire in the Middle East, 1945-1951: Arab Nationalism, the United States, and Postwar Imperialism*, New York 1984,163.
- 27 *Manchester Guardian*, 4.6.1945.
- 28 Louis, a.a.O., 148.
- 29 *The Times*, London, 6.10.1945.
- 30 White, a.a.O., 80.
- 31 Ebd., 81.
- 32 Arthur M. Schlesinger jr., *A Thousand Days: John E Kennedy in the White House*, Boston 1965, 88 f.
- 33 *The Times*, London, 17.8.1945.
- 34 Bynes-Bericht, http://avalon.law.yale.edu/2oth_century/decade18.asp
- 35 Dulles, *Krieg oder Frieden*, a.a.O., 34.
- 36 Ebd., 37 f.
- 37 Ebd., 46.
- 38 *New York Times*, 31.12.1945.

Bildnachweis

Bildteil (zw. Seite 198 und 199):

- S. 1: Mit freundlicher Genehmigung des Autors
- S. 2 o.: Bundesarchiv, Bild 183-E0406-0022-018
- S. 2 u.: Image bank WW2-Resistance Museum Amsterdam. VMA 113 642
- S. 3 o.: © IWM (EA 65 799)
- S. 3 u.: Image bank WW2-NIOD. NIOD 187 641
- S. 4 o.: Associated Press/Charles Gorry
- S. 4 u.: Associated Press/British Official Photo
- S. 5 o.: Image bank WW2-NIOD. NIOD 95 246
- S. 5 u.: Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/Wiel van der Randen
- S. 6 o.: © IWM (5467)
- S. 6 u.: © IWM (69 972)
- S. 7: © IWM (6674)
- S. 8 o.: Bundesarchiv, Bild 183-M1205-331
- S. 8 u.: Bundesarchiv, Bild 183-S74 035
- S. 9 o.: Mit freundlicher Erlaubnis der National Archives and Records Administration
- S. 9 u.: Associated Press
- S. 10 o.: Associated Press/Peter J. Carroll
- S. 10 u.: Associated Press
- S. 11: © Bettmann/Corbis
- S. 12: AFP/Getty Images
- S. 13 o.: © Bettmann/Corbis
- S. 13 u.: Image bank WW2-Resistance Museum South Holland. VMZH 131 931
- S. 14 o.: © IWM (CF 926)
- S. 14 u.: Image bank WW2-NIOD. NIOD 61 576
- S. 15 o.: © IWM (HU 55 965)
- S. 15 u.: Nationaal Archief/Spaarnestad Photo/Photograph unbekannt
- S. 16: Associated Press

Textnachweis

Motto S. 7: Walter Benjamin, *Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa*, Frankfurt/M 2007, S. 133. © 2007 Suhrkamp Verlag, Berlin

S. 124: Auszug aus «My Little Sister», in: Ava Kovner, *My Little Sister and Selected Poems 1965-1985*, engl. Ü.: Shirley Kaufman, p. 3. © 1986 by Oberlin College

S. 317: Auszug aus «Don't Let's Be Beastly to the Germans» von Noel Coward: Published by Warner Chappell Music Ltd. / The Noel Coward Estate, © 1943

S. 319: Auszug aus einem Gedicht von A.P. Herbert: Used by permission of A.P. Watt at United Agents on behalf of the Executors of the Estate of Jocelyn Herbert, MT Perkins and Polly M VR Perkins

Namenregister

- Abs, Hermann Josef 213-215, 218
Acheson, Dean 340
Adenauer, Konrad 324 f., 338, 340
Adorno, Theodor 333
Aischylos 244
Alexander, Harold, Feldmarschall 179
Andreas-Friedrich, Ruth 201 f.,
208 f., 211, 273, 325, 328, 330, 334
Anielewicz, Mordechaj 191
Annan, Noel, Baron 285
Antelme, Robert 165
Aquino, Benigno 221 f.
Aquino, Benigno III. 224
Aquino, Corazon «Cory» 224
Arbuthnot, Robert, Generalmajor 180
Arendt, Hannah 265
Attlee, Clement 197, zw. 198 u. 199, 214,
281 f., 288-291, 302, 312, 314, 332,
360
Ayukawa Gisuke 300 f.
- Bach, Johann Sebastian 317
Bach, Julian Sebastian 63 f., 331
Baker, Beatrice M. 353
Baldwin, Hanson W. 378
Balfour, Arthur James 196
Bancroft, George 320
Bandera, Stepan 200
Bao Dai 164
Bárdossy, László 241
Bartow, Chanoch 189
Beatles 36,68
Beauvoir, Simone de 33, 39, 334 f.
Becher, Johannes R. 327
Becker, Karl 324
- Beethoven, Ludwig van 16, 317, 320, 325
Ben-Gurion, David 123, 194 f., 197
Benes, Edvard 118 f., 188
Benjamin, Walter 7
Bereschkow, Walentin M. 33
Berkum, Carla van 144
Berkum, Peter van 143 f.
Bernhard, Prinz der Niederlande 37
Bevin, Ernest 375-377
Bidault, Georges 377
Bimko, Hadassah *siehe* Rosensaft Bimko,
Hadassah
Birley, Robert 319-321, 327
Blake, William 288
Blaskowitz, Johannes, General 28
Böll, Heinrich 90
Borowski, Tadeusz 95, 97
Bowers, Faubion 341
Bradford, John R, Major 323
Brecht, Bertolt 325 f.
Browning, Frederick Arthur Montague
«Boy», General 28
Bruder Tomo (Bung Tomo), eigentl.
Dr. Sutomo, javan.
Freiheitskämpfer 144
Budinszky, László 241
Buisson, Patrick 40
Buruma, Leo 5, zw. 198 u. 199
Byrnes, James F. 376 f.
- Calvocoressi, Peter 274
Camus, Albert 356
Carmi, Israel 121
Chamberlain, Neville 294, 371, 383
Charpentier, Jacques 258

- Chataigneau, Yves 149
- Chiang Kai-shek 81, 125, 150, 224, 365, 374, 379
- ChoMan-sik 304 f., 307, 310
- Churchill, Clementine 283
- Churchill, Winston 19, 21, 29-31, 113, 127, 131, 133 f., 178, 182-184, zw. 198 u. 199, 213, 245, 262 f., 272, 281-286, 288 f., 291, 293-295, 312, 314, 356, 361-363, 365, 367 f., 372, 376
- Clay, Lucius D. 85, 208, 218
- Cleveringa, Rudolph 13
- Connolly, Cyril 286 f., 293 f., 333
- Copeau, Pascal 232
- Coward, Noël 317
- Culala, Felipa, «Dayang Dayang» 221
- Dalton, Hugh 312,314
- Dantzig, Rudi van 41
- Davies, «Rusty», Major 181 f.
- «Dayang Dayang» *siehe* Culala, Felipa
- De Bary, William Theodore 50, 219
- De Gaulle, Charles 32, 67,150 f., 163, zw. 198 u. 199, 200 f., 231-233, 235, 242, 257 f., 291 f., 294 f., 336, 338, 372
- Debussy, Claude 381
- Denier, Albert 148
- Döblin, Alfred 93, 187, 321, 337
- Dönitz, Karl, Admiral 30
- Dulles, Allen Welsh 358
- Dulles, John Foster 358-360, 372, 376-378
- Dunston, Charles 214
- Duras, Marguerite 164-166, 291
- Eden, Anthony 178 f., 198, 369
- Ehrenburg, Ilja 99
- Eichmann, Adolf 240, 265
- Einstein, Albert 359 f.
- Eisenhower, Dwight D., General 29 f., 58, 92, 213, 263 f., 350, 358
- Eisenhower, Mamie 263
- Elisohn, Berliner Fabrikarbeiter 14
- Erasmus von Rotterdam 357
- Ernst, Earle 344
- Evatt, Herbert Vere 368
- Fassbinder, Rainer Werner 168
- Fierlinger, Zdeněk 183
- Finkelstein, Chaja 110
- Flick, Friedrich 213-215
- Flood, Daniel J. 84
- Foot, Michael 367, 370 f., 374
- Foulkes, Charles, Generalleutnant 28
- Franco, Francisco, General 207, 282
- Frank, Anne 43, 74
- Frank, Hans 268
- Friedeburg, Hans-Georg von 27, 30
- Fritz-Krockow, Libussa 113, 116
- Frost, John, Colonel 28
- Fujiwara Sakuya 89
- Fulbright, J.W 359
- Furtwängler, Wilhelm 14
- Gandhi, Mahatma 355
- Gęborski, Czeslaw, auch Gemborski 116 f.
- Georg II., König 133
- Gide, André 334
- Gilbert, Martin 33
- Gilbert, William Schwenk 345
- Giscard d'Estaing, Valéry 235
- Globocnik, Odilo 173
- Göring, Hermann 268 f.
- Goethe, Johann Wolfgang von 279, 320 f., 325, 327
- Gogol, Nikolai 327
- Gomulka, Wladyslaw 188
- Gonin, Mervin Willett, Lieutenant Colonel 45
- Goudsmit, Siegfried 161
- Gracey, Douglas 152
- Grass, Günter 322, 330
- Grese, Irma 265, 267
- Grew, Joseph 340
- Gromyko, Andrej 375
- Groult, Benoîte 39-41, 55, 59, 68
- Groult, Flora 39

Haayen, Maria 36
 Habe, Hans 322
 Hailey, William Malcolm, Baron of
 Shapur and Newport Pagnell 374
 Hampton, Lionel 32, 37
 Harrison, Earl G. 197
 Hartglass, Apolinari 194 f.
 Hatta, Mohammed 139 f., 144
 Haussmann, Georges-Eugène Baron 298
 Hayek, Friedrich 289
 Healey, Denis, Major 293
 Heine, Heinrich 12
 Herbert, A.P. 187, 207, 267, 319, 341,
 368
 Hess, Rudolf 268
 Hessel, Franz 355
 Hessel, Stéphane 291, 354 f., 370
 Heuss, Theodor 209
 Heymont, Irving 91, 191, 193, 195
 Himmler, Heinrich 213, 256, 262, 267
 Hirohito, Kaiser 204, 207, 345, 348
 Hiss, Alger 375
 Hitler, Adolf 15, 19, 25, 91, 112, 114,
 117, 148 f., 174, 176, 184, 188, 191,
 196, 201 f., 205, 211, 214 f., 240, 255-
 257, 262, 272, 290, 293, 322, 330-
 332, 358, 363, 383
 Ho Chi Minh 146, 152 f., 362, 371
 Ho Yin-chin, General 228
 Hodge, John R. 306-308
 Hönisch, Josef 115
 Homma Masaharu 220, 248
 Honecker, Erich 68
 Hoover, Herbert 341
 Horthy, Mikios 239 f.
 Huijer, P.J.G. 144
 Hull, Cordell 261 f., 272
 Hupka, Herbert 187
 Hurley, Patrick J. 225

 Ibuka, Masaru 93
 Ikor, Roger 164, 393
 Imrédy, Béla 240
 Ishii Shirō 245 f.
 Isorni, Jacques, Maître 233

 Jackson, Robert H. 274
 Jacobs, Gideon François, General
 138 f.
 Jebb, Gladwyn 354, 368, 375
 Jefferson, Thomas 328
 Judt, Tony 111, 125
 Jünger, Ernst 116, 186, 272
 Juliana, Prinzessin, seit 1948 Königin
 der Niederlande 37

 Kades, Charles L., Colonel 206, 344
 Kästner, Erich 88
 Kafū, Nagai 60
 Kant, Immanuel 320 f.
 Karl der Grosse 323, 338
 Kato, Etsuro 348
 Keeler, Christine 340
 Keenan, Joseph B. 217 f.
 Keene, Donald 80, 219, 226 f., 309 f.
 Keitel, Wilhelm 30
 Kennan, George E 261, 272
 Kennedy, John E 375
 Kerr, Philip Henry 356
 Kerr, Robert, Major 252
 Kertész, Imre 159 f.
 Keynes, John Maynard 311 f., 333
 Kido Shinichiro, Major 143
 Kim Il-sung 224, 308, 310
 Kinzel, Eberhard Hans 27
 Kishi Nobusuke 220, 299-302, 311, 348
 Kitano Masaji 245 f.
 Klee, Paul 7
 Klein, Fritz 264, 266 f.
 Koestler, Arthur 292
 Konoe Fumimaro, Prinz 49
 Konstantin L, König 131
 Korwin, Marta 47
 Kovner, Abba (Ava) 121-124
 Kramer, Josef 74, 264-267
 Krockow, Christian Graf von 113, 116
 Krupp, Alfried 213-215
 Kun, Béla 239, 241

 Lamartine, Alphonse de 358
 Laski, Harold 284 f.

- Lattimore, Owen 301
 Laurel, José P. 221-224
 Laurel, Salvador H. «Doy» 224
 Laval, Pierre zw. 198 u. 199, 213, 234, 253-261, 265
 Legge, Walter 275
 Lehndorff, Hans Graf von 97, 103, 184 f.
 Lehnhard, Frau in Berlin 15
 Lemkin, Raphael 370
 Levitt, Saul, Sergeant 263
 Levy, Isaac, Rabbi 191
 Lewis, Norman 48
 Litwinska, Sophia 265
 Löbe, Paul 185
 Lothian, Lord *siehe* Kerr, Philip Henry
- MacArthur, Douglas, General 50-52, 57, 85, 204-207, 217 f., 220, 222-224, 246, 248-250, 252 f., 301, 340-342, 344, 348 f.
 Macmillan, Harold 127, 130-135, 178, 283
 Malaparte, Curzio 66, 177
 Mallaby, A.W.S., Brigadegeneral 144
 Mann, Thomas 187, 329
 Mao Zedong 224
 Márai, Sándor 78, 238 f.
 Marcos, Ferdinand 223
 Marcuse, Herbert 207
 Marshall, Richard 216
 Martin, Françoise 151
 Marx, Karl 297
 Mascolo, Dionys 165
 Mauldin, William «Bill» 170 f.
 Meredith, George 320
 Metaxas, Ioannis, Generalstabschef 131, 134
 Metternich, Klemens Wenzel Fürst von 376
 Michel, Ernst 268 f., 271, 279
 Michnik, Adam 107
 Mitterrand, François 165
 Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch 368 f., 377
 Monnet, Jean 292, 294-296, 339
- Montgomery, Bernard «Monty», Feldmarschall 27, 29, 72
 Moran, Sherwood R., Leutnant 80
 Morgenthau, Henry 84 f., 318, 320, 364
 Mornet, André 258
 Mossadegh, Mohammad 358
 Motoshima Hitoshi 205
 Mountbatten, Louis, Lord 135, 140
 Mozart, Wolfgang Amadeus 325
 Mussert, Anton zw. 198 u. 199, 211, 253-261
 Mussolini, Benito 127-129, 262, 313, 357
- Napoleon I. 335, 376
 Nazimouddin, Khwaja 282
 Nehru, Jawaharlal 362
 Neumann, Franz 207 f.
 Nicolson, Harold 283 f., 294, 312
 Nicolson, Nigel 173
 Nishizawa Eiichi 381
 Nixon, Richard 350
 Noel-Baker, Philip 375
 Norel, Klaas 163
 Nosaka Akiyuki 56, 61, 73
 Nosaka Sanzô 301
- O'Neill, Con 213
 Ogtrop, Pfarrer 38
 Ohlendorf, Otto 213
 Okamura Yasuji, General 227 f.
 Oleiski, J. 193
 Oppenheimer, Robert 359
 Ozu Yasujirô 168
- Paget, Bernard, General 372
 Papandreou, Georgios 243
 Papon, Maurice 235
 Patton, George, General 57, 92, 170, 189, 279, 353
 Pavelić, Ante 125, 177
 Pearson, Lester 375
 Percival, Arthur, Generalleutnant 56, 247
 Petacci, Clara 127

Pétain, Philippe, Marschall 126, 148,
 164, zw. 198 u. 199, 200, 231, 233 f.,
 255, 257 f.
 Pills, Jacques 37
 Pissarczyk, Georg 115
 Polge, Madame, Kollaborateurin in
 Nimes 106 f.
 Powell, Michael 287 f.
 Pressburger, Emeric 287 f.
 Profumo, John 340
 Pu Yi, Henry 298 f.

 Quezon, Manuel L. 220 f.
 Quwatli, Shukri al, 371 f.

 Rainer, Friedrich 173
 Rákosi, Mátyás 239
 Ramadier, Paul 76
 Remarque, Erich Maria 334
 Renan, Ernest 329
 Renault, Louis 234, 292
 Rhee, Syngman 308, 310 f.
 Ribbentrop, Joachim von 268
 Richard, Marthe 236
 Richter, Erich 380
 Richter, Helmut 113
 Ringers, J. A. 296 f.
 Roberts, Owen J. 359
 Robertson, Brian, General 320
 Rockwell, Norman 361
 Roosevelt, Franklin D. 32, 84, 182, 318,
 335 f., 340, 361-367, 376
 Rosenfeld, Netty 160 f.
 Rosensaft Bimko, Hadassah 75, 266
 Rosensaft, Josef «Jossele» 75, 192, 266
 Rosensaft, Menachem Z. 75
 Rossellini, Roberto 55, 280
 Rossi, Ernesto 357
 Roxas, Manuel 221, 223
 Rudenko, Roman A., General 270 f.
 Rummelin, Anwalt 15 f.
 Rutledge, Wiley B., jr. 252

 Sackville-West, Vita 312
 Saint-Pierre, Abbé de 357

 Sakaguchi Ango 88, 90, 166
 Sakura Sögorö 381
 Salleh, Kiyai 138
 Salter, Arthur 82
 Sartre, Jean-Paul 333-335
 Sauckel, Fritz 268
 Schacht, Hjalmar 268, 290
 Schell, Margarete 118-120
 Schlesinger, Winifred 31
 Schmidt, Josef 380
 Schnitzler, Georg von 214
 Schonfeld, Solomon 79, 190
 Schubert, Franz 16
 Schukow, Georgi, Marschall 30, 34, 99
 Schuman, Robert 337 f.
 Schwarzkopf, Elisabeth 275
 Scott, T. P., Brigadegeneral 174 f., 182
 Selborne, Roundell Palmer, Lord,
 3. Earl of Selborne 178
 Shaw, David 180
 Shawcross, Hartley 282
 Shidehara Kijürö 344
 Shiga Naoya 168
 Shigemitsu «Shiggy» Mamoru 344
 Shinwell, Emanuel 75
 Sikorski, Wladyslaw, General 112
 Sington, Derrick 43 f.
 Smith, Herbert A., Colonel 267
 Smuts, Jan Christiaan, General 370 f.
 Socha, Leopold 110 f.
 Soong, T.V. 374
 Speer, Albert 298, 348
 Spender, Stephen 76 f., 79, 262, 323-325
 Spengler, Oswald 331
 Spinelli, Altiero 357
 Stalin, Josef 19, 29 f., 33, 55, 113, 119,
 129, 158, 174, 177 f., 182-184, 200,
 228, 233, 238, 245, 281, 293, 313,
 354, 363-367, 369, 376, 379, 383
 Stettinius, Edward R., jr. 368 f., 375
 Stilwell, Joseph 224
 Stimson, Henry 85
 Stone, Eddie 32
 Storm, Wim 67
 Strachey, John 75

Streicher, Julius 268
 Sullivan, Arthur 345
 Sully, Maximilien de Béthune, Herzog
 von 357
 Syahrir, Sutan 140
 Szálasi, Ferenc 240

 Takami Jun 60, 63, 349
 Tanaka Kakuei 125
 Taruc, Luis 221, 223
 Templer, Gerald, General 84
 Teveth, Shabtai 195
 Thatcher, Margaret 314
 Thimonnier, René 336
 Thorez, Maurice 68, 233
 Tito, Josip Broz 126, 173-175, 177-179
 Togliatti, Palmiro 313
 Tōjō Hideki, General 247, 261
 Tomo, Bruder *siehe* Bruder Tomo
 Toynbee, Arnold J. 354-356, 361
 Treitschke, Heinrich von 331
 Truffaut, François 355
 Truman, Harry S. 31, 182 f., 195, 197,
 339, 342, 366, 371
 Tschechow, Anton 327
 Tsuneishi, Warren 306
 Tuohy, John, Korporal 183

 Urquhart, Brian 5,27 f., 34, 43, 45, 353-
 355, 369

 Valéry, Paul 235, 329
 Velouchiotis, Aris 132
 Venizelos, Eleftherios 131
 Vian, Boris 334 f.

 Warburg, Siegmund 213
 Webster, Charles Kingsley 370, 375
 West, Rebecca 31, 59, 269,304, 312, 384
 Westerling, Raymond, «der Türke» 145
 White, E.B. 356, 367, 375
 Whitney, Courtney, Brigadegeneral 206 f.
 Willoughby, Charles A., Generalmajor
 207, 246
 Wilson, Edmund 75-78, 128, 130-135,
 170, 284 f.
 Wilson, Harold 312
 Winwood, Major 266
 Wolf, Friedrich 327
 Wolf, Markus 327
 Wollheim, Richard 45 f.
 Worden, William L. 339

 Yamashita Tomoyuki, «Tiger von
 Malaya», General zw. 198 u. 199, 247,
 249, 251, 254
 Yo Un-hong, Bruder von Yo Un-hyong
 306
 Yo Un-hyong 303, 305-307

 Zaaajier, J. 259
 Zangen, Wilhelm 213
 Zeineddin, Farid 367
 Zuckmayer, Carl 56, 78 f., 91, 210